



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

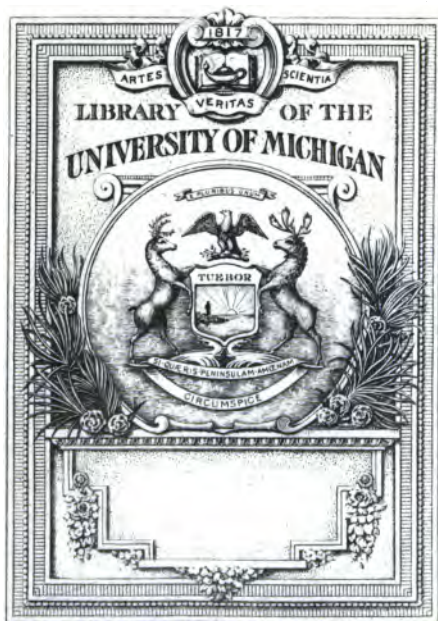
We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

A 1,019,545



838

G31

1867

C. F. Gellert's
sämmliche Schriften.

Gellert, Christian Fürchtegott

C. F. Gellert's
sämmtliche Schriften.

~~~~~  
**Neue rechtmäßige Ausgabe.**  
~~~~~



Erster Theil.

Berlin,
Weidmannsche Buchhandlung.
Leipzig,
Hahn'sche Verlagsbuchhandlung.
1867.

1 vol.

Digitized by Google

	Seite
Der Kranke	51
Der Fuchs und die Elster	53
Das Land der Sinkenden	55
Inkle und Variko	56
Der Kukul	59
Das Gespenst	60
Der Selbstmord	62
Die Bettchwesler	63
Der Blinde und der Lahme	66
* Der Hund	67
Der Proceß	70
Der Bettler	73
* Das Pferd und die Bremse	74
Die Reife	75
Das Testament	77
* Damäas und Phyllis	80
Die Widersprecherinn	82
* Das Heupferd, oder der Grasschlüpf	85
Samnon und das Drakel	85
Das Kartenhaus	88
Die zärtliche Frau	89
Der zärtliche Mann	91
Die Spinne	93
* Die Biene und die Henne	94
Der süße Traum	96
Der Reisenbe	98
Der erhöhte Liebhaber	99
Der glücklich gewordene Ehemann	103
Der göttige Besuch	104
Der Arme und der Reiche	105
Damokles	106

	Seite
Die beiden Hunde	107
Selinde	109
Der Schatz	112
Monime	113
Der unsterbliche Autor	115
Der grüne Esel	116
Der baronisirte Bürger	118
Der arme Schiffer	119
Das Schicksal	121
Risette	123
Die Verschwiegenheit	125
Die junge Ente	127
Die kranke Frau	129
Der gute Rath	133
Die beiden Mädchen	134
Der Maler	135

Zweytes Buch.

Die beiden Schwalben	137
Das Unglück der Weiber	138
Der sterbende Vater	141
Der junge Drescher	142
Die glückliche Ehe	145
Die beiden Wächter	147
Das Kutschpferd	148
Die Fliege	149
Der arme Greis	151
Galliste	153
Der Affe	156
Der Bauer und sein Sohn	157
Der glückliche Dichter	159

	Seite
Die Mißgeburt	160
Die Ente	163
Till	164
Cleant	165
Der Wucherer	166
Der Lob der Fliege und der Mücke	167
Amynt	168
Herodes und Herodias	170
Der Freigeist	174
Das Vermächtniß	177
Die Guttbat	177
Der Candidat	178
Die schlaun Mädchen	179
Epictet	181
Elpin	182
Das Hospital	183
Der betrißte Wittwer	186
Der Tartarfürst	187
Der junge Prinz	189
Das neue Ehepaar	189
Der Jüngling	194
Graft	196
Das Pferd und der Esel	197
Cotill	198
Der beherzte Entschluß	199
Der junge Gelehrte	200
Das junge Mädchen	201
Die beiden Knaben	202
Die Bauern und der Amtmann	204
Der Freyer	206
Emil	207

	Seite
Der Knabe	207
Der Pilgner	208
Die Frau und der Geist	209
Philinde	211
Alceſt	212
Der wunderbare Traum	214
Der Polyhiſtor	216
Die Nachtigall und der Kukul	217

Drittes Buch.

Der Informator	219
Elmire und Selinde	221
Hanns Norb	223
Der alte Dichter und der junge Criticus	225
Alceſt	226
Der gehoffte Ruhm	228
Der Freundschaftsdienst	230
Der großmüthige Räuber	231
Dorant	232
Der Arme und das Glück	233
Der Schwäger	234
Der ungerathne Sohn	234
Die beiden Schwarzen	236
Der fromme General	237
Thynſolt und Lucia	239
* Der Schäfer und die Sirene	244
* Die Bienen	245
Der Held und der Reutknecht	246
* Die Lerche und die Nachtigall	247
* Der Knabe und die Mücken	248
* Die Wachtel und der Hänſling	250

	Seite
Der Hochzeittag	251
* Die Elster und der Sperling	253
Der Geheimnißvolle	255
* Die Lerche	256
* Die beiden Wanderer	257
* Das Glück und die Liebe	259
* Der Affe	262
Die Wittwe. Ein Märchen	263
* Der junge Krebs und die Seemuschel	267
* Das Kind mit der Schere	268
* Die Affen und die Bären	270
* Der Leichtsin	272
Der reiche Geizhals	272
Das Testament	274
Crispin und Crispine	276
Der Jüngling und der Greis	279
 Beurtheilungen einiger Fabeln aus den Belustigungen des Verstandes und Witzes.	
Die Lerche	283
Der Schäfer und die Sirene	294
Der Sperling und die Taube	307

Die Ausgabe der sämmtlichen Schriften vom J. 1769, welche bei der gegenwärtigen zu Grunde gelegt worden ist, unterscheidet sich in dem Text der Fabeln und Erzählungen von den ersten Ausgaben nur durch wenige, unerhebliche Abweichungen. Das erste Buch erschien zuerst unter dem Titel Fabeln und Erzählungen von C. F. Gellert im J. 1746, das zweyte als Zweyter Theil derselben im J. 1748, die ersten funfzehn Stücke des dritten in den Lehrgedichten und Erzählungen 1754, die folgenden nebst den Beurtheilungen 2c. in dem ersten Theile der Sammlung vermischter Schriften 1756. — Mit einem * sind in dem Inhaltsverzeichniß diejenigen Stücke bezeichnet worden, welche ursprünglich in den Belustigungen des Verstandes und Witzes (1741—44) standen, dann von Gellert umgearbeitet wurden.

An
Seine Churfürstliche Durchlauchtigkeit
zu Sachsen.

Durchlachtigster Churfürst,
Gnädiger Herr.

Wenn andere Schriftsteller, bey ihren Zueignungsschriften an die Fürsten, oft wegen der Wahl ihres Inhalts ungewiß seyn müssen: so kann ich denselben bey der meinigen nicht einen Augenblick verkennen. Ich darf ihn nicht erst durch Scharffinn auffuchen; die Pflicht und mein Herz giebt mir ihn selbst ein. „Danke deinem Fürsten öffentlich und ehrerbietigt für die besondern Merkmale seiner Gnade, deren er dich gewürdiget hat!“ so ruft mir mein Herz zu. Und welche Pflicht fordert weniger Kunst und Verebfamkeit, als die Pflicht eines dankbaren Unterthans gegen seinen großmüthigen und ihm theuersten Fürsten?

Ww. Churfürstl. Durchl. haben mich nicht allein mit schätzbaren Denkmalen Dero Gnade beehret, die für meinen Fleiß eine tägliche Ermunterung sind; sondern Sie haben auch, aus eigner hohen Bewegniß, von dem ersten Anfange Dero preiswürdigsten Regierung an, für meine Ruhe, ja noch unlängst für die Befestigung meiner schwachen Gesundheit, — Gott schenke Ihnen dafür die Gesundheit, die mir mangelt! — eine so ausnehmende Sorgfalt getragen, als wohl noch kein Fürst für

einen kranken Lehrer auf seinen Akademien bezeigt hat. Für alle diese Wohlthaten danke ich Ihnen, Großmüthiger und Wohlthätiger Fürst, öffentlich, vor aller Welt, mit einem Herzen voll Ehrfurcht und Liebe.

Aber höher, als alle diese Wohlthaten, so groß sie auch für mich sind, schätze ich das Vertrauen, das Ew. Churfürstl. Durchl. seit einigen Jahren bewogen hat, mir einige unvollkommene moralische Manuscripte abzufordern, um Sich, (erlauben Sie gnädigst, daß ich der Welt Dero eignen Worte, die für einen jungen Fürsten mehr als die herabtesten Lobsprüche sind, sagen darf,) um sich daraus zu belehren. Für dieses Glück, das mir den Trost giebt, nicht ganz umsonst gelebt zu haben, danke ich Ihnen, Würdigster Fürst und Herr, öffentlich, vor aller Welt, mit einem Herzen voll Ehrfurcht, Bewunderung und ewiger Liebe; und bitte Gott, daß er Sie ein Beyspiel der Weisheit, Tugend und Glückseligkeit unter den Fürsten seyn lasse, und Sie und Dero würdigste Gemahlinn mit einem langen und dem zufriedensten Leben, nach dem Wunsche und zur Wohlfahrt aller treuen Sachsen, beglücken und segnen wolle. Mit diesen Gefinnungen der Ehrfurcht, der Dankbarkeit und Liebe überreiche ich Ihnen in tieffter Unterthänigkeit die Sammlung meiner geringen Schriften, und verharre bis an das Ende meines Lebens

Ew. Churfürstl. Durchl.

Leipzig,
den 16. April,
1769.

unterthänigster treuehorsaamster
Christian Fürchtegott Gellert.

Vorbericht

zur Auflage meiner Schriften vom Jahre 1769.

Da ich bey der neuen Auflage meiner Schriften, welche die Herren Verleger für nöthig befunden, aus Mangel der Gesundheit und der Kräfte nicht im Stande gewesen bin, denselben die Verbesserungen zu geben, die ich wohl gewünscht: so würde ich einen guten Theil dieser meiner Schriften lieber ganz zurück genommen haben, wenn mir dieses Recht darüber zustünde. Ich muß sie also dem Publico so überlassen, wie es sie zeither mit seinem Beyfalle aufgenommen hat, und hoffen, daß so wohl ihre Mängel überhaupt, als auch einige jugendliche Stellen meiner ersten Aufsätze, wenn das Uebrige nützlich ist, leicht ferner Nachsicht erhalten werden. Nur in den Lustspielen, die bey der Vorstellung am ersten unglückliche Wirkungen auf das Herz thun können, habe ich einige Veränderungen vorgenommen; und kein Autor kann in Absicht auf die Ehre der guten Sitten und des Geschmacks zu vorsichtig und strenge sein. Außerdem hat diese neue Ausgabe nunmehr den Vortheil, daß sie von den sehr häufigen Druckfehlern der vorigen Auflage durch den Dienst meines Freundes, des Herrn Kreisreutereintnehmer Weiße, und meines

Amanuensiß, des Herrn Götze, sorgfältig ist gereinigt worden; ein Dienst, für den ich beiden hier laut danken muß. Ferner hat diese Ausgabe in fünf kleinen Bänden auch die Bequemlichkeit, daß diejenigen Schriften, die zu Einer Classe gehören, oder einander doch nicht entgegen stehen, jedesmal in Einen Band sind gestellet worden. Der letzte hat drey neue Zusätze bekommen, die aber für die vorigen Ausgaben auch bereits einzeln abgedruckt werden.

Wenn endlich dieses oder jenes meiner Werke zur Ausbreitung der Weisheit und Tugend unter den Menschen bisher beförderlich gewesen ist, und künftig noch seyn sollte: welche Freude für mich, die ich um das Glück und den Verfall der ganzen Erde nicht hingäbe! und welchen demüthigen Dank bin ich so Glücklicher, und doch Unwürdiger, dem Geber aller guten Gaben ewig dafür schuldig. Leipzig, im Aprilmonat, 1769.

C. F. Gellert.

Nachricht und Exempel
von
alten deutschen Fabeln.

Die Bemühungen, welche unsere Vorfahren seit einigen Jahrhunderten auf die Fabeln gewandt haben, sind, meiner Meynung nach, eben nicht so geringe, daß sie nicht einige Aufmerksamkeit verdienen. Und wenn ich zum voraus setze, daß viele von meinen Lesern nicht Gelegenheit gehabt haben dürften, sich in den Fabeln unsrer Alten umzusehen: so hoffe ich, es wird ihnen nicht unangenehm seyn, wenn sie hier einige Proben von ihrer Schreibart finden.

Es gereicht der äsopischen Fabel überhaupt zur Ehre, daß sie fast bey allen Völkern, und zwar zu verschiedenen Zeiten, ungemein vielen Beyfall und viele Hochachtung gefunden hat. Sie ist unstreitig die älteste Spur des menschlichen Wises. Sie war in den meisten Ländern, ehe die Wissenschaften dahin kamen; und sie vertrat in den Zeiten der Unwissenheit bey diesem und jenem Volke fast ganz allein die Stelle des Wises und der Moral. Sie erhielt sich bey ihrer Ehre, da die Wissenschaften aufgingen; und eine Erfindung, die Barbaren gefallen hatte, gefiel auch gestitteten und witzigen Völkern, und ward unter ihren Händen immer mehr verschönert. Meine Leser würden. Ur-

sache haben, von meiner Dienstfertigkeit nicht zum Besten zu urtheilen, wenn ich dieses erst erweisen wollte. Wer bey einer Sache, die niemand leugnet, mehr thut, als daß er ihrer erwähnet, der muß entweder Lust haben, etwas vergebliches zu unternehmen, oder die Ehre suchen, seine Belesenheit auch zur Unzeit zu zeigen. Eben der äsopische Wiß, den das den Wissenschaften günstige Deutschland ißt liebt, ward von den Deutschen schon hochgeschäzget, ehe sie die Wissenschaften noch kannten; und die Fabel gefiel ihnen, ehe sie die Regeln der Kunst wußten. Dieses beweisen unter andern die sehr alten Fabeln eines Ungenannten, von welchen ich ißt rede, und zugleich einige Exempel anführen will. Ich meyne diejenigen Fabeln, welche uns der Herr Doctor und Professor der Philosophie zu Straßburg, Johann Georg Scherz, in zehn Disputationen, die er von 1704 bis 1710 gehalten, aus einem alten Manuscripte geliefert, und mit einigen kritischen und moralischen Anmerkungen versehen hat. Er hat von den Fabeln des alten Ungenannten ein und funfzig Stücke herausgegeben *). Es ißt nach den Umständen, die Herr Scherz angiebt **), sehr wahrscheinlich, daß dieser Ungenannte zu Kaiser Friedrichs II. Zeiten gelebet hat. Und wenn wir auch sonst keine Merkmale hätten: so würde uns doch die Beschaffenheit der Sprache und Orthographie, und die nachdrückliche und kräftige Schreibart, deren sich dieser Dichter bedienet, schon überführen, daß er nicht lange nach den guten Zeiten Friedrichs Barbarossa gelebet haben könnte. Damals war die deutsche Poesie nicht allein an den Höfen sehr gelitten, sondern auch selbst eine Beschäftigung der Fürsten

*) Eben diese Fabeln hat man in einem papiernen Manuscripte auf der Bürgerbibliothek zu Zürich. S. die Sammlung geistvoller Schriften. VII. St. 48. S.

**) S. Scherzii Philosophiae moralis Germanorum medii aevi specimen primum.

und großen Herren; und hierdurch gelangte sie zu einer gewissen Stärke und Anmuth, deren sich die nachfolgenden Jahrhunderte bis auf Dvizens Zeiten nicht haben rühmen können. Und vielleicht hätte sich aus den alten Dichtern keiner besser zu einem deutschen La Fontaine geschicket, als unser Ungenannter, wenn er in unsern Zeiten hätte leben sollen. Einem Manne, der in der Art, die äsopischen Fabeln poetisch zu erzählen, vermuthlich unter seinen Landsleuten der erste gewesen ist, der also weder an einheimischen Exempeln, noch an den Regeln, einen Beystand gefunden hat, und doch mitten in der Finsterniß so glücklich gewesen ist, die Spuren der Natur und des Schönen zu treffen; einem solchen Manne, sage ich, kann man sehr leicht zutrauen, daß er in seiner Art vortrefflich müßte geworden seyn, wenn er die Hülfe der neuern Zeiten genossen hätte. Es geht seinem unbearbeiteten Wiße wie einem ungeschliffenen Demante; er läßt, wie dieser, hin und wieder einige Stralen schießen, und es hat, um ihn in seinen völligen Glanz zu setzen, nichts als die Kunst gemangelt, welche ihm das Rauhe und Grobe hätte abnehmen sollen. Wer also großmüthig genug ist, sich nicht durch die Beleidigung irre machen zu lassen, die seine schwäbische Mundart zärtlichen Ohren anthut; wer billig genug ist, es den ordentlichen und edlen Zügen eines Gesichts nicht entgelten zu lassen, daß die Haut mit vielen Sommersflecken besprenget ist; kurz, wer mehr auf die Art, wie er erzählet hat, als auf die Worte sieht, und ihn, indem er ihn liest, in Gedanken in unsere Sprache übersehet: dem wird unser Fabeldichter bey aller seiner Einfalt vielleicht besser gefallen, als verschiedne, die vier Jahrhunderte später sich in dieses Feld gewagt haben. Ein abwechselndes Sylbenmaaß in langen und kurzen Füßen, ein ordentlicher Abschnitt, und andere in unserer Prosodie gebräuchliche Dinge, waren damals unbekannt. Man darf also dieses nicht von ihm begehren. Genug, daß er weit wohlklingender schreibt, als man

vor Dapfen schrieb. Endlich muß man auch bedenken, daß wir die eigentliche Bedeutung, den Nachdruck, und die Kraft vieler alten Wörter nicht genug verstehen; daß viele von solchen Wörtern, wenn sie auch heute zu Tage noch gebräuchlich sind, doch entweder mehr, oder weniger, zu bedeuten angefangen haben, und daß also oft eine alte Stelle, die uns matt und unkräftig, oder sonst nicht zulänglich ausgedrückt zu seyn scheint, dennoch kräftig, poetisch und richtig gegeben seyn kann. Wer sich in alle diese Umstände setzt, wenn er den Winesbeck und andere alte gute Dichter liest, der wird ihre ungekünstelte Anmuth im Lesen empfinden, und da lebhaft und richtige Gedanken wahrnehmen, wo Andere nichts als verlegene Wörter und matte Vorstellungen sehen.

Der Leser mag nunmehr aus folgenden Exempeln selbst urtheilen, ob ich den ungenannten Fabeldichter mit Rechte gelobet habe. Das erste Exempel soll die Fabel von dem Löwen und der Maus seyn. Ich will mir die Freiheit nehmen, und Commata und Punkte dazwischen setzen, damit man den Verstand leichter finden könne.

Eyns tages ein louwe sich erging
 In eim walde, da er sing
 Ein musz, die wolt er getöttet han.
 Sie sprach: Herr louwe, lant mich gan!
 Was eren mag ein Kunig bejagen,
 Ob von Ime ein Knecht wurt erslagen?
 Des er gewalt hat, wan er wil,
 Ist Im das ein ere? das ist nit vil.
 Was grosser Kühnheit mag das gesin,
 Ob ein louwe ein muselin
 Ertöttet? der hat eren me,
 Der geschaden mag, und nit tut we.

Lossent ir mich Herr genesen!
 Ich mag uch wol nuz wesen,
 Und mag uch keinen schaden tun,
 Noch minder dann ein arn*) ein hun.
 Der louwe ljesz sin zurnen sin,
 Und ljesz gon das muselin,
 Des wart es innerlichen fro.
 Ich will es uch dancken, sprach es do.
 Nun wart es nit lange gespart,
 Das der louwe gefangen wart
 In eim garn, das was stark.
 Er hett geben dusent Marg,
 Das er daruss wer gewesen,
 Er wonde sicher nit genesen.
 Da er also gefangen lag,
 Da kam die musz, ee dann der tag
 Uffging, zu dem louwen hin.
 Sie sprach: Got grusz uch, herr myn,
 Was klagent ir? was ist uwer not?
 Ich bin gefangen uff den tot,
 Sprach der louwe zu der musz.
 Sie sprach: Herr ir koment wol usz;
 Ich hilff, das ir blibent by dem leben,
 Wann**) Ir hant mir das myn geben.
 Was sol ich uch nu me sagen?
 Die musz geriet***) das garn nagen
 Und mit den zenen bitten
 Und ouch garn zerrissen
 Einzwey, da wart das loch grosz:
 Den louwen das nit verdrosz.

*) ar, Adler. **) weil. ***) fieng an.

Vil balde er sich dannen macht :
 Der muse det er acht*),
 Frundlich er Ir dancken began.
 Sie sprach: Ich hab gern getan.

Gedenkent, wie der gewalt sy,
 Dem miltikeit nit wonet by.
 Gewalt erbermden**) sol han ;
 An gewalt sol tugent stan.
 Der gross den myndern sol vertragen,
 Nutze mag er sin, der nit mag schaden.

Die natürliche Einfalt, mit welcher unser Autor erzählt, hat, nach meiner Empfindung, etwas sehr angenehmes bey sich. Man sieht nichts gekünsteltes, und auch nichts frostiges. Er ist nicht so kurz, daß er ängstlich würde, und auch nicht so wortreich, daß er viel müßiges sagte, wenn man etliche wenige Zeichen ausnehmen will. Seine Moralen bringt er mit einer treuherzigen Miene vor, und verbindet sie gut mit der Handlung der Fabel. Die Anrede, welche die Maus an den Löwen hält, ist so kräftig, und schidet sich zu den gegenwärtigen Umständen so gut, daß man nicht sieht, was sie bessers hätte sagen sollen. „Herr Löwe, laßt mich gehn! Was mag wohl ein König für „Ehre erjagen, wenn er einen Knecht erschlägt? Daß er Gewalt „hat, wenn er will, ist ihm das eine Ehre? Mag das wohl eine „große Kühnheit seyn, wenn ein Löwe eine Maus erschlägt? „Der hat mehr Ehre, der schaden kann, und es doch nicht „thut.“

Man höre dagegen die spitzfindigen Betrachtungen, welche der Löwe bey dem lateinischen Anonymus in eben dieser Fabel

*) Er bezeugte der Maus Hochachtung.

**) Erbarmung.

anstellen, und welche sich vermuthlich auf die Vorstellungen beziehen sollen, die ihm die Maus zuvor gethan hat.

Si nece dignetur murem leo, nonne leoni
Dedecus et muri coeperit esse decus?
Si vincat summus minimum, sic vincere vinci est.
Vincere posse decet, vincere crimen habet.
Si tamen hoc decus est; si laus, si vincere; laus haec
Et decus hoc, minimo fiet ab hoste minus.
De pretio victi pendet victoria: victor
Tantus erit, victi gloria quanta fuit.

Die epigrammatische Rede des Löwen, diese künstliche Wiederholung der Worte in Gegensätzen, ist von der edlen Einfalt weit entfernt, mit welcher der Deutsche seine Maus ungezwungen, und doch nachdrücklich, reden läßt.

Man halte ferner diese alte Fabel gegen eine, die in unserm Jahrhunderte aufgesetzt ist, und sehe, ob der alte Fabeldichter den neuern nicht unendlich beschämet?

In Niederers Fabeln Mesopi, die zu Coburg 1717 herausgekommen sind, wird die Fabel von der Maus und dem Löwen also erzählt:

Ein Löw, müd von der Jagd und Lauffen,
Legt sich im Schatten in das Grün.
Indem er schläft, so kommt ein Hauffen
Mäuß über seinen Rücken hin,
Drob eine, gleich da er erwachte,
Er zwischen seine Klauen brachte.

Die Arme hat ganz unterthänig
Um Gnad, Quartier und um Pardon;

Sie sprach: Was solch ein großer König,
 Der wider sie zürn, hab davon.
 Sein Grimm sollst, den er nur mögt sparen,
 Gleichwohl in größere Thiere fahren.

Der Löw gedachte, daß ihm diese
 Nicht viel Respect und Ruhm verhieß,
 Wenn er ein solch klein Thier zerriese,
 Und sich sie etwan schmecken ließ,
 Drum war er in sich selbst erbötig,
 Und ließ sie gleich drauf los und ledig.

In wenig Tagen drauf so rennte
 Besagter Löwe durch den Wald,
 Er fiel in Strick und Garn behende,
 Er brüllte, daß es wiederhallt;
 Allein sein Vorsatz blieb dahinten,
 Er konnte keinen Ausgang finden.

Die Rauß hört ihn erbärmlich brüllen,
 Lauft zu und kennt ihn an der Stimm,
 War er ihr unlängst nun zu Willen,
 Das sie bemerkte interim,
 Kommt sie zum Garn, und sucht die Knöpfe,
 Daß er immittelst Luft nur schöpfe.

Als sie dieselbe nun gefunden,
 So naget sie sie hurtig ab,
 Wodurch sie in denselben Stunden
 Dem Löwen die Befreyung gab,
 Denn ihm ist alsofort gelungen,
 Daß er aus dem Arrest entsprungen:

Ist die Fabel aus dem dreizehnten oder vierzehnten Jahrhunderte nicht ein rechtes Meisterstück, gegen die Arbeit des neuen Dichters gerechnet? Ich glaube, daß der Leser das alte Schwäbische lieber zehnmal lesen wird, als das neue undeutsche Deutsche einmal. Dort höret man, ungeachtet der rauhen Sprache, doch einen Dichter reden, hier aber, ungeachtet des Sylbenmaaßes, nur einen Reimer.

Das andere Exempel mag die Fabel von dem Raben und Fuchse seyn.

Ein Fusz hungern began;
 Under ein hohen bom er da kam,
 Uff den ein rab kam geflogen
 Mit eim kese, den er einer frouwen
 Genommen und gerobet da.
 Des wart der Fusz ummassen fro.
 Da Ine der Fusz erst ersach,
 Mit glatten worten er da sprach:
 Gott grusz dich, lieber herr myn,
 Uwer diener will ich sin,
 Und imer wesen uwer Knecht.
 Das dunket mich billig und recht.
 Ihr sint edel und so rich,
 Kein fogel mag uch sin glich
 In allen kunigrichen.
 Ich wene*) uch müse entwichen
 Der sperwer und ouch das felkelin,
 Des habichs und ouch des pfowen schin.
 Süsse ist uwer kelen schal,
 Uwer styme hört man uberal

*) Wonen, glauben, dafür halten.

In dem walde erclingen,
 Wann ir getatten singen;
 Des hab ich wol genommen war.
 Der rap sprach, du sagest war.
 Nu singent, lieber herr myn!
 Da sprach der rap, das sol sin.
 Er liesz sin stym usz und sang,
 Das es durch den Wald erclang.
 Im dem sange empfle Im do
 Der kese, des wart der fusz vil fro.
 Des lobs mus der rap mit schaden entgelten,
 Und im was das lob nit gut, als ein schelten.

Die Schmeicheleyen, welche der Fuchs dem Raben macht, klingen artig genug. „Gott grüß euch, mein lieber Herr, euer „Diener will ich seyn, und immer Guer Knecht bleiben.“ Was fehlet diesem Complimente? Nun fängt er an, ihn recht poetisch zu loben. „Ihr seid edel und liebreich. Kein Vogel mag „euch in allen Königreichen gleich seyn. Nach meinen Gedanken „muß euch der Sperber und der Falke weichen, die Schönheit „des Habichts und des Pfauen. Süß ist eurer Kehlen Schall, „eure Stimme hört man überall in dem Walde erklingen.“ Dieses ist, wie mich deucht, eine sehr poetische Stelle. Man stelle sich vor, wenn der Dichter in unsern Zeiten geredet hätte, ob er nicht fast eben das gesagt haben würde, was La Fontaine sagt?

Eh bon jour, Monsieur le Corbeau,
 Que vous êtes joli! que vous me semblez beau!
 Sans mentir, si votre ramage
 Se rapporte à votre plumage
 Vous êtes le Phoenix des hôtes de ce bois.

Die Sitten seiner Zeit ließen es nicht zu, daß er sich so manierlich ausdrücken konnte. Indessen muß diese Stelle vor vierhundert Jahren eben so artig und munter geklungen haben, als des La Fontaine seine zu unsern Zeiten klingt. Damit man den Werth dieses alten Autors desto besser erkenne: so will ich eben die Fabel von dem Raben aus dem Melander hersetzen, welcher 1712 eine *Mythologiam Paraeneticam*, das ist, die Fabeln Phäbri in deutschen Versen, zu Eisenberg herausgegeben hat. Er läßt sich folgendermaßen gar annehmlich und deutlich vernehmen.

Als ein gewisser Raab den Käß vom Fenster stahl,
 Und aß denselben gern auf hohem Baum zum Mahl,
 So sahe den der Fuchs, und steng so an zu reden:
 O Raab! wie hast du doch so schöne Feder=Weben!
 Wie herrlich steht dir doch der Leibes=Zierrath an!
 Kein Vogel, wenn du sängst, ging dir im Rang voran.
 Allein da sich der Narr zu seiner Stimme schicket,
 Verliehrt er seinen Käß, den gleich der Fuchs entrücket,
 Und reißet ihn mit List so fein begierig hin.
 Da wurde erst der Raab der List des Fuchses in,
 Und also wurde er zum Seufzen erst bewogen,
 Daß ihn der schlaue Fuchs so schändlich hat betrogen.
 Damit wird angezeigt, was Sinn und Wiß vermag,
 Und Klugheit halte stets der Tapferkeit die Wag.

Sollte man nicht denken, wenn man von der kraftlosen Art zu erzählen auf die Zeit schließen wollte, in welcher Melander gelebet; sollte man, sage ich, nicht denken, daß er noch einige Jahrhunderte vor unserm Ungenannten sein Werkchen verfertigt haben müßte? Um die Weitläufigkeit zu vermeiden, so will ich nur noch ein kurzes Exempel aus unserm Alten anführen. Ich muß übrigens erinnern, daß man bey ihm nicht lauter äsopische

Fabeln, sondern auch Erzählungen antrifft; zum Exempel, die Geschichte der Matrone zu Ephesus, welche die Herren Verfasser der schweizerischen geistvollen Schriften in ihr siebentes Stück eingerückt haben; die Erzählung von dem Fieber und dem Flohe; von dem Vater, dem Sohne und dem Esel, und andere mehr, in welchen man die Spuren eines guten Geschmacks mit Vergnügen bemerket.

Das letzte Exempel sey die Fabel von dem Wolfe und der Geis.

Ein Geisz wolt uff ein weide gon,
 Da liesz sie in dem stalle ston
 Ein junge geisz, Ir tochterlin.
 Zu ir sprach sie, losz nyeman in,
 Du solt die ture beslossen lon;
 Harusz solt du nit gon,
 Blip darinn, das ist dir güt,
 So bist du vor dem Wolff behüt.
 Da die geisz beslossen wart,
 Viel schier ein Wolff kam uff die fart.
 Er gieng zu dem stall drugenlich*),
 Und geborte sich glich
 Der alten geisz in valscheit,
 An styme, an wandel, und seit**)
 Der jungen geisz: losz mich in,
 Min trut liebes tochterlin!
 Sie sprach, wer bistu stant davor?
 Ich ton nit uff des stalles tor,
 Min mutter hat verboten mir,
 Das Ich nit usz hin kome zu dir.

*) betrügltch.

**) sagt.

Ich kenne dich wol, die stym ist falsch.
 Dich hilffent weder tutsch, noch welsch.
 Du komest nit herin, somer got! *)
 Ich wil halten das gebot,
 Das mir gebot min mütterlin,
 Das Ich nyeman sollt lossen in.
 Du bist ein Wolff, das sihe ich wol,
 Wann du bist aller schalkheit vol.
 Ach hergott, wie viel der ist
 Uff erden, die denselben list
 Erzoigent mit susses honiges wort,
 Und ist schande, schade und mort
 In ihr hertze alle begraben etc.

Unter die Fabeldichter, die gegen das vierzehnte Jahrhundert gelebet haben, zählen wir auch den Hugo von Trimbberg, einen Schulmann zu Babenberg. Er hat ein moralisches Buch in Versen geschrieben, welches er den Kenner nennet, und von welchem er saget:

In Schwaben, in Döringen und Franken,
 Da sollen teutsche Leute mir danken,
 Das ich viel fremder Lere in han
 In Teutscher Zungen kundt gethan,
 Die manch jar vor und dan noch heuer
 In Teutscher Sprache waren deutwer.

In diesem Buche sind verschiedene, theils äsopische, theils andere Fabeln enthalten; und wer weiß, ob nicht einige darunter von seiner eigenen Erfindung sind. Man kann von seiner

*) Sumer got, oder sommer gott, ist eine Bethenerung, die so viel heißt, als: Bey Gott! So wahr mir Gott helfe.

Schreibart mit keiner Zuverlässigkeit urtheilen, weil derjenige, der ihn 1549 zu Frankfurt am Mayn in Folio herausgegeben hat, so besorgt gewesen ist, und die schwäbische Mundart des Trymbergs nach der Sprache des sechzehnten Jahrhunderts verbessert, oder, deutlicher zu reden, verderbet hat. Wer Exempel von dieser unzeitigen Sorgfalt sehen will, darf nur den Vorhof, von der deutschen Sprache und Poesie, auf der 352. S. nachlesen. Es scheint wirklich, daß Trymberg die Sprache nicht so in der Gewalt gehabt hat, als der ungenannte Fabeldichter. Die Ursache mag wohl diese seyn, daß er sich, als ein Schulmann, mehr auf das Latein gelehrt hatte, wie er sagt:

Und wisset, daß ich wohl dreißig jar
Meinen Sinn hatte auf Latein so gar
Geleitet, daß mir die Teutschen Reimen

* * * * *

So gar waren unbekannt,
Als ob ich führe in frembde Land
Und wölste eine Sprache lernen da.

Wie glücklich sind wir in unsern Zeiten, daß wir diese Entschuldigung nicht mehr nöthig haben! Unsere größten Gelehrten halten es für eine Ehre, sowohl in der einen als in der andern Sprache zugleich schön zu schreiben, und dem Exempel des Cicero zu folgen, der bey seiner Geschicklichkeit in der griechischen Sprache auch in seiner Muttersprache vortrefflich schrieb.

Wenn nichts an unserm Trymberg zu loben wäre: so verdient er doch wegen der edlen Freyheit, mit welcher er die Laster seiner Zeiten angreift, eine besondere Hochachtung. Er fürchtet sich vor dem geistlichen und obrigkeitlichen Stande so wenig, daß er beiden die Wahrheit ganz unerschrocken sagt. Er folget hierinne dem Beispiele des beherzten Freydancks,

welchen er sehr oft mit großer Hochachtung anführet. Die Satyre hat auch viel zu enge Grenzen, wenn sie sich nur mit den Fehlern des bürgerlichen Lebens beschäftigen soll. Die Thorheiten der Großen machen beredter, als die Narrheiten der Niedrigen. Und man wird allemal finden, daß in dem Lande, wo die meiste Freyheit herrschet, auch die besten und kräftigsten Satyren angetroffen werden. Den poetischen Geist des Herrn Trumberts mag ich eben nicht loben. Er hatte gesunde und gute Lehrsprüche; aber hohe Gedanken und lebhaftere Auszierungen wird man freylich nicht oft in seinen Gedichten finden. Wir betrachten ihn indeffen jetzt nicht als einen erhabnen Dichter, sondern als einen Fabelschreiber. Doch auch in dieser Betrachtung dürfte er wohl etliche Stufen unter dem Ungenannten zu stehen kommen. Ich will eine Probe von seiner Art zu erzählen hersetzen.

V o n z w e y e n M ü l e n .

Ein Mühle mit eym radelein
 Bey einem kleinen dörrfelein
 Hatte vor zeitten ein armer mann,
 Das wasser dem radelein entrann
 Und nicht hatte seinen follen schwang
 Mit jammer es umbgieng und sang
 Als ihm des wassers not gebot:
 Hilff Herre Gott, Hilff Herre Gott.
 Nun war dabey ein dorff sehr groß
 Bey dem ein krefftig Wasser floß,
 Das trieb zwey räder sölligliche
 Sie schnapten mit eynander gliche:
 Hilff oder laß, Hilff oder laß,
 Die Erde sey trucken, oder naß,

So hant wir genug tag und nacht,
Uns wird so mancher Sad gebracht.

Diese müßen mögent uns wol bedeuten
Auf erden reich, und arme leute.
Unsern Herren ruffent die armen an. 1c.

In dem sechzehnten Jahrhunderte hat sich Burkard Waldis um die Fabel verdient zu machen gesucht, und vierhundert an der Zahl in Verse gebracht, welche zu Frankfurt am Mayn 1548 in Stav im Drucke erschienen sind. Morhof gedenkt seiner, in der deutschen Poeterey der mittlern Zeit, mit keinem Worte; und es scheint daher, daß er ihn für sehr schlecht muß gehalten haben. Es ist freylich leider bekannt, daß die deutsche Poesie nach den glücklichen Zeiten der Kaiser aus dem schwäbischen Hause ein sehr schlechtes Ansehen bekommen, da sie durch die Unruhen des Krieges aus den Händen der Großen in die Hände des Pöbels gerathen, und endlich ein Zeitvertreib der ungehirnten Meisterfänger geworden. Allein so schlecht sie auch in dem sechzehnten Jahrhunderte ausgesehen hat, wenn man Sebastian Brands und Johann Fischarts Arbeiten ausnimmt, von deren Stärke in der Dichtkunst die Herren Verfasser der schweizerischen critischen Schriften in dem siebenten Stücke gehandelt haben: so glaube ich doch, daß man unserm Waldis zu viel thut, wenn man ihn etwan mit Hanns Sachs in eine Reihe setzen wollte. Er weiß die weilkäufte und oft müßige Art zu erzählen, die man ihm mit Rechte vorwerfen kann, doch oft durch muntere Einfälle und lebhaftre Beschreibungen wieder gut zu machen. Und er ist mehr zu bedauern, daß er nicht zu einer bessern Zeit gelebet hat, als daß er den Schimpf seiner Zeit und seiner verstümmelten Sprache entgelten sollte. Vielleicht werden einige Exempel von seiner Arbeit seinen Charakter besser bestimmen, als ich. Die Fabel vom Pferde und Esel lautet also:

Einmahl ein Pferd gebunden stund
 Und het einen schönen Baum im Mund,
 Der war mit gülden Buckeln beschlagen
 Auff seinem Rücken thet es tragen
 Einen blanden Sattel schön gezierd,
 Ein Rosdecken mit Gold durchschniert.
 Es riß den Zügel bald entzwey
 Und lief hinweg mit großem Geschrey,
 Da kam ein Esel on gefehr
 Mit seiner Last langsam daher,
 Das Pferd fraß das Gebiß mit schaum,
 Sah zorniglich und sprach, gib raum
 Wer hat dich solche mores gelert
 Das du nicht weichst eim solchen Pferd?
 Geh weg, gieb raum, oder wil dich schlagen
 Das dich jr sechs von hinten tragen.
 Der Esel erschraack von dem schnurren
 Gab raum und durfft auch nit einst murren.
 Das Pferd lieff was es leibes mocht
 Zu letzt fiels on gefahr verrückt
 Der wardt sein Herr von stundt gewar
 Nam jm die schöne Rüstung gar
 Verkaufts dem Fuhrmann in den Karren
 Der wolt damit hinweg fahren,
 Das sahe der Esel, lieff baldt zu,
 Sprach, grüß dich freunt, wie siehest nu?
 Wo ist das Gülden und Seiden zier
 Der sehe ich jekund keines an dir?
 So lieber Freunt, so gehts auf Erden
 So muß hoffart gestraffet werden.

Von einer Frauen,
die ihren sterbenden Mann beweinet.

Es war einmal ein junges Weib
 Gar wohl gethan und schön von Leib,
 Dieselbe hett auch einen jungen Mann
 Den kam ein elend Kranckheit an
 Das er sich legen muß zu Bett
 Die Kranckheit ja fast engsten thet,
 Das er auch mit dem Todte facht,
 Den hett die Frau in guter acht.
 Betrübt sich deß so mechtig sehr
 Das sie auch kaum kundt reden mehr.
 Da sprach jr Vatter, Tochter mein,
 Bitt, wöllest nit so trawrig sein,
 Würd dir jetzt schon der Mann absterben
 Ich wolt dir umb ein andern werben,
 Ich weis auch das derselb für allen
 Dir haß denn dieser solt gefallen,
 Vnd dich wol bald also gewehnen,
 Das dich nicht darffst nach diesem sehnen,
 Darob erzörnt die junge Frau
 Vnd sprach zum Vatter, auf mein trauw,
 Ihr seht ich bin betrübtes herzen
 Dennoch vermehrt jr mir den schmerzen,
 Das jr mir sagt vom andern Man
 Das wort ich zwar nicht hören kan
 Das aus meines kranken Mannes lieb
 Ich mich gar herzlich sehr betrüb.
 Bald thet derselbig Man verscheyden
 Darob der Frauen herzlich leiden

Mit Trautrigkeit ward sehr vermehrt,
 Wie uns die folgende that lehrt,
 Mit weinen sie den Mann beklagt
 Daneben auch ihren Vater fragt,
 Und sprach, ich bitt, mir sagen wollen
 Wie ißs umb den jungen Gesellen
 Von dem jr heut gesaget hat,
 Ist er auch hie in dieser Statt?
 Ihr seht wo mich der Schuh jetzt drückt,
 Ob ich meines leidts möcht werden erquickt.
 Sie mag man sehen wie die Frauen
 Ihr Männer meynen mit all trauren
 Bey dem sie zwanzig Jar geseffen
 Könntens in einer stund vergessen
 Doch wissens viel davon zu waschen,
 • Ist gleich als wenn einer kauft ein Taschen,
 Und braucht sie lang bis sie wird alt
 Und im ohn all gefahr entfalt
 Gehet hin zum Krämer kauft ein neuw
 So ißs auch um der Frauen reuw.

Ich übergehe hier verschiedene Fabelbücher, als den Meinede
 Fuchs des Herrn von Alkmars, Georg Röllhagens
 Froschmäusler und den Rücken- und Ameisenkrieg,
 weil sie alle drey nicht sowohl unter die äsopischen Fabeln, als
 unter die scherzhaften Heldengedichte gehören; in welcher Art sie,
 der harten und rauhen Verse ungeachtet, doch ihren Werth haben.
 Der Uebersetzer des Rückenkriegs ist nicht bekannt. Das Origin-
 al ist von einem, der sich Cocalium genannt hat, in malaro-
 nischen, oder halb lateinischen und halb welschen Versen, aufge-
 setzt, wie die deutsche Vorrede sagt:

Dieser Krieg ist vor vielen Jahren
 Anfangs von ihm beschrieben worden,
 Der sich genannt Cocalium,
 Mit einer Art der Carminum,
 Darinn er vermischet Welsch mit Latein
 Wie dieser Vers bey uns mag seyn:

Hei mihi Strassburgum quod non queo schavvere turnum,
 Cumque bonis quod non possum zechare Gesellis.

Ich will aus dem ersten Buche eine kurze Stelle anführen, wenn man etwan die Versart dieses Heldengedichts kennen lernen will. Nachdem sich der Bremen König Scannacaballa in der größten Eil auf seinem Rosse, einem Käfer, zu seinem Herrn Schwager Sanguileo, dem Könige der Mücken, begeben, der unlängst eine große Niederlage erlitten hatte: so beschließt er seine lange Anrede also:

= = Ich schwer bey meiner Kron,
 Ja bey des großen Jovis Thron,
 Daß ich alßbald ohn lenger ziel
 Der Mücken Tod jetzt rechen wil.
 Wil drey mal hundert tausend man
 Allhier bringen auf diesen Plan,
 Der allerbesten Bremen mein,
 So sie in meinem Lande seyn,
 Kriegshelden aller eren wert,
 Eins theils zu Fuß, eins theils zu Pferd
 Einen so wohl gerüßten Zeug
 Dem nie kein Heer auf Erd war gleich.

Es giebt noch drey andere alte Fabelbücher, die losen Fische dieser Welt, den Gelfönig, und den Gänse-

könig, welche aber auch im eigentlichen Verstande nicht zu den äsopischen Fabeln gerechnet werden können. Die losen Füchse dieser Welt sind nicht sowohl Fabeln als Sinnbilder, in welchen die Füchse unter allerhand Gestalten und Trachten mit einer Beschrift aus der Bibel vorgestellt werden, welche die Erklärung des Bildes seyn soll. Es mag nun Sebastian Brand, oder wer da will, der Verfasser dieses Buches gewesen seyn: so bringt es ihm, nach meiner Meynung, nicht viel Ehre. Man sieht darinnen wohl ein gutes Herz, aber wenig Wiß, und in der ganzen Anlage wenig Uebersetzung. Wenn dem Vorredner zu der Dresdner Ausgabe von 1585 zu trauen ist: so wäre es schon im Jahre 1495 in brabantischer Sprache im Drucke erschienen, und also älter, als der Reinecke Fuchs, weil wir von diesem keine ältere Ausgabe haben, als die Lübeckische von 1498 in Octav. Wenn diese Nachricht ihre Richtigkeit hätte: so könnte Doctor Luther, wie einige geglaubt, dieses Buch nicht verfertiget haben. Daß aber Doctor Luther ein großer Freund von Fabeln gewesen, sieht man daraus, weil er die äsopischen hat reinigen und übersetzen wollen, auch wirklich sechzehn Stücke übersetzt, und eine sehr schöne Vorrede von dem Nutzen der äsopischen Fabeln dazu verfertiget hat. Seine kurzen und könnichten Uebersetzungen lesen sich mit Lust. Man findet sie in dem neunten Theile seiner deutschen Werke, und auch in denen hundert Fabeln Aesopi, welche Nathan Chyträus, ein Professor zu Moskau, 1751 in Octav herausgegeben hat. In eben dieser Ausgabe finden sich vier Fabeln, welche Doctor Mathesius, Luthers guter Freund, gemacht haben soll. Ich will eine davon hier einrücken. „Ein „alter Hirtenhund, der seines Herrn viehe treulich bewachte, ge- „het zu Abend ein. Den pelfern die Polsterhündlein auf der „gassen ahn. Er tragt für sich, und sieht sich nicht umb. Wie „er fürs Ruttelhoff kompt, fragt ihn ein fleischerhund, wie er „dis gepelfter leiden könne, und warum er nicht einen beim

„Lamm neme. Nein, saget der Hirtenhund, es zwacket und beißet
 „mich keiner, ich muß meine Been zun Wölfen haben.“

„Ach wer bißweisen verhören könnte, und verantwortet
 „nicht alles, und lies St. Petrus und Rolands Schwert in der
 „scheiden stecken, der blieb lang ungebissen und vertruß viel
 „sachen.“

Oben dieser Mathesius erzählet in seiner Predigt über Jos-
 thams Fabel, eine Fabel vom Philipp Melanchthon, die er im
 Wiesenthale über Fische vorgebracht hatte, da man von dem Un-
 danke der Welt gesprochen. Sie ist etwas lang, und vielleicht
 hat sie Melanchthon auch kürzer und anmuthiger erzählet, als
 sie uns Mathesius aufbehalten hat. Indessen verdienet sie doch,
 gelesen zu werden, da sie von einem so großen Manne kömmt,
 gesetzt, daß auch die Erfindung nicht ganz seine wäre.

Der Welt Dank.

Eine große Schlang verfiel sich in einer Höle, und schrie
 jämmerlich. Ein Bawr kompt zum Loch, fragt, was da sey,
 sie bitt, er wölle jr heraus helfen. Traun nein, sagt der man,
 an bösen Thieren ist nichts gutes zu verdienen, ich sollte wol ein
 Schlang in meinen Busen aufziehen. Die Schlang hielt an und
 verspricht dem Bawren, sie wölle jm bei jrem Gott, der ein-
 mal durch sie geredet, den besten lohn liefern, so die Welt zu
 geben pflegt. Giff, gab, und groffe verheißung bethoren auch
 die weisen. Der Bawr hilfft dem bösen und listigen Wurm
 heraus, daran wil sie jn zu lohne fressen. Hab ich das umb
 dich verdienet? ist das deiner zusag gemess? sagt der Bawr.
 Ich bin zweyzüngig, sagt die Schlang, die welt lohnet nicht
 anders, wer einen vom Galgen bitt, der bringt jn gemeiniglich
 wieder daran. Wie der Bawr in engsten stehet, sagt die

Schlang, da du mir nicht glauben wilt, so wollen wirs auf die nächsten zwey setzen, die vns begegnen, was die in dieser sachen sprechen, das soll vns beyden wohl vnd wehe thun. Bald kompt ein altes pferd, dem legen sie die Sache für, der Scheidman spricht: Ich habe meinem Kerner funfzehn jar gedienet, morgen wil er mich dem Schelmschinder geben, die welt lohnet nicht anders. Desgleichen spricht der alte Hund, auf den sie auch compromittirn, ich hab zehn jar tag und nacht meinem junkern jagen und viel Füchs und Hasen fangen helfen, ietzt hat er seinem Weidman befohlen, er soll mich an eine Weide hengen, das ist der Welt Lohn. Dem Bawrn wird bang zu muet, indem trabt ein Füchselein daher, dem legt der Bawr sein sach auch für, und verheißt jm all seine Hünner, er soll jm von dem bösen Wurm helfen. Der Fuchs unterwindet sich des Handels, berebt die Schlang, sie wölle jm die Höle zeigen, und was jr gefahr und des Bawrn dienst gewesen sey. Man kompt zum loch, der Fuchs fert ein, die Schlang hernach, und zeigt jm alle Gelegenheit. Inn des wischet der Fuchs heraus, und ehe sich die Schlange umwendt, welzet der Bawr außs Füchsen abred wider eine grosse wand für. Wie der Bawr erledigt, fordert der Fuchs, er sol jm auhn abend das Hünnerhaus offen lassen. Der Bawr kompt heim, thut seinem weib relation, und was er dem Fuchs für seine Procuratorey sey anheischig worden. Die Bewrin sagt: Hühner und Gense sein jr, er hab nichts zu vergeben. Der Bawr will sein Wort nachkommen, leßt dem Fuchs das Hünnerloch offen. Wie es die Fraw gewar wird, wartet sie mit jrem Schiermeister die nacht auf den Fuchs, vnd als er bona fiducia geschlichen kompt, verrennen sie jm das loch, und blewen auf jn zu, bis sie jn ergreifen. Ach, sagt der Fuchs, ist denn das recht, und der welt höchster lohn, für die größte wohlthat, so bestettig ichs heut, armer schalck, bis welt recht mit meinem leben und halg.

Freilich geht es auf erden nicht anders zu, wer der welt dienet, der verleuret nicht allein sein wohlthat, sondern kriegt mit der Zeit Teufels band zu lohn. Doch muß es endlich alles bezahlet werden, darum umb der welt lohn und bandes willen nichts angefangen, umb jres unbandes und vntrew willen nichts unterlassen.

Runmehr komme ich auf zween prosaische Fabeldichter, die sich von andern darinnen unterscheiden, daß sie nicht als Uebersetzer, sondern als Erfinder, das Reich der Fabeln haben erweitern wollen. Der erste ist Georg Philipp Harsdörfer, ein Rathsherr zu Nürnberg, und Mitglied der hochlöbl. Fruchtbringenden Gesellschaft, der bis in die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts gelebet hat. Er hat außer seinen Frauenzimmers-Gesprächspielen und verschiedenen andern Schriften, geistliche und weltliche Lehrgedichte, unter dem Titel, Nathan und Iotham, 1650 zu Nürnberg in Octav herausgegeben. Diese Lehrgedichte, „welche er zu sinnreicher Ausbildung der „wahren Gottseligkeit, wie auch aller löblichen Sitten und Tugenden verfertigt,“ bestehen in hundert und fünfzig geistlichen und eben so viel weltlichen Erzählungen. Wenn man diese Lehrgedichte kurz charakterisiren will: so darf man nur den Namen darüber setzen, den Harsdörfer in der Fruchtbringenden Gesellschaft geführt hat. Er hieß der Spielende; und diesen Namen hat er in seinen Lehrgedichten vollkommen behauptet. Sie laufen meistens auf eine frostige Anspielung oder gezwungene Allegorie, und nicht selten auf ein Wortspiel hinaus. Doch würde man ihm zu viel thun, wenn man glauben wollte, daß unter dreihundert Erfindungen nicht auch etliche gute wären. Ich will eine schlechte und eine etwas bessere hersetzen. Die erste heißt die

Armuth. Ich will denjenigen loben, der wachend etwas so sinnreiches nachahmen kann.

Die Armuth.

Es hat sich ein Pestilenzischer Luft (die Armuth) von den Leichnamen der erschlagenen in dem Krieg, erhaben, etliche Häuser und Stättlein angesteckt, und so bald er in ein Haus getroffen, das Zinn und Kupfer, das Geld aus der Kisten und aus dem Beutel geblasen, viele sind von einer Statt in die andere geflohen, viele sind über Meer entwichen, aus der andern Welte eine Arzney wider diesen giftigen Luft zu holen. So viel aber mit dem Goldmetall beladen wiederkommen, so viel und mehr sind unterwegs erlosen. Weil nun diese Pestin sehr überhand genommen, hat man um Rath gefragt, wie der Sache Hülfe zu schaffen? Dafür hat sich in der Apotheken der Hoffnung eine Arzney gefunden, welche von dem Manna des Gebeths und von der Eberwurß unverdrossener Arbeit gemacht worden. So viel ihrer diese Arzney mit vielen fasten und wachen gebraucht, sind alle genesen, und hat solche den geringsten Gift von den Herzen getrieben, daß er ihnen nicht schaden können. Dieses Mittel ist durch einen Wiederhall oder Echo erfunden worden, indem einer gerufen:

A R O,

hat der Wiederruff geantwortet:

O R A.

Es haben sich aber nicht wenig gefunden, so diese Arzney nicht gebrauchen, und lieber in der Faulsucht ihr Leben enden, daß sie theils ein Hauffen Kleide angethan, bevor sie erkrankt.

Tugend und Laster.

Es wohnten in einem Hause vier fromme Weibspersonen, welche sich zu gleicher Zeit schwanger und sehr übel befanden. Als nun die Geburtsstunde herbey came, brachten sie auf Einen Tag vier sehr abscheuliche Kinder, nemlich zween Söhne und zwei Töchter auf die Welt. Die Wahrheit, welches die älteste und schönste unter besagten Frauen ware, gebore den Haß, ein ungefalttes Kind mit schlechten Augen und spitzigen Klauen. Die Glückseligkeit, ein junges und freches Weib, brachte an das Licht den Stolz, ein Mißgeburt mit zweyen Köpfen, einem Leib und Schwanz gleich einer abscheulichen Schlangen, mit Basillischen Flügeln, &c. Die Sicherheit gebore eine Tochter, die nannte sie die Gefahr, die wollte klettern wie eine Raß, und hatte doch keine Klauen sich anzuhalten. Viertens erlebte sich die Verräulichkeit einer Tochter, die nannte man die Verachtung. Wie nun die Eltern gute Freundschaft flogen, also wollten sie solche bey ihren Kindern erblich machen, und Heyrathet der Herr Haß die Fräulein Gefahr, und der Herr Stolz das Fräulein Verachtung.

Der andere von den Fabeldichtern aus dem verfloffenen Jahrhundert ist Justus Gottfried Rabener, ein gelehrter Mann, der als Rector der Fürstenschule zu Meissen 1699 gestorben ist. Seine Fabeln, die unter dem Titel, Nützliche Lehrgedichte, 1691 zu Dresden in Octav herausgekommen, sind zu der Absicht, in welcher er sie für die Jugend aufgesetzt hat, sehr dienlich gewesen. Er scheint freylich den Fußtapfen des Herrn Harßdörfer zuweilen gefolget zu sein, indessen ist es ihm weit besser geglückt, als jenem. Seine hundert Fabeln zeigen von einer fruchtbaren Erfindungskraft. Und wenn dieser wackere Mann nicht in dem schematischen Weltalter gelebet hätte, wo

man recht tapfer allegoristiren mußte, wenn man witzig sehn wollte; wenn er sich ferner des Johann Valentin Andrea lateinische Apologen nicht zu Mustern genommen hätte, welche zu Straßburg unter dem Titel, *Mythologia Christiana*, 1619 herausgekommen, und nichts weniger, als gute Fabeln oder Erzählungen sind: so würden seine Erfindungen nebst seiner Schreibart weit größere Vorzüge haben. Nach meinen Gedanken verdienten es seine Fabeln, daß man sie von den Fehlern ihrer Zeit reinigte, und sie auf eine geringere Anzahl setzte. Etliche Blätter voller äsopischen Wises, den ein kurzer und muntre Vortrag belebet, stiften bey der Jugend und bey tausend Erwachsenen vielleicht mehr Nutzen, als große Werke, worinnen man die Moral gründlich ausdehnet, mit einer tieffinnigen Miene seicht, und mit einem systematischen Geschreye trocken abhandelt. Weil das Buch des Herrn Rabeners auch nicht in Vieler Händen ist: so will ich ein Paar Proben von seinen Fabeln geben.

Ein leichtfertiger Bube wollte einmahls in heißen Sommertagen in dem Strome baden nebenst andern muthwilligen Knaben, wagete sich aber zu weit in den Strom, und wurde von demselben in eine gefährliche Tiefe geführt, in welcher er auch schon unterzusinken anfieng. Als aber die andern Knaben hierüber heftig anfiengen zu schreyen, lief ein ehrlicher Mann aus Mitleiden zu, sprang mit großer Gefahr in das Wasser, erhaschte den schon ertrinkenden bei den Haaren, und brachte ihn also mit großer Mühe aufs trockene. An statt aber, daß der undankbare Vogel die Wohlthat erkennen, und sich dafür hätte bedanken sollen, lästerte er den ehrlichen Mann, und warf mit Steinen nach ihm, daß er ihn geraußt hätte. Also gehet es auch treuen Predigern und Lehrmeistern, welche man mehrentheils mit Unand und Scheltworten lohnet, wenn sie ihre

Zuhörer aus denen vielen gefährlichen Lästern heben, und mit großer Mühe heraus reissen.

Spectrum Mansvetudinis.

Es rühmte ein Hund seine Sanftmuth gegen die andern, und vermahnete sie, daß sie ins künftige nicht mehr die unschuldigen fürüber gehenden Leute anfallen sollten. Diese verwunderten sich über seine ungewöhnliche Frömmigkeit, als welche wohl wußten, daß er für dessen die Wanders-Leute bis zum Dorffe hinaus verfolget hätte. Als sie aber genau auf sein Maul Achtung gaben, nahmen sie gewahr, daß ihm seine fördern Zähne alle mit einem Steine ausgeworffen worden. Solches wird erzählt wider dieselben Heuchler, welche viel von ihrer Frömmigkeit und Sanftmuth rühmen, wenn es ihnen an Kräften und Gelegenheit fehlet den Leuten zu schaden, wiewohl es ihnen an dem bösen Willen nicht mangelt; vor solchen aber muß man sich mehr, als für den Kläffern hüten.

Dieses mag von etlichen deutschen Fabeln genug seyn. Ich weiß nicht, ob ich allen Lesern mit dieser Nachricht einen so gar großen Dienst gethan haben werde. Viele würden es vielleicht lieber gesehen haben, wenn ich von den Fabeln der Neuern geredet, und sie, nachdem sie es gewünschet, entweder recht unverschämt gelobet, oder recht kunstmäßig herunter gemacht hätte; aber zu beiden habe ich weder einen Verus, noch die gehörige Geschicklichkeit und Berwegenheit. Vielen würde es lieber gewesen seyn, wenn ich einige poetische Ueberbleibsel von einer uralten griechischen oder lateinischen Fabel hätte aufstreiben, und sie mit einem historisch-philologisch-critischen Commentariolo von sechs oder zwölf Bogen versehen können. Zum Exempel, wenn

ich die Grenzen der Gelehrsamkeit mit einigen wieder hergestellten Versen aus einer Fabel des Ennius hätte erweitern können, die, wie Gellius berichtet, von der Heibelerche (cassita) handelte und in versibus quadratis geschrieben war. Doch an Statt, daß einige deswegen Ursache haben sollten, auf mich zu zürnen: so sollten sie mir vielmehr danken, daß ich ihnen nicht eine Materie weggenommen habe, bey der sie ihre Gelehrsamkeit ohne Pralerey zeigen können. Vielen würde es vielleicht lieber gewesen seyn, wenn ich eine Abhandlung von der Fabel, von ihren Fehlern und Schönheiten, an dieser Stelle angebracht hätte. Allein da Herr la Motte vor seinen Fabeln, Herr Breitinger in seiner critischen Dichtkunst, Herr Bodmer in der Vorrede zu dem halben Hundert neuer Fabeln, und andere gelehrte Männer mehr bey uns diese Arbeit schon über sich genommen haben: so wird man die meinige sehr gut entbehren, und dafür diese Nachricht von einigen alten Fabeln lesen, oder überblättern können.

Von meinen Fabeln, die ich dem Leser überliefere, weis ich nichts weiter zu sagen, als daß ich erwarte, ob sie das Glück haben werden, den Kennern zu gefallen, oder das Unglück, ihnen zu mißfallen. Das erste wird die größte Belohnung seyn, die ich mir für meine Bemühung nur wünschen kann; das andere die größte Strafe, die mir niemals die Verwegenheit wieder in den Sinn kommen lassen wird, die Welt durch Fabeln zu lehren, oder zu vergnügen. Leipzig, im Märzmonate, 1746.

V o r r e d e

zum

zweyten Theile der Fabeln und Erzählungen
der ersten Ausgabe.

Meine Fabeln und Erzählungen, die ich vor zwey Jahren herausgegeben, sind so glücklich gewesen, den Beyfall der Kenner zu erhalten. Dieses Glück vergnügt mich unendlich; und ich weiß nicht dankbarer dafür zu seyn, als daß ich dieses offenherzig gestehe. Man muß das stolze Verlangen, den Vernünftigen zu gefallen, recht unruhig fühlen; man muß oft in Furcht gewesen seyn, diese Ehre nicht zu verdienen; man muß sich aller der Bemühungen bewußt seyn, durch die man seinen Schriften das Leben gegeben, aller der Aenderungen und Verbesserungen, die uns oft mehr Arbeit gekostet, als das Ganze selbst, aller der Stellen und Einfälle, die man aus Furcht, sie möchten für die Welt nicht schön genug seyn, mit widerstehenden Händen weggestrichen hat: kurz, man muß selbst ein Autor seyn, wenn man wissen will, was ein kluger Beyfall für eine unschätzbare Belohnung, ja was dem Poeten schon eine zufriedne Miene, mit der sich ein vernünftiges Frauenzimmer bey dieser oder jener Stelle im Lesen glücklich aufhält, für ein Lobspruch und für ein vollständiger Beweis ist, daß er die Natur nicht verfehlet, und bey seiner Munterkeit die Ruhe

des Wohlstandes und der Ehrbarkeit nicht gestört hat. Ich fühle es, indem ich dieses schreibe, daß ich mich selber lobe, und ich habe kaum Gewalt genug über mich, meine Eitelkeit zu bereuen.

So schmeichelhaft indeffen dieses Glück ist: so ist es doch um desto gefährlicher, je leichter man sich seiner unwerth machen kann, wenn man es gar zu eifrig sucht. Werde ich das, was ich durch den ersten Theil der Fabeln und Erzählungen gewonnen habe, auch durch den zweyten behaupten können? Wird die Welt eben so von diesem neuen Versuche urtheilen, als von dem ersten? oder würde es vortheilhafter für mich seyn, wenn er gar nicht zum Vorscheine gekommen wäre? Man halte dieses nicht für eine stolze Demuth; allein man schließe auch aus meiner Furchtsamkeit nicht auf ein böses Gewissen. Ich habe eben den Fleiß auf meine neuen Fabeln gewandt, den mich die ersten gekostet haben; und man wird selten nachlässig arbeiten, wenn man genug Ehrerbietung für die Welt hat. Allein der Fleiß und die Behutsamkeit thun bey den Schriften des Wises nicht alles. Es gehört, wenn man in der Sphäre dichtet, in die ich mich gewagt habe, vor allem andern ein gewisses Glück dazu, um auf gute Erfindungen zu kommen. Dieses Glück ist uns oft entweder nur gewisse Jahre, oder nur zu gewissen Augenblicken geneigt. Glückt es uns mit den Erfindungen: so verläßt uns doch zuweilen der Geist der Lebhaftigkeit, ich weiß nicht warum, wenn wir sie ausführen und ihnen den unschuldigen Schmutz anlegen wollen, den gewisse Theile zu verlangen scheinen. Bald verschlafen wir mitten in der Arbeit die Gelegenheiten zu guten Einfällen und Rerrathen, und bald suchen wir sie gar zu mühsam auf. Bald können wir die natürliche, ungeschmückte und doch gefällige Sprache der Erzählung nicht finden, so sehr wir auch unser Gedächtniß ausfragen. Mit einem Worte: man kann sich bey einer Schrift von dieser Art viele Mühe geben, und doch kaum einige von den Schönheiten

erreichen, welche den Charakter der Werke des Geschmacks ausmachen, den Vaniere *) vortrefflich entworfen hat:

— — ama libellum,
 Quem tecum relegant probentque docti,
 Tecum intelligat imperita turba;
 Quem bis terque legas, manuque semper
 Resumas avida; sales novosque,
 Quo plus triveris, eruens lepores.

Nugis non tumeat, magisque rebus
 Quam verbis placeat: laboriosa
 Lectorem brevitate nec fatiget,
 Verborum neque prodiga nitentum
 Vbertate gravet: rosae sed instar,
 Quae formosior explicatiores
 Nec frondes aperit, nec involucro
 Suas celat opes iniquiori:
 Sic nec pauca nimis loquatur;
 Lectori neque nil relinquat, acri
 Quod per se velit extudisse mente.

Hat es uns endlich nicht die Erfahrung oft genug gelehrt, daß die Fortsetzung solcher Arten von Schriften weniger Beyfall gefunden hat, als der erste Versuch? Man ist mit dem, was der Autor eignes hat, schon bekannt, darum rührt es uns nicht so, wie das erstemal. Oder man hat sich in der ersten Sammlung für gewisse Stücke erklärt, und weil man für diese vorthellhaft eingenommen ist: so scheinen uns die neuen eben deswegen schlechter zu seyn, weil sie anders, als jene, sind. Doch ich will mein Schicksal erwarten, und mir von meinen Lesern sagen lassen, ob ich meine Absicht, durch die Fabel zu vergnügen und zu unterrichten, noch einmal erreicht habe, oder ob ich dieses Amt lieber hätte niederlegen sollen. Leipzig, im Märzmonate, 1748.

*) Vaniere in *Opusculis* p. 208.

Fabeln
und
Erzählungen.

Erstes Buch.

Die Nachtigall und die Lerche.

Die Nachtigall sang einst mit vieler Kunst;
 Ihr Lied erwarb der ganzen Gegend Gunst;
 Die Blätter in den Gipfeln schwiegen,
 Und fühlten ein geheim Vergnügen.
 Der Vögel Chor vergaß der Ruh,
 Und hörte Philomelen zu.
 Aurora selbst verzog am Horizonte,
 Weil sie die Sängerinn nicht genug bewundern konnte;
 Denn auch die Götter rührt der Schall
 Der angenehmen Nachtigall.
 Und ihr, der Göttin, ihr zu Ehren,
 Ließ Philomele sich noch zweymal schöner hören.
 Sie schweigt darauf. Die Lerche naht sich ihr,
 Und spricht: Du singst viel reizender, als wir;
 Dir wird mit Recht der Vorzug zugesprochen;
 Doch eins gefällt uns nicht an dir,
 Du singst das ganze Jahr nicht mehr, als wenig Wochen.

Doch Philomele lacht und spricht:
 Dein bitterer Vorwurf kränkt mich nicht,
 Und wird mir ewig Ehre bringen.
 Ich singe kurze Zeit. Warum? Um schön zu singen.
 Ich folg im Singen der Natur;
 So lange sie gebeut, so lange sing ich nur.
 So bald sie nicht gebeut, so hör ich auf zu singen;
 Denn die Natur läßt sich nicht zwingen.

O Dichter, denkt an Philomelen,
 Singt nicht, so lang ihr singen wollt.
 Natur und Geist, die euch beseelen,
 Sind euch nur wenig Jahre hold.
 Soll euer Wiß die Welt entzücken:
 So singt, so lang ihr feurig seyd,
 Und öffnet euch mit Meisterstücken
 Den Eingang in die Ewigkeit.
 Singt geistreich der Natur zu Ehren;
 Und scheint euch die nicht mehr geneigt:
 So eilt, um rühmlich aufzuhören,
 Eh ihr zu spät mit Schande schweigt.
 Wer, spricht ihr, will den Dichter zwingen?
 Er bindet sich an keine Zeit.
 So fahrt denn fort, noch alt zu singen,
 Und singt euch um die Ewigkeit.

Der Zeisig.

Ein Zeisig wars und eine Nachtigall,
 Die einst zu gleicher Zeit vor Damons Fenster hiengen.
 Die Nachtigall steng an, ihr göttlich Lied zu singen,
 Und Damons kleinem Sohn gefiel der süße Schall.
 „Ach welcher singt von beiden doch so schön?
 „Den Vogel möcht ich wirklich sehn!“
 Der Vater macht ihm diese Freude,
 Er nimmt die Vögel gleich herein.
 Hier, spricht er, sind sie alle beide;
 Doch welcher wird der schöne Sänger sehn?
 Getraust du dich, mir das zu sagen?
 Der Sohn läßt sich nicht zweymal fragen,
 Schnell weist er auf den Zeisig hin;
 Der, spricht er, muß es sehn, so wahr ich ehrlich bin!
 Wie schön und gelb ist sein Gefieder!
 Drum singt er auch so schöne Lieder;
 Dem andern sieht mans gleich an' seinen Federn an,
 Daß er nichts kluges singen kann.

Sagt, ob man im gemeinen Leben
 Nicht oft, wie dieser Knabe, schließt?
 Wem Farb und Kleid ein Ansehn geben,
 Der hat Verstand, so dumm er ist.
 Star kommt, und kaum ist Star erschienen:
 So hält man ihn auch schon für klug.
 Warum? Seht nur auf seine Mienen,
 Wie vortheilhaft ist jeder Zug!

Ein andrer hat zwar viel Geschick;
 Doch weil die Wiene nichts verspricht:
 So schließt man bey dem ersten Blicke,
 Aus dem Gesicht, aus der Perücke,
 Daß ihm Verstand und Wiß gebricht.

Der Tanzbär.

Ein Bär, der lange Zeit sein Brodt ertanzen müssen,
 Entrann, und wählte sich den ersten Aufenthalt.
 Die Bären grüßten ihn mit brüderlichen Küßen,
 Und brummten freudig durch den Wald.
 Und wo ein Bär den andern sah,
 So hieß es: Peß ist wieder da!
 Der Bär erzählte drauf, was er in fremden Landen
 Für Abentheuer ausgestanden,
 Was er gesehn, gehört, gethan!
 Und steng, da er vom Tanzen redte,
 Als gieng er noch an seiner Kette,
 Auf polnisch schön zu tanzen an.

Die Brüder, die ihn tanzen sahn,
 Bewunderten die Wendung seiner Glieder,
 Und gleich versuchten es die Brüder.
 Allein anstatt, wie er, zu gehn:
 So konnten sie kaum aufrecht stehn,
 Und mancher fiel die Länge lang darnieder.
 Um desto mehr ließ sich der Tänzer sehn;

Doch seine Kunst verdroß den ganzen Haufen.
 Fort, schreien alle, fort mit dir! .
 Du Narr, willst klüger sehn, als wir?
 Man zwang den Pöhl, davon zu laufen.

Sey nicht geschickt, man wird dich wenig hassen,
 Weil dir dann jeder ähnlich ist;
 Doch je geschickter du vor vielen andern bist:
 Je mehr nimm dich in Acht, dich pralend sehn zu lassen.
 Wahr ist's, man wird auf kurze Zeit
 Von deinen Künsten rühmlich sprechen;
 Doch traue nicht, bald folgt der Neid,
 Und macht aus der Geschicklichkeit
 Ein unvergebliches Verbrechen.

Die Geschichte von dem Hute.

Das erste Buch.

Der erste, der mit kluger Hand
 Der Männer Schmuck, den Hut, erfand,
 Trug seinen Hut unaufgeschlagen;
 Die Krempen hiengen flach herab;
 Und dennoch wußt er ihn zu tragen,
 Daß ihm der Hut ein Ansehn gab.

Er starb, und ließ bey seinem Sterben
 Den runden Hut dem nächsten Erben.

Der Erbe weis den runden Hut
 Nicht recht gemächlich anzugreifen;
 Er sinnt, und wagt es kurz und gut,
 Er wagt's, zwei Krempen aufzustreifen.
 Drauf läßt er sich dem Volke sehn;
 Das Volk bleibt vor Verwundrung stehn,
 Und schreyt: Nun läßt der Hut erst schön!

Er starb, und ließ bey seinem Sterben
 Den aufgesteiften Hut dem Erben.

Der Erbe nimmt den Hut, und schmählt.
 Ich, spricht er, sehe wohl, was fehlt.
 Er setzt darauf mit weisem Muth
 Die dritte Kremp' zu dem Hute.
 O! rief das Volk, der hat Verstand!
 Seht, was ein Sterblicher erfand!
 Er, er erhöht sein Vaterland!

Er starb, und ließ bey seinem Sterben
 Den dreifach spizen Hut dem Erben.

Der Hut war freylich nicht mehr rein;
 Doch sagt, wie konnt es anders seyn?
 Er gieng schon durch die vierten Hände.
 Der Erbe färbt ihn schwarz, damit er was erfände.
 Beglückter Einfall! rief die Stadt,
 So weit sah keiner noch, als der gesehen hat.
 Ein weißer Hut ließ lächerlich;
 Schwarz, Brüder, schwarz! so schickt es sich.

Er starb, und ließ bey seinem Sterben
 Den schwarzen Hut dem nächsten Erben.

Der Erbe trägt ihn in sein Haus,
 Und sieht, er ist sehr abgetragen;
 Er sinnt, und sinnt das Kunststück aus,
 Ihn über einen Stock zu schlagen.
 Durch heiße Bürsten wird er rein;
 Er faßt ihn gar mit Schnüren ein.
 Nun geht er aus, und alle schreien:
 Was sehn wir? Sind es Zaubereyen?
 Ein neuer Hut! O glücklich Land,
 Wo Wahn und Finsterniß verschwinden!
 Mehr kann kein Sterblicher erfinden,
 Als dieser große Geist erfand.

Er starb, und ließ bey seinem Sterben
 Den umgewandten Hut dem Erben.

Erfindung macht die Künstler groß,
 Und bey der Nachwelt unvergessen;
 Der Erbe reißt die Schnüre los,
 Umzieht den Hut mit goldnen Dressen,
 Verherrlicht ihn durch einen Knopf,
 Und drückt ihn seitwärts auf den Kopf.
 Ihn sieht das Volk, und taumelt vor Vergnügen.
 Nun ist die Kunst erst hoch gestiegen!
 Ihm, schrie es, ihm allein ist Wiß und Geist verliehn!
 Nichts sind die Andern gegen ihn!

Er starb, und ließ bey seinem Sterben
 Den eingefastten Hut dem Erben.
 Und jedesmal ward die erfundene Tracht
 Im ganzen Lande nachgemacht.

Ende des ersten Buchs.

Was mit dem Gute sich noch ferner zugetragen,
 Will ich im zweiten Buche sagen.
 Der Erbe ließ ihm nie die vorige Gestalt.
 Das Außenwerk war neu; er selbst, der Gut, blieb alt.
 Und, daß ichs kurz zusammen zieh,
 Es gieng dem Gute fast, wie der Philosophie.

Der Greis.

Von einem Greise will ich singen,
 Der neunzig Jahr die Welt gesehn.
 Und wird mir izt kein Lied gelingen:
 So wird es ewig nicht geschehn.

Von einem Greise will ich dichten,
 Und melden, was durch ihn geschah.
 Und singen, was ich in Geschichten
 Von ihm, von diesem Greise, sah.

Singt, Dichter, mit entbranntem Triebe,
 Singt euch berühmt an Lieb und Wein!
 Ich laß euch aßen Wein und Liebe;
 Der Greis nur soll mein Loblied sein.

Singt von Beschüzern ganzer Staaten,
 Berewigt euch und ihre Müh!
 Ich singe nicht von Heldenthaten!
 Der Greis sey meine Poesie.

O Ruhm, bring in der Nachwelt Ohren,
 Du Ruhm, den sich mein Greis erwarb!
 Hört, Seiten, hörts! Er ward gehöret,
 Er lebte, nahm ein Weib, und starb.

Das Füllen.

Ein Füllen, das die schwere Bürde
 Des stolzen Reiters nie gefühlt,
 Den blanken Baum für eine Würde
 Der zugerittnen Pferde hielt;
 Dieß Füllen lief nach allen Pferden,
 Worauf es einen Mann erblickt,
 Und wünschte, bald ein Roß zu werden,
 Das Sattel, Baum und Reuter schmückt.

Wie selten kennt die Ehrbegierde
 Das Glück, das sie zu wünschen pflegt!
 Das Reutzeug, die gewünschte Zierde,
 Wird diesem Füllen aufgelegt.
 Man führt es streichelnd hin und wieder,
 Daß es den Zwang gewöhnen soll;
 Stolz geht das Füllen auf und nieder,
 Und stolz gefällt's sich selber wohl.

Es kam mit prächtigen Geberden
 Zurück in den verlassnen Stand,
 Und machte wiehernnd allen Pferden
 Sein neu erhaltenes Glück bekannt.

Ach! sprach es zu dem nächsten Gaul,
 Mich lobten alle, die mich sahn;
 Ein rother Baum lief aus dem Maule
 Die schwarzen Mähnen stolz hinan.

Allein wie giengs am andern Tage?
 Das Füllen kam betrübt zurück,
 Und schwitzend sprach es: Welche Plage
 Ist nicht mein eingebildet Glück!
 Zwar dient der Baum, mich auszurufen;
 Doch darum ward er nicht gemacht.
 Er ist zu meines Reuters Nutzen
 Und meiner Sklaverey erdacht.

Was wünscht man sich bey jungen Tagen?
 Ein Glück, das in die Augen fällt;
 Das Glück, ein prächtig Amt zu tragen,
 Das keiner doch zu spät erhält.
 Man eilt vergnügt, es zu erreichen;
 Und, seiner Freyheit ungetreu,
 Gilt man nach stolzen Ehrenzeichen,
 Und desto tiefer Sklaverey.

Chloris.

Aus Eifersucht des Lebens satt,
 Warf Chloris sich betrübt auf ihre Lagerstatt;
 Um ihren Buhlen recht zu kränken,
 Der einen Blick nach Sylvien gethan,
 Rief sie die Venus brünstig an,
 Ihr einen leichten Tod zu schenken.

Vielleicht war dieß Gebet so eifrig nicht gemeynt.
 Verliebt und jung zu sehn, und um den Tod zu flehen;
 Wem dieß nicht widersprechend scheint,
 Der muß die Liebe schlecht verstehen.

Doch mitten in der größten Pein
 Sieht Chloris ihren Freund gepuht ins Zimmer treten,
 Und plötzlich hört sie auf zu beten,
 Und wünscht nicht mehr, entseelt zu sehn.
 Er sagt ihr tausend Schmeicheleyen;
 Er seufzt, er fleht, er schwört, er küßt.
 O Chloris! laß dichs nicht gereuen,
 Daß du noch nicht gestorben bist;
 Dein Damon schwört, dich ewig treu zu lieben,
 Wie könntest du ihn doch durch deinen Tod betrüben?

Der meisten Schönen Zorn gleicht ihrer Bärtlichkeit,
 Sie dauern beide kurze Zeit;
 Und Chloris ließ sich bald versöhnt von dem umfassen,
 Den sie vor kurzem noch des Hasses würdig fand.
 Sie klopft ihn auf die braunen Wangen,
 Und streichelt ihn mit buhlerischer Hand.

Doch schnell erstarren ihre Hände.
 Wie, Venus! Nähert sich ihr Ende?
 Sie fällt in sanfter Ohnmacht hin;
 Ein kleiner Schnabel wird aus ihrem kleinen Rinn;

Zu Flügeln werden ihre Hände;
 Ihr Busen wird mit einem Kropf verbaut;
 Und Federn überziehn die Haut.
 Ist's möglich, daß ich dieses glaube?
 Ja! Chloris wird zu einer Taube.

Wie zittert ihr Geliebter nicht!
 Hier sieht er seine Schöne fliegen.
 Sie fliegt ihm dreimal ums Gesicht,
 Als wollte sie sich noch durch einen Kuß vergnügen.
 Wozu sie sonst die Neigung angetrieben,
 Das scheint sie auch, als Taube, noch zu lieben.

Das Puzen war ihr Zeitvertreib.
 O seht, wie puzt sie ihren Leib!
 Sie rupft die Federn aus, um sich recht glatt zu machen;
 Sie fliegt ans Waschfaß hin, thut, was sie sonst gethan,
 Fängt Hals und Brust zu baden an.

Wie schön hör' ich die Taube lachen!
 Fragt nicht, was sie zu lachen macht!
 Sie hat, als Chloris, schon oft über nichts gelacht.

Ist naht sie sich dem großen Spiegel,
 Vor dem sie manchen Tag in Rienen sich geübt,
 Besieht den weissen Hals, bewundert ihre Flügel,
 Und fängt schon an, in sich verliebt,
 Mit jüngerlichem Stolz sich kostbar zu geberden.
 Ach Götter! ruft ihr Freund betrübt,
 Laßt diese Taube doch zur Chloris wieder werden.

Umsonst, spricht Venus, ist dein Flehn;
 Zur Taube schickte sie sich schon,
 Und niemals werd ich ihr die Menschheit wieder geben.
 Sie hat geseufzt, gebühlt, gelacht,
 Sich stets gepuzt, und nie gedacht;
 Als Taube kann sie recht nach ihrer Neigung leben.

O! wenn sich nur die Göttin nicht entschließt,
 Die Schönen alle zu verwandeln,
 Die eben so, wie Chloris, handeln!
 Man sagt, daß sie es Willens ist.
 Ach! Göttinn, ach! wie zahlreich wird auf Erden
 Alsdann das Volk der Tauben werden!
 Mit einer Frau wird man zu Bette gehn,
 Und früh auf seiner Brust ein Läubchen sitzen sehn.
 Mich dauert im voraus manch reizendes Gesicht.
 O liebe Venus, thu es nicht!

Der Kranke.

Ein Mann, den lange schon die Gliederkrankheit plagte,
 That alles, was man ihm nur sagte,
 Und konnte doch von seiner Pein
 Auf keine Weise sich befreyn.
 Ein altes Weib, der er sein Elend klagte,
 Schlug ihm geheimnißvoll ein magisch Mittel vor.
 Ihr müßt Euch, zischt sie ihm ins Ohr,
 Auf eines Frommen Grab bey früher Sonne setzen,
 Und euch mit dem gefallen Thau
 Dreymal die Hand, dreymal den Schenkel negen;
 Es hilft, gedenkt an eine Frau!

Der Kranke that, was ihm die Alte sagte;
 Denn sagt, was thut man nicht, ein Uebel los zu sehn?
 Er gieng zum Kirchhof hin, und zwar, so bald es tagte,
 Und trat an einen Leichenstein,

Und las: „Wer dieser Mann gewesen,
 „Läßt, Wandrer, dich sein Grabmal lesen.
 „Er war das Wunder seiner Zeit,
 „Das Muster wahrer Frömmigkeit;
 „Und daß man viel mit wenig Worten sagt:
 „Er ist, den Kirch und Schul, und Stadt und Land beklagt.“

Hier setzt sich der Geplagte nieder,
 Benetzt die halb gelähmten Glieder;
 Doch ohne Wirkung bleibt die Cur,
 Sein Gliederschmerz vermehrt sich nur,
 Er greift betrübt nach seinem Stabe,
 Schleicht von des frommen Mannes Grabe,
 Und setzt sich auf das nächste Grab,
 Dem keine Schrift ein Denkmal gab;
 Hier nahm sein Schmerz allmählig ab.
 Er braucht sogleich sein Mittel wieder;
 Schnell lebten die gelähmten Glieder,
 Und, ohne Schmerz und ohne Stab,
 Verließ er dieses fromme Grab.
 Ach! rief er, läßt kein Stein mich lesen,
 Wer dieser fromme Mann gewesen?
 Der Rüster kam von ungefähr herbei;
 Den fragt der Mann, wer hier begraben sei?
 Der Rüster läßt sich lange fragen,
 Als könnt er ohne Scheu nicht sagen.
 Ach! hub er endlich seufzend an:
 Verzeih mirs Gott! es war ein Mann,
 Dem, weil er Ketzerien glaubte,
 Man kaum ein ehrlich Grab erlaubte;
 Ein Mann, der lose Künste trieb,
 Comödien und Verse schrieb;

Er war, wie ich mit Recht behaupte,
 Ein Neuling und ein Bösewicht.
 Nein! sprach der Mann, das war er nicht,
 So gottlos ihn die Leute schalten;
 Doch jener dort, den ihr für fromm gehalten,
 Von dem sein Grab so rühmlich spricht,
 Der war gewiß ein Bösewicht.

Der Fuchs und die Elster.

Zur Elster sprach der Fuchs: O! wenn ich fragen mag,
 Was sprichst du doch den ganzen Tag?
 Du sprichst wohl von besondern Dingen?
 Die Wahrheit, rief sie, breit ich aus.
 Was keines weiß heraus zu bringen,
 Bring ich durch meinen Fleiß heraus,
 Vom Adler bis zur Fledermaus.

Dürst ich, versetzt der Fuchs, mit Bitten dich beschweren:
 So wünscht ich mir, etwas von deiner Kunst zu hören.

So, wie ein weiser Arzt, der auf der Bühne steht,
 Und seine Künste rühmt, bald vor, bald rückwärts geht,
 Sein seidnes Schnupstuch nimmt, sich räuspert, und dann spricht:
 So lief die Elster auch den Ast bald auf, bald nieder,
 Und strich an einen Zweig den Schnabel hin und wieder,
 Und macht ein sehr gelehrt Gesicht.
 Drauf fängt sie ernsthaft an, und spricht:
 Ich diene gern mit meinen Gaben,
 Denn ich behalte nichts für mich.
 Nicht wahr, Sie denken doch, daß Sie vier Füße haben?
 Allein, Herr Fuchs, Sie irren sich.

Nur zugehört! Sie werdens finden,
Denn ich beweis es gleich mit Gründen.

Ihr Fuß bewegt sich, wenn er geht,
Und er bewegt sich nicht, so lang er stille steht;
Doch merken Sie, was ich igt sagen werde,
Denn dieses ist es noch nicht ganz.
So oft Ihr Fuß nur geht, so geht er auf der Erde.
Betrachten Sie nun Ihren Schwanz.
Sie sehen, wenn Ihr Fuß sich reget,
Daß auch Ihr Schwanz sich mit beweget;
Igt ist Ihr Fuß bald hier, bald dort,
Und so geht auch Ihr Schwanz mit auf der Erde fort,
So oft Sie nach den Hünern reisen.
Daraus zieh ich nunmehr den Schluß,
Ihr Schwanz, das sey Ihr fünfter Fuß:
Und dieß, Herr Fuchs, war zu beweisen.

Ja, dieses hat uns noch gefehlt;
Wie freu ich mich, daß es bei Thieren
Auch große Geister giebt, die alles demonstrieren!
Mir hats der Fuchs für ganz gewiß erzählt.
Je minder sie verstehn, sprach dieses schlaue Vieh,
Um desto mehr beweisen sie.

Das Land der Hinkenden.

Vor Zeiten gabs ein kleines Land,
 Worinn man keinen Menschen fand,
 Der nicht gestottert, wenn er redte,
 Nicht, wenn er gieng, gehinket hätte;
 Denn beides hielt man für galant.
 Ein Fremder sah den Uebelstand;
 Hier, dacht er, wird man dich im Gehn bewundern müssen,
 Und gieng einher mit steifen Füßen.
 Er gieng, ein jeder sah ihn an,
 Und alle lachten, die ihn sahn,
 Und jeder blieb vor Lachen stehen,
 Und schrie: Lehrt doch den Fremden gehen!

Der Fremde hielt's für seine Pflicht,
 Den Vorwurf von sich abzulehnen.
 Ihr, rief er, hinkt; ich aber nicht:
 Den Gang müßt ihr euch abgewöhnen!
 Der Lärmen wird noch mehr vermehrt,
 Da man den Fremden sprechen hört.
 Er stammelt nicht; genug zur Schande!
 Man spottet fein im ganzen Lande.

Gewohnheit macht den Fehler schön,
 Den wir von Jugend auf gesehn.
 Vergebens wüßts ein Kluger wagen,
 Und, daß wir thöricht sind, uns sagen.
 Wir selber halten ihn dafür,
 Bloß, weil er klüger ist, als wir.

Inkle und Nariko.

[Siehe den ersten Theil des Zuschauers, auf der 51. u. f. S.]

Die Liebe zum Gewinnst, die uns zuerst gelehrt,
Wie man auf leichtem Holz durch wilde Fluten fährt;
Die uns beherzt gemacht, das liebste Gut, das Leben,
Der ungewissen See auf Bretern Preis zu geben;
Die Liebe zum Gewinnst, der deutliche Begriff
Von Vortheil und Verlust, trieb Inklen auf ein Schiff.
Er opferte der See die Kräfte seiner Jugend;
Denn Handeln war sein Wiß, und Rechnen seine Jugend.

Ihn lockt das reiche Land, das wir durchs Schwerdt bekehrt,
Das wir das Christenthum, und unsern Geiz gelehrt.
Er sieht Amerika; doch nah an diesem Lande
Zerrißt der Sturm sein Schiff. Zwar glückt es ihm am Strande
Dem Tode zu entgehn; allein der Wilden Schaar
Fiel auf die Britten los; und wer entkommen war,
Den fraß ihr hungrig Schwerdt. Nur Inkle soll noch leben,
Die Flucht in einen Wald muß ihm Beschirmung geben.
Vom Laufen athemlos, wirft, mit verwirrtem Sinn,
Der Britte sich zuletzt bey einem Baume hin,
Umringt mit naher Furcht und ungewissem Grämen,
Ob Hunger oder Schwerdt ihm wird das Leben nehmen.

Ein plötzliches Geräusch erschreckt sein schüchtern Ohr.
Ein wildes Mädchen springt aus dem Gebüsch hervor,
Und sieht mit schnellem Blick den Europäer liegen.
Sie stutzt. Was wird sie thun? Bestürzt zurücke fliegen?
O nein! so streng und deutsch sind wilde Schönen nicht.
Sie sieht den Frembling an; sein rund und weiß Gesicht,

Sein Kleid, sein lockicht Haar, die Anmuth seiner Blicke,
Gefällt der Schönen wohl, hält sie mit Lust zurücke.

Auch Inken nimmt dieß Kind bey wilder Anmuth ein.
Unwissend in der Kunst, durch Zwang verstellt zu seyn,
Verräth sie durch den Blick die Regung ihrer Triebe:
Ihr Auge sprach von Gunst, und bat um Gegenliebe.
Die Indianerinn war liebenswerth gebaut.
Durch Mienen redt dieß Paar, durch Mienen wirds vertraut.
Sie winkt ihm mit der Hand, er folget ihrem Schritte;
Mit Früchten speist sie ihn in einer kleinen Hütte,
Und zeigt ihm einen Quell, vom Durst sich zu befreyn.
Durch Lächeln rath sie ihm, getrost und froh zu seyn.
Sie sah ihn zehnmal an, und spielt an seinen Haaren,
Und schien verwundernsvoll, daß sie so lockicht waren.

So oft der Morgen kömmt: so macht Pariso
Durch neuen Unterhalt den lieben Fremdling froh,
Und zeigt durch Bärtlichkeit, mit jedem neuen Tage,
Was für ein treues Herz in einer Wilden schlage!
Sie bringt ihm manch Geschenk, und schmückt sein kleines Haus
Mit mancher bunten Haut, mit bunten Federn aus;
Und eine neue Tracht von schönen Muschelschalen
Muß, wenn sie ihn besucht, um ihre Schultern pralen.
Zur Nachtzeit führt sie ihn zu einem Wasserfall;
Und unter dem Geräusch und Philomelens Schall
Schläft unser Fremdling ein. Aus zärtlichem Erbarmen
Bewacht sie jede Nacht den Freund in ihren Armen.
Wird in Europa wohl ein Herz so edel seyn?

Die Liebe flößt dem Paar bald eine Mundart ein,
Sie unterreden sich durch selbst erfundne Töne:
Kurz, er versteht sein Kind, und ihn versteht die Schöne.

Oft sagt ihr Inkle vor, was seine Vaterstadt
 Für süße Lebensart, für Kostbarkeiten hat.
 Er wünscht, sie neben sich in London einst zu sehen;
 Sie hörts, und zürnet schon, daß es noch nicht geschehen.
 Dort, spricht er, kleid ich dich, und zeiget auf sein Kleid,
 In lauter bunten Zeug, von größrer Kostbarkeit;
 In Häusern, halb von Glas, bespannt mit raschen Pferden,
 Sollst du in dieser Stadt bequem getragen werden.

Vor Freuden weint dieß Kind, und sieht, indem sie weint,
 Schon nach der offenen See, ob noch kein Schiff erscheint.
 Es glückt ihr, was sie wünscht, in kurzem zu entdecken;
 Sie sieht ein Schiff am Strand, und läuft mit frohem Schrecken,
 Sucht ihren Fremdling auf, vergift ihr Vaterland,
 Aus Treue gegen ihn, und eilt, an seiner Hand,
 So freudig in die See, als ob das Schiff im Meere,
 In das sie steigen will, ein Haus in London wäre.

Das Schiff setzt seinen Lauf mit gutem Winde fort,
 Und fliegt nach Barbados*); doch dieses war der Ort,
 Wo Inkle ganz bestürzt sein Schicksal überdachte,
 Als schnell in seiner Brust der Kaufmannsgeist erwachte.
 Er kam mit leerer Hand aus Indien zurück;
 Dieß war für seinen Geiz ein trauriges Geschick.
 So hab ich, klang er an, um arm zurück zu kommen,
 Die fürchterliche See, mit Müß und Angst, durchschwommen?
 Er stillt in kurzer Zeit den Hunger nach Gewinn,
 Und führt Mariko zum Sklavenhändler hin.

*) Barbados ist eine von den caralibischen Inseln, welche den Engländern zugehört. Es wird ein großer Sklavenhandel daselbst getrieben.

Hier wird die Dankbarkeit in Tyranney verwandelt,
Und die, die ihn erhielt, zur Sklaverey verhandelt.

Sie fällt ihm um den Hals, sie fällt vor ihm aufs Knie,
Sie fleht, sie weint, sie schreht. Nichts! Er verkauft sie.
Mich, die ich schwanger bin, mich! fährt sie fort zu klagen.
Bewegt ihn dieß? Ach ja! Sie höher anzuschlagen.
Noch drey Pfund Sterling mehr! Hier, spricht der Dritte froh,
Hier, Kaufmann, ist das Weib, sie heißt Pariso!

O Inke! du Barbar, dem keiner gleich gewesen;
O möchte deinen Schimpf ein jeder Welttheil lesen!
Die größte Redlichkeit, die allergrößte Treu
Belohnst du, Bösewicht! noch gar mit Sklaverey?
Ein Mädchen, das für dich ihr eigen Leben wagte,
Das dich dem Tod entriß, und ihrem Volk entsagte,
Mit dir das Meer durchstrich, und, bey der Glieder Reiz,
Das beste Herz besaß, verhandelst du aus Geiz?
Seh stolz! Kein Bösewicht bringt dich um deinen Namen;
Nie wird es möglich seyn, dein Laster nachzuahmen.

Der Kukuf.

Der Kukuf sprach mit einem Staar,
Der aus der Stadt entflohen war.
Was spricht man, sieng er an zu schreien,
Was spricht man in der Stadt von unsern Melodeten?

Was spricht man von der Nachtigall?
 „Die ganze Stadt lobt ihre Lieder.“
 Und von der Lerche? rief er wieder.
 „Die halbe Stadt lobt ihrer Stimme Schall.“
 Und von der Amsel? fuhr er fort.
 „Auch diese lobt man hier und dort.“
 Ich muß dich doch noch etwas fragen:
 Was, rief er, spricht man denn von mir?
 Das, sprach der Staat, das weiß ich nicht zu sagen:
 Denn keine Seele redt von dir.
 So will ich, fuhr er fort, mich an dem Undank rächen,
 Und ewig von mir selber sprechen.

Das Gespenst.

Ein Hauswirth, wie man mir erzählt,
 Ward lange Zeit durch ein Gespenst gequält.
 Er ließ, des Geists sich zu erwehren,
 Sich heimlich das Verbannen lehren;
 Doch kraftlos blieb der Zauberspruch.
 Der Geist entsetzte sich vor keinen Charakteren,
 Und gab, in einem weißen Tuch,
 Ihm alle Nächte den Besuch.

Ein Dichter zog in dieses Haus.
 Der Wirth, der bey der Nacht nicht gern allein gewesen,
 Bat sich des Dichters Zuspruch aus,
 Und ließ sich seine Verse lesen.
 Der Dichter las ein frostig Trauerspiel,
 Das, wo nicht seinem Wirth, doch ihm sehr wohl gefiel.

Der Geist, den nur der Wirth, doch nicht der Dichter sah,
Erschien, und hörte zu; es fieng ihn an zu schauern;
Er konnt es länger nicht, als einen Auftritt, dauern;
Denn, eh der andre kam, so war er nicht mehr da.

Der Wirth, von Hoffnung eingenommen,
Ließ gleich die andre Nacht den Dichter wiederkommen.
Der Dichter las; der Geist erschien;
Doch ohne lange zu verziehn.
Gut! sprach der Wirth bey sich, dich will ich bald verjagen;
Kannst du die Verse nicht vertragen?

Die dritte Nacht blieb unser Wirth allein.
So bald es zwölfe schlug, ließ das Gespenst sich blicken;
Johann! fieng drauf der Wirth gewaltig an zu schreyn,
Der Dichter (lauft geschwind!) soll von der Güte seyn,
Und mir sein Trauerspiel auf eine Stunde schicken.
Der Geist erschrock, und winkte mit der Hand,
Der Diener sollte ja nicht gehen.
Und kurz, der weiße Geist verschwand,
Und ließ sich niemals wieder sehen.

Ein jeder, der dieß Wunder ließt,
Zieh sich daraus die gute Lehre,
Daß kein Gedicht so elend ist,
Das nicht zu etwas nützlich wäre.
Und wenn sich ein Gespenst vor schlechten Versen scheut:
So kann uns dieß zum großen Troste dienen.
Gesezt, daß sie zu unsrer Zeit
Auch legionenweis erschienen:
So wird, um sich von allen zu befreyn,
An Versen doch kein Mangel seyn.

Der Selbstmord.

O Jüngling, lern aus der Geschichte,
Die dich vielleicht zu Thränen zwingt,
Was für bejammernswerthe Früchte
Die Liebe zu den Schönen bringt!

Ein Beispiel wohlgezogner Jugend,
Des alten Vaters Trost und Stab,
Ein Jüngling, der durch frühe Tugend
Zur größten Hoffnung Anlaß gab;

Den zwang die Macht der schönen Triebe,
Elminen zärtlich nachzugehn.
Er seufzt, er bat um Gegenliebe;
Allein vergebens war sein Flehn.

Fußfällig klagt er ihr sein Leiden.
Umsonst! Elmine heißt ihn stehn.
Da, schreht er, ja ich will dich meiden;
Ich will mich ewig dir entziehn.

Er reißt den Degen aus der Scheide.
Und — o was kann verwegner sehn!
Kurz, er besteht die Spiz und Schneide,
Und steckt ihn langsam wieder ein.

Die Betschwester.

[Nach dem Inhalte einer Comödie, welche eben diesen Namen führt.

Die frommste Frau in unsrer Stadt,
In Kleidern fromm, und fromm in Mienen,
Die stets den Mund voll Andacht hat;
Wird diese nicht ein Lied verdienen?

Wie lehrreich ist ihr Lebenslauf!

Raum steht die fromme Frau von ihrem Lager auf,
Raum tönt der Klang vom achten Stundenschlage:
So sucht sie das Gebet zu dem vorhandenen Tage.
Und ob sie gleich den Schritt in sechzig schon gethan:
So ruft sie doch den Herrn noch heut um Keuschheit an.
Und ob sie gleich noch nie sich satt gegessen:
So steht sie doch um Mäßigkeit im Essen.
Und ob sie gleich auf alle Pfänder leihet:
So seufzt sie doch um Trost bey ihrer Dürftigkeit.

Welch reblich Herz! Welch heiliges Vertrauen!
Sie liest das Jahr hindurch die Bibel zweymal aus,
Und reißt dadurch ihr ganzes Haus
Auf ewig aus des Teufels Klauen.

Zwölf Lieder stimmt sie täglich an.

Wer kommt? Ist nicht ein armer Mann?
Och, Frecher! willst du sie vielleicht im Singen hören?
Nein, wenn sie singt, kann sie nicht hören.
Och nur, und hungre, wie zuvor!
Sie hebt ihr Herz zu Gott empor;
Soll sie dieß Herz vom Himmel lenken,
Und ist an einen Armen denken?

Sie singt, und trägt das Essen singend auf.
Sie ist, und schmählt auf böser Betten Lauf;

Allein wer klopft schon wieder an die Thüre?
 Ein armes Weib, die keinen Bissen Brodt —
 „Geht, quält mich nicht mit eurer Noth,
 „Wenn ich die Hand zum Mande führe.
 „Nicht wahr, ihr singt und betet nicht?
 „Seyd fromm und denkt an eure Pflicht:
 „Der Herr vergift die Seinen nicht.
 „Wenn seht ihr mich denn Betteln gehen?
 „Allein man muß zu Gott auch brünstig schreyen und sehen!“

Doch ist die liebe fromme Frau
 Nicht gar zu hart, nicht zu genau?
 Wohnt nicht in ihr mehr Kaltfinn, als Erbarmen?
 Nein, nein! Sie dient und hilft den Armen;
 Sie bessert sie durch Vorwurf und Verweis,
 Und weist sie zu Gebet und Fleiß;
 Ist dieses nicht der Schrift Geheiß?
 Sie dient ja gern mit ihren Gütern,
 Allein nur redlichen Gemüthern.
 Ist wohl ein frommes Weib in unsrer Stadt,
 Das, in der Noth, bey ihr nicht Zuflucht hat?
 Sie mag ihr auch die kleinste Zeitung bringen:
 So eilt sie doch, dem Weibe beizuspringen.

Ach ja! Beatens Herz ist willig und bereit,
 Die Welt mag noch so viel an ihr zu tadeln finden.
 Nicht nur den Lebenden nützt ihre Mildigkeit;
 O nein! Sie weis sich auch die Todten zu verbinden.
 Wenn wird ein Kind zur Gruft gebracht,
 Um dessen Sarg ihr Kranz sich nicht verdient gemacht?
 Wenn sprechen nicht die Leichengäste:
 Beatens Kranz war doch der beste!

Welch schönes Crucifix! von wem wird dieses seyn?
 Beate schick's, und will's dem Leichnam weihn.
 Das fromme Weib! Erlebt sie mein Erblassen:
 So wird sie meinen Sarg gewiß versilbern lassen.

Sie kleidet Kanzel und Altar,
 Und wird sie künftigs neue Jahr,
 So sehr die Andern sie beneiden,
 Zum drittenmale doch bekleiden.
 Man wirft ihr vor, sie soll's aus Ehrsucht thun,
 Noch kann ihr mildes Herz nicht ruhn.
 Wer wars, der igt in die Kollekte
 Mit langsam schlauer Hand ein volles Briefchen steckte?
 Beate wars, sie leiht dem Herrn,
 Und was sie giebt, das giebt sie gern.
 Was kann denn sie dafür, daß es die Leute sehen?

Beate! laß die Läst'rer schmähen,
 Und laß sie aus Verleumdung sprechen:
 Du wollst die Allmacht nur bestechen,
 Daß für den Bucher, den du treibst,
 Du einstens ungestraft bleibst.
 Laß dich von andern spöttisch richten,
 Als pflegtest du der Welt gern Laster anzudichten;
 Als wäre dieß für dich die liebste Neuigkeit,
 Wenn andern Noth und Unglück dräut;
 Als hättest du nichts, als der Tugend Schein.
 Schweigt, Spötter, schweigt! Dieß kann nicht seyn;
 Denn betend steht sie auf, und singend schläft sie ein.

Der Blinde und der Lahme.

[Siehe die Fabel eines Unbekannten, welche Herr Breittinger in seiner crittischen Dichtkunst auf der 252. S. anführet.]

Von ungefähr muß einen Blinden
Ein Lahmer auf der Straße finden,
Und jener hofft schon freudenvoll,
Daß ihn der andre leiten soll.

Dir, spricht der Lahme, beizustehen?
Ich armer Mann kann selbst nicht gehen;
Doch scheint's, daß du zu einer Last
Noch sehr gesunde Schultern hast.

Entschließe dich, mich fortzutragen,
So will ich dir die Stege sagen:
So wird dein starker Fuß mein Bein,
Mein helles Auge deines seyn.

Der Lahme hängt, mit seinen Krücken,
Sich auf des Blinden breiten Rücken.
Bereint wirkt also dieses Paar,
Was einzeln keinem möglich war.

Du hast das nicht, was andre haben,
Und andern mangeln deine Gaben;
Aus dieser Unvollkommenheit
Entspringet die Geselligkeit.

Wenn jenem nicht die Gabe fehlte,
 Die die Natur für mich erwählte;
 So würd er nur für sich allein,
 Und nicht für mich bekümmert sehn.

Beschwer die Götter nicht mit Klagen!
 Der Vortheil, den sie dir versagen,
 Und jenem schenken, wird gemein,
 Wir dürfen nur gefellig sehn.

Der Hund.

Phylar, der so manche Nacht
 Haus und Hof getreu bewacht,
 Und oft ganzen Diebesbanden
 Durch sein Bellen widerstanden;
 Phylar, dem Lips Tullian,
 Der doch gut zu stehlen wußte,
 Selber zweymal weichen mußte;
 Diesen fiel ein Fieber an.

Alle Nachbarn gaben Rath.
 Krummholzlöl und Nithridat
 Mußte sich der Hund bequemen,
 Wider Willen einzunehmen.
 Selbst des Nachbar Gastwirths Müh,
 Der vordem in fremden Landen,
 Als ein Doctor, ausgestanden,
 War vergebens bey dem Vieh.

Kaum erscholl die schlimme Post,
 Als von ihrer Mittagskost
 Alle Brüder und Bekannten,
 Phylar zu besuchen, rannten.
 Pantelon, sein bester Freund,
 Leckt ihm an dem heißen Munde.
 O! erseufzt er, bittere Stunde!
 O! wer hätte das gemeint?

Ach! rief Phylar, Pantelon!
 Ist nicht wahr, ich sterbe schon?
 Hätt ich nur nichts eingenommen,
 Wär ich wohl davon gekommen.
 Sterb ich Aermster so geschwind;
 O! so kannst du sicher schreien,
 Daß die vielen Arzeneien
 Meines Todes Quelle sind.

Wie zufrieden schlief ich ein!
 Sollt ich nur so manches Wein,
 Das ich mir verscharren müssen,
 Vor dem Tode noch genießen.
 Dieses macht mich kummervoll,
 Daß ich diesen Schatz vergessen,
 Nicht vor meinem Ende fressen,
 Auch nicht mit mir nehmen soll.

Liebst du mich, und bist du treu,
 O! so hole sie herbey;
 Gines wirst du bey den Linden,
 An dem Gartenthore finden;

Gines, lieber Pantelon!
 Hab ich nur noch gestern Morgen
 In dem Winterreiß verborgen;
 Aber friß mir nichts davon.

Pantelon war fortgerannt,
 Brachte treulich, was er fand;
 Phylar roch, bey schwachem Muthe,
 Noch den Dunst von seinem Gute.
 Endlich, da sein Auge bricht,
 Spricht er: Laß mir alles liegen!
 Sterb ich, so sollst du es kriegen;
 Aber, Bruder! eher nicht.

Sollt ich nur so glücklich seyn,
 Und das schöne Schinkenbein,
 Das ich — doch ich mag's nicht sagen,
 Wo ich dieses hingetragen.
 Wird ich wiederum gesund,
 Will ich dir, bey meinem Leben,
 Auch die beste Hälfte geben;
 Ja du sollst — hier starb der Hund.

Der Geizhals bleibt im Lode larg,
 Zween Blicke wirft er auf den Sarg,
 Und tausend wirft er mit Entsetzen
 Nach den mit Angst verwahrten Schätzen.
 O schwere Last der Eitelkeit!
 Um schlecht zu leben, schwer zu sterben,
 Sucht man sich Güter zu erwerben;
 Verdient ein solches Glück wohl Reid?

Der Proceß.

Ja, ja Proceße müssen seyn!
 Gesezt, sie wären nicht auf Erden,
 Wie könnt alsdann das Rein und Dein
 Bestimm't und entschieden werden?
 Das Streiten lehrt uns die Natur;
 Drum, Bruder, recht und streite nur.
 Du siehst, man will dich übertäuben;
 Doch gieb nicht nach, seß alles auf,
 Und laß dem Handel seinen Lauf;
 Denn Recht muß doch Recht bleiben.

Was spricht ihr, Nachbar? Dieser Rein,
 Der sollte, meynet ihr, euer seyn?
 Rein, er gehört zu meinen Hufen.

„Nicht doch, Gevatter! nicht, ihr irrt;
 „Ich will euch zwanzig Zeugen rufen,
 „Von denen jeder sagen wird,
 „Daß lange vor der Schwedenzeit —“

Gevatter, ihr seyd nicht gescheit!
 Versteht ihr mich? Ich will euch lehren,
 Daß Rein und Gras mir zugehören.
 Ich will nicht eher sanfte ruhn;
 Das Recht, das soll den Ausspruch thun.
 So saget Kunz, schlägt in die Hand,
 Und rückt den spizen Hut die Queere.
 „Ja, eh ich diesen Rein entbehre,
 „So meid ich lieber Gut und Land.“

Der Born bringt ihn zu schnellen Schritten,
 Er eilet nach der nahen Stadt.
 Allein, Herr Olimpf, sein Advocat,
 War kurz zuvor ins Amt geritten.
 Er läuft, und holt Herr Olimpfen ein.
 Wie, spricht ihr, kann das möglich sehn?
 Kunz war zu Fuß, und Olimpf zu Pferde.
 So glaubt ihr, daß ich lügen werde?
 Ich bitt euch, stellt das Reden ein;
 Sonst werd ich, diesen Schimpf zu rächen,
 Gleich selber mit Herr Olimpfen sprechen.

Ich sag es noch einmal, Kunz holt Herr Olimpfen ein,
 Greift in den Baum, und grüßt Herr Olimpfen.
 Herr! fängt er ganz erbittert an,
 Mein Nachbar, der infame Mann,
 Der Schelm, ich will ihn zwar nicht schimpfen;
 Der, denkt nur! spricht, der schmale Rein,
 Der zwischen unsern Feldern lieget,
 Der, spricht der Narr, der wäre fein.
 Allein, den will ich sehn, der mich darum betrüget.
 Herr, fuhr er fort, Herr, meine beste Ruh,
 Sechs Scheffel Haber noch dazu!
 (Hier wieherte das Pferd vor Freuden.)
 O! dient mir wider ihn, und helfst die Sach entscheiden.

Kein Mensch, versteht Herr Olimpf, dient freudiger, als ich.
 Der Nachbar hat nichts einzuwenden,
 Ihr habt das größte Recht in Händen;
 Aus euren Reden zeigt es sich.
 Genug, verklagt den Ungeßtümen!
 Ich will mich zwar nicht selber rühmen,

Dieß thut kein ehrlicher Jurist;
 Doch dieses könnt ihr leicht erfahren,
 Ob ein Proceß, seit zwanzig Jahren,
 Von mir verloren worden ist?
 Ich will euch eure Sache führen,
 Ein Wort, ein Mann! ihr sollt sie nicht verlieren.
 Olimpf reutet fort! Herr! ruft ihm Kunz noch nach,
 Ich halte, was ich euch versprach.

Wie heizig wird der Streit getrieben!
 Manch Ries Papier wird voll geschrieben.
 Das halbe Dorf muß in das Amt:
 Man eilt, die Zeugen abzuhören,
 Und fünf und zwanzig müssen schwören,
 Und diese schwören insgesammt,
 Daß, wie die alte Nachricht lehrte,
 Der Rein ihm gar nicht zugehörte.

Oy, Kunz, das Ding geht ziemlich schlecht:
 Ich weis zwar wenig von dem Rechte;
 Doch im Vertrauen gerecht, ich dächte,
 Du hättest nicht das größte Recht.

Manch widrig Urtheil kommt; doch laßt es widrig klingen!
 Olimpf muntert den Klienten auf:
 „Laßt dem Proceß seinen Lauf,
 „Ich schwör euch, endlich durchzudringen;
 „Doch —“

Herr, ich hör es schon; ich will das Geld gleich bringen.
 Kunz borgt manch Capital. Fünf Jahre währt der Streit;
 Allein, warum so lange Zeit?

Dieß, Leser, kann ich dir nicht sagen,
Du mußt die Rechtsgelehrten fragen.

Ein letztes Urtheil kommt. O seht doch, Kunz gewinnt!
Er hat zwar viel dabey gelitten;
Allein was thuts, daß Haus und Hof verstritten,
Und Haus und Hof schon angeschlagen sind?
Genug, daß er den Wein gewinnt.
O! ruft er, lernst von mir, den Streit aufs höchste treiben,
Ihr seht ja, Recht muß doch Recht bleiben!

Der Bettler.

Ein Bettler kam mit bloßem Degen
In eines reichen Mannes Haus,
Und bat sich, wie die Bettler pflegen,
Nur eine kleine Wohlthat aus.
Ich, sprach er, kenn ihr christlich Herze;
Sie sorgen gern für andrer Heil,
Und nehmen mit gerechtem Schmerze
An ihres Nächsten Elend Theil.
Ich weis, mein Flehn wird sie bewegen!
Sie sehn, ich fordre nichts mit Unbescheidenheit;
Nein, ich verlasse mich (hier wies er ihm den Degen)
Allein auf ihre Gütigkeit.

Dieß ist die Art lohgieriger Scribenten,
 Wenn sie um unsern Beyfall sehn;
 Sie geben uns mit vielen Complimenten
 Die harte Forderung zu verstehn.
 Der Autor will den Beyfall nicht erpressen;
 Rein, er verläßt sich bloß auf unsre Willigkeit:
 Doch daß wir diese nicht vergessen,
 So zeigt er uns zu gleicher Zeit
 In beiden Händen Krieg und Streit.

Das Pferd und die Bremse.

Ein Gaul, der Schmuck von weißen Pferden,
 Von Schenkeln leicht, schön von Gestalt,
 Und, wie ein Mensch, stolz in Geberden,
 Trug seinen Herrn durch einen Wald;
 Als mitten in dem stolzen Gange
 Ihm eine Brems entgegen zog,
 Und durstig auf die nasse Stange
 An seinem blanken Saume flog.
 Sie leckte von dem heißen Schaume,
 Der heescht am Gebisse floß;
 Geschmeiße! sprach das wilde Roß,
 Du scheust dich nicht vor meinem Saume?
 Wo bleibt die Ehrfurcht gegen mich?
 Wie? darfst du wohl ein Pferd erbittern?
 Ich schüttle nur: so mußt du zittern.
 Er schüttelte, die Bremse wich.

Allein sie suchte sich zu rächen;
 Sie flog ihm nach, um ihn zu stechen,
 Und stach den Himmel in das Maul.
 Das Pferd erschrak, und blieb vor Schrecken
 In Wurzeln mit dem Eisen stecken,
 Und brach ein Bein; hier lag der stolze Gaul.

Auf sich den Haß der Niedern laden,
 Dieß stürzet oft den größten Mann.
 Wer dir, als Freund, nicht nützen kann,
 Kann allemal, als Feind, dir schaden.

Die Reise.

Einst machte durch sein ganzes Land
 Ein König den Befehl bekannt,
 Daß jeder, der ein Amt erhalten wollte,
 Gewisse Zeit auf Reisen gehen sollte,
 Um sich in Künsten umzusehn.
 Er ließ genaue Karten stechen,
 Und gab dazu noch jedem das Versprechen,
 Ihm, würd er nur, so weit er könnte, gehn,
 Mit dem Vermögen seiner Schätze
 Alsdann auf Reisen beizufluehn.
 Es war das deutlichste Gesez,
 Das jemals noch die Welt gesehn;
 Doch weil die Meisten sich vor dieser Reise scheuten:
 So sah man viele Dunkelheit.
 Die Liebe zu sich selbst, und zur Bequemlichkeit,
 Half das Gesez sehr sinnreich deuten;

Und jeder gab ihm den Verstand,
Den er bequem für seine Neigung fand;
Doch alle waren eins, daß man gehorchen mußte.

Man machte sich die Karten bald bekannt,
Damit man doch der Länder Gegend wüßte.
Sehr viele reisten nur im Geiß,
Und überredten sich, als hätten sie gereiß.
Noch andre schafften das Geräthe
Zu ihrer Reise fleißig an,
Und glaubten, wenn man nur stets reisefertig thäte:
So hätte man die Reise schon gethan.
Sehr viele fingen an, zu eilen,
Als wollten sie die ganze Welt durchgehen;
Sie reisten; aber wenig Reilen,
Und meyneten, dem Befehl sey nun genug geschehn.
Noch andre suchten auf den Reisen
Noch mehr Gehorsam zu beweisen,
Als den, den das Gesetz befahl;
Sie reisten nicht durch grüne Felder,
O nein! sie suchten finstre Wälder,
Und reisten unter Furcht und Quaal;
Behängten sich mit schweren Bürden,
Und glaubten, wenn sie ausgeehrt,
Und fleck und krank zurücke kommen würden,
So wären sie des besten Amtes werth;
Sie reisten nie auf Kosten des Regenten;
Doch jene, die zur Zeit noch keinen Schritt gethan,
Die hielten Tag für Tag um Reisekosten an,
Damit sie weiter kommen könnten.

Wie elend, hör ich manchen klagen,
 Ist nicht dieß Nährchen ausgedacht!
 Schämt sich der Dichter nicht, uns Dinge vorzusagen,
 Die man kaum Kindern glaublich macht?
 Wo giebt es wohl so stumpfe Köpfe,
 Als uns der Dichter vorgestellt?
 Dieß sind unsinnige Geschöpfe,
 Und nicht Bewohner unsrer Welt.
 O Freund! was zankst du mit dem Dichter?
 Sieh doch die meisten Christen an;
 Betrachte sie, und dann sey Richter,
 Ob dieses Bild unglaublich heißen kann?

Das Testament.

Philemon, der bei großen Schätzen
 Ein edelmüthig Herz besaß,
 Und, andrer Mangel zu ersetzen,
 Den eignen Vortheil gern vergaß;
 Philemon konnte doch dem Reide nicht entgehen,
 So willig er auch war, den Reidern beizustehen.
 Zween Nachbarn haßten ihn, zween Nachbarn ruhten nie,
 Auf's schimpflichste von ihm zu sprechen.
 Warum? Er war beglückt, und glücklicher, als sie;
 Ist dieß nicht schon ein groß Verbrechen?
 Die Freunde riethen ihm, sich für den Schimpf zu rächen.
 Nein, sprach er, laßt sie neidisch schmähn,
 Sie werden schon nach meinem Tode sehn,
 Wie viel sie Recht gehabt, ein Glück mir nicht zu gönnen,
 Das wenig Menschen nützen können.

Er stirbt. Man findet sein Testament,
 Und liest: Ich will, daß einst, nach meinem Sterben,
 Mein hinterlassnes Gut die beiden Nachbarn erben,
 Weil sie dieß Gut mir nicht gegönnt.
 So mancher Freund verwünscht dieß Testament!
 „Wie? konnt ich ihn nicht auch beneiden?
 „Mir giebt er nichts, und alles diesen beiden?“

Die beiden Nachbarn sehn vergnügt
 Den Sinn des Testaments vollführen,
 Denn damals wußte man nicht recht zu proceßiren,
 Sonst hätten beide nichts gekriegt.
 So aber kriegten sie das völlige Vermögen.
 Wie rühmten sie den Sel'gen nicht!
 Er war die Großmuth selbst, er war der Zeiten Licht,
 Und alles dieß des Testamentes wegen;
 Denn eh er starb, war ers noch nicht.

Sind unsre Nachbarn nun beglückt?
 Vielleicht. Wir wollen Achtung geben.
 Der eine Nachbar weicht entzückt
 Dem reichen Kasten Ruh und Leben.
 Er hütet ihn mit farger Hand,
 Und wacht, wenn andre schnarchend liegen,
 Und wünscht mit Thränen sich Verstand,
 Die schlauen Diebe zu betrügen;
 Springt oft, durch böse Traum erschreckt,
 Als ob man ihn bestohlen hätte,
 Mit schnellen Füßen aus dem Bette,
 Und sucht den Ort, wo er den Schatz versteckt.
 Er martert sich mit tausend Sorgen,
 Sein vieles Geld vermehrt zu sehn,

Und nimmt aus Geiz sich vor, die Hälfte zu verborgen,
 Und läßt den, den er rief, doch leer zurücke gehn.
 Arm hat er sich noch satt gegessen:
 Reich hungert er, bey halbem Essen,
 Und schnitt das Brodt, das er den Seinen gab,
 Mit Klagen über Gott, und über Theurung, ab;
 Und ward, mit jedem neuen Tage,
 Der Seinen Last und seine Plage.

Der andre Nachbar lachte sein.
 Der Thorheit, sprach er, will ich wehren;
 Was ich geerbt, will ich verzehren,
 Und mich des Segens recht erfreun.
 Er hielt sein Wort, und sah, in wenig Jahren,
 Sein vieles Geld in fremder Hand;
 Durch Gassen, wo er sonst stolz auf und ab gefahren,
 Schlich ist sein Fuß ganz unbekannt.
 Ach! sprach er zu dem andern Erben,
 Philemon hat es wohl gedacht,
 Daß uns der Reichthum wird verderben,
 Drum hat er uns sein Gut vermacht.
 Du hungerst karg: ich hab es durchgebracht.
 Wir waren werth, den Reichthum zu besitzen;
 Denn keiner wußt ihn recht zu nützen.

Damötas und Phyllis.

Damötas war schon lange Zeit
Der jungen Phyllis nachgegangen;
Noch konnte seine Zärtlichkeit
Nicht einen Kuß von ihr erlangen.
Er bat, er gab sich alle Müh;
Doch seine Spröde hört ihn nie.

Er sprach: Zwei Vänder geh ich dir.
Auch soll kein Warten mich verbriessen;
Versprich nur, schöne Phyllis, mir,
Mich diesen Sommer noch zu küssen.
Sie sieht ihn an, er hofft sein Glück;
Sie lobt sie, und giebt sie zurück.

Er bot ein Lamm, noch zwey darauf,
Dann zehn, dann alle seine Heerden.
So viel? Dieß ist ein theurer Kauf.
Nun wird sie doch gewonnen werden?
Doch nichts nahm unsre Phyllis ein;
Mit finst'rer Stirne sprach sie: Nein!

Wie? rief Damötas ganz erhitzt,
So willst du ewig widerstreben!
Gut, ich verbiete dir anst,
Mir jemals einen Kuß zu geben.
O! rief sie, fürchte nichts von mir,
Ich bin dir ewig gut dafür.

Die Spröde lacht; der Schäfer geht,
 Schleicht ungeküßt zu seinen Schaafen.
 Am andern Morgen war Damöt
 Bey seinen Heerden eingeschlafen;
 Er schlief, und im Vorübergehn
 Blieb Phyllis bey dem Schäfer stehn.

Wie roth, spricht Phyllis, ist sein Mund!
 Bald dürft ich mich zu was entschließen.
 O! thäte nicht sein böser Hund,
 Ich müßte diesen Schäfer küssen.
 Sie geht; doch da sie gehen will,
 So steht sie vor Verlangen still.

Sie steht sich dreymal schüchtern um,
 Und sucht die Zeugen, die sie scheute;
 Sie macht den Hund mit Streicheln stumm,
 Und lockt ihn freundlich auf die Seite;
 Sie sinnt, bis daß sie ganz verzagt
 Sich noch zween Schritte näher wagt.

Hier steht nunmehr das gute Kind;
 Allein sie kann sich nicht entschließen.
 Doch nein, igt bückt sie sich geschwind,
 Und wagt's, Damöten sanft zu küssen.
 Sie giebt ihm drauf noch einen Blick,
 Und kehrt nach ihrer Flur zurück.

Wie süße muß ein Kuß nicht seyn!
 Denn Phyllis kommt noch einmal wieder,
 Scheint minder sich, als erst, zu scheun,
 Und läßt sich bey dem Schäfer nieder;

Sie küßt, und nimmt sich nicht in Acht;
 Sie küßt ihn, und Damöt erwacht.

O! fieng Damöt halb schlafend an,
 Mißgönnst du mir die sanfte Stunde?
 Dir, sprach sie, hab ich nichts gethan,
 Ich spielte nur mit deinem Hunde;
 Und überhaupt, es steht nicht fein,
 Ein Schäfer und stets schläfrig sehn.

Jedoch, was giebst du mir, Damöt?
 So sollst du mich zum Scherze küssen.
 Nun, sprach der Schäfer, ist's zu spät,
 Du wirst an mich bezahlen müssen.
 Drauf gab die gute Schäferinn
 Um einen Kuß zehn Küsse hin.

Die Widersprecherinn.

Jemene hatte noch, bey vielen andern Gaben,
 Auch diese, daß sie widersprach.
 Man sagt es überhaupt den guten Weibern nach,
 Daß alle diese Tugend haben;
 Doch, wenns auch tausendmal der ganze Weltkreis spricht:
 So halt ichs doch für ein Gedicht,
 Und sag es öffentlich, ich glaub es ewig nicht.
 Ich bin ja auch mit mancher Frau bekannt,
 Ich hab es oft versucht, und manche schön genannt,

So häßlich sie auch war, bloß, weil ich haben wollte,
 Daß sie mir widersprechen sollte;
 Allein sie widersprach mir nicht.
 Und also ist es falsch, daß jede widerspricht.
 So kränkt man euch, ihr guten Schönen!

Ißt komm ich wieder zu Ismenen.
 Ismenen sagte mans nicht aus Verleumdung nach;
 Es war gewiß, sie widersprach.

Einst saß sie mit dem Mann bey Fische;
 Sie aßen unter andern Fische,
 Mich deucht, es war ein grüner Hecht.
 Mein Engel, sprach der Mann, mein Engel, ist mir recht:
 So ist der Fisch nicht gar zu blau gesotten.
 Das, rief sie, hab ich wohl gedacht;
 So gut man auch die Anstalt macht:
 So finden Sie doch Grund, der armen Frau zu spotten.
 Ich sag es Ihnen kurz, der Hecht ist gar zu blau.
 Gut, sprach er, meine liebe Frau,
 Wir wollen nicht darüber streiten,
 Was hat die Sache zu bedeuten?

So wie dem welschen Hahn, dem man was rothes zeigt,
 Der Zorn den Augenblick in Nas und Lippen steigt,
 Sie roth und blau durchströmt, lang aus einander treibet,
 In beiden Augen bligt, sich in den Flügeln sträubet,
 In alle Federn dringt, und sie gen Himmel kehrt,
 Und zitternd, mit Geschrey und Poltern, aus ihm fährt:
 So schießt Ismenen auch, da dieß ihr Liebster spricht,
 Das Blut den Augenblick in ihr sonst blaß Gesicht;
 Die Adern liefen auf, die Augen wurden enger,
 Die Lippen dick und blau, und Rinn und Nase länger;

Ihr Haar bewegte sich, stieg voller Zorn empor,
 Und stieß, indem es stieg, das Nachtzeug von dem Ohr.
 Drauf stieg sie zitternd an: Ich, Mann! ich, deine Frau,
 Ich sag es noch einmal, der Hecth war gar zu blau.
 Sie nimmt das Glas und trinkt. O! laßt sie doch nicht trinken!

Ihr Liebster geht, und sagt kein Wort;
 Kaum aber ist ihr Liebster fort:
 So sieht man sie in Ohnmacht sinken.
 Wie konnt es anders seyn? Gleich auf den Zorn zu trinken!

Ein plötzliches Geschrey bewegt das ganze Haus;
 Man bricht der Frau die Daumen aus;
 Man streicht sie kräftig an; kein Balsam will sie stärken.
 Man reibt ihr Schlaf und Puls; kein Leben ist zu merken.
 Man nimmt versengtes Haar und hält's ihr vors Gesicht;
 Umsonst! Umsonst! sie riecht es nicht!
 Nichts kann den Geist ihr wiedergeben.
 Man ruft den Mann; er kommt, und schreit: Du stirbst, mein Leben
 Du stirbst? Ich armer Mann! Ach! meine liebe Frau,
 Wer hieß mich dir doch widerstreben!
 Ach, der verdamnte Fisch! Gott weis, er war nicht blau.
 Den Augenblick bekam sie wieder Leben.
 Blau war er, rief sie aus, willst du dich noch nicht geben?

So that der Geist des Widerspruchs
 Mehr Wirkung, als die Kraft des heftigsten Geruchs!

Das Heupferd, oder der Grasshüpfer.

Ein Wagen Heu, den Veliens Hand
Zu hoch gebäumt, und schlecht bespannt,
Konnt endlich von den matten Pferden
Nicht weiter fortgezogen werden.

Des Fuhrmanns Nacht- und Sittenspruch,
Ein zehnmal wiederholter Fluch,
War eben, wie der Peitsche Schlagen,
Zu schwach bey diesem schweren Wagen.

Ein Heupferd, das bey der Gefahr
Zu oberst auf dem Wiesbaum war,
Sprang drauf herab, und sprach mit Lachen:
Ich wills dem Viehe leichter machen.

Drauf ward der Wagen fortgerückt.
Ey, rief das Heupferd ganz entzückt,
Du, Fuhrmann, wirst an mich gedenken:
Fahr fort! den Dank will ich dir schenken.

Semnon und das Orakel.

Sein künftig Schicksal zu erfahren,
Gibt Semnon voll Begier zum delphischen Altar.
Die Gottheit weigert sich, ihm das zu offenbaren,
Was über ihn verhänget war.
Sie spricht: Du wirst ein großes Glück genießen;
Doch wirds dein Unglück seyn, sobald du es wirst wissen.

Ist Semmons Neugier nun vergnügt?
 Nichts weniger! Nur mehr wächst sein Verlangen.
 O Gottheit, fährt er fort, wenn Bitten dich besiegt:
 So laß mich größres Licht von meinem Glück empfangen!
 So traut der Mensch, und traut zugleich auch nicht.
 Ein Semnon glaubt sein Glück, nicht, weils die Gottheit sagt,
 Nein, weil ers schon gewünscht, eh er sie noch gefragt.
 Doch glaubt er auch, wenn sie vom Unglück spricht?
 O nein! denn dieses wünscht er nicht.
 Durch Klugheit denkt er schon das Unglück abzuwehren.
 Kurz: Semnon läßt nicht nach, er will sein Schicksal hören.

Du wirfst, hub das Orakel an,
 Durch deines Weibes Gunst den Szepter künftig führen,
 Und Völker, die dich dienen sahn,
 Dereinst durch einen Wink regieren.

Gestärkt durch dieses Götterwort,
 Gilt, der als Pilgrim kam, als Prinz in Hoffnung fort;
 Rißt, ohne Land, im Geist schon seines Reiches Größe;
 Und läßt schon, ohne Volk, sein Heer das Schwerdt entblößen.

Allein so froh er war, so war ers nicht genug.
 Er weis noch nicht, was er doch wissen wollte,
 Die Zeit, in der sein Fuß den Thron bestiegen sollte;
 Die Ungewißheit wars, die ihn noch niederschlug.
 Und, sprach er, wenn ich auch nun bald den Thron bestiegen,
 Wie lange währt alsdann mein königlich Vergnügen?

Der kühne Zweifel treibt ihn an,
 Zum delpchischen Apoll sich noch einmal zu nahn.

D Thor! verseht Apoll, euch Sterblichen zum Glücke,
 Verberg der Götter Schluß die Zukunft eurem Blicke.
 So wisse denn: In kurzer Zeit
 Schmückt dich des Purpurs Herrlichkeit;
 Doch raubt die Hand, die dir den Thron gegeben,
 Dir mit dem Throne bald das Leben!

Er that darauf im Kriege sich hervor,
 Und stieg, aus einem niedern Stande,
 Zur höchsten Würd im Vaterlande
 Durch seine Tapferkeit empor.
 Das ihm so günstige Geschick
 Erfüllte des Drakels Sinn;
 Und Semnon ward, bey immer größerem Glücke,
 Der Liebling seiner Königin.
 Sie schenkt ihm Herz und Thron; doch ein verborgnes Schrecken
 Läßt ihn das Glück der Hoheit wenig schmecken.
 Sein reizendes Gemahl, das er halb liebt, halb scheut,
 Erfüllt ihn halb mit Frost, und halb mit Bärtlichkeit.
 Ist wünscht er tausendmal sein Schicksal nicht zu kennen,
 Um so für sie, wie sie für ihn, zu brennen.
 Sie merkt des Königs spröden Sinn,
 Sie zieht ihn in Verdacht mit einer Duhlerin,
 Sie giebt ihm heimlich Gift; er stirbt vor ihren Füßen.

Sagt, Menschen, ist kein Glück, sein Schicksal nicht zu wissen?

Das Kartenhaus.

Das Kind greift nach den bunten Karten;
Ein Haus zu bauen, fällt ihm ein.
Es baut, und kann es kaum erwarten,
Bis dieses Haus wird fertig seyn.

Nun steht der Bau. O welche Freude!
Doch ach! Ein ungefahrter Stoß
Erschüttert plötzlich das Gebäude,
Und alle Bänder reißen los.

Die Mutter kann im Lomberspielen,
Wenn sie den letzten Satz verspielt,
Kaum so viel banges Schrecken fühlen,
Als ihr bestürztes Kind ihr fühlt.

Doch wer wird gleich den Muth verlieren?
Das Kind entschließt sich sehnsuchtsvoll,
Ein neues Lustschloß aufzuführen,
Das dem zerstörten gleichen soll.

Die Sehnsucht muß den Schmerz besiegen:
Das erste Haus steht wieder da.
Wie lebhaft war des Kinds Vergnügen,
Als es sein Haus von neuem sah!

Nun will ich mich wohl besser hüten,
Damit mein Haus nicht mehr zerbricht.
Tisch! ruft das Kind, laß dir gebieten,
Und stehe fest, und wackle nicht!

Das Haus bleibt unerschüttert stehen,
 Das Kind hört auf, sich zu erfreun;
 Es wünscht, es wieder neu zu sehen,
 Und reißt es bald mit Willen ein.

Schilt nicht den Unbestand der Güter,
 Du siehst dein eigen Herz nicht ein;
 Veränderlich sind die Gemüther,
 So mußten auch die Dinge sehn.

Bei Gütern, die wir stets genießen,
 Wird das Vergnügen endlich matt;
 Und würden sie uns nicht entrißen,
 Wo fänd ein neu Vergnügen Statt?

Die zärtliche Frau.

Wie alt ist nicht der Wahn, wie alt und ungerecht,
 Als ob dir, weibliches Geschlecht!
 Die Liebe nicht von Herzen ginge?
 Das Alter sang in diesem Ton;
 Von seinem Vater hörts der Sohn,
 Und glaubt die ungereimten Dinge.
 Verlaßt, o Männer, diesen Wahn!
 Und daß ihr ihn verlaßt, so hört ein Beshpiel an,
 Das ich für alle Männer singe.
 Du aber, die mich dichten heißt,
 Du, Liebe, stärke mich, daß mir ein Lied voll Geist,

Ein überzeugend Lieb gelinge!
 Und gieb mir, zu gesetzter Zeit,
 Ein Weib von so viel Zärtlichkeit,
 Als diese war, die ich besinge!

Clarine liebt den treuesten Mann,
 Den sie nicht besser wünschen kann,
 Sie liebt ihn recht von Herzensgrunde.
 Und wenn dir dieß unglaublich scheint:
 So wisse nur, seit der beglückten Stunde,
 Die sie mit ihrem Mann vereint,
 War noch kein Jahr vorbei; nun glaubst du's doch, mein Freund?

Clarine kannte keine Freude,
 Kein größ'er Glück, als ihren Mann;
 Sie liebte, was er liebgewann,
 Was eines wollte, wollten beide;
 Was ihm mißfiel, mißfiel auch ihr.
 O! sprichst du, so ein Weib, so eines wünscht ich mir!
 Ja wohl! ich wünsch es auch mit dir.
 Sey nur recht zärtlich eingenommen,
 Ihr Mann wird krank; vielleicht kannst du sie noch bekommen.
 Krank, sag ich, wird ihr Mann, und recht gefährlich krank;
 Er quält sich viele Tage lang,
 Von ganzen Strömen Schweiß war sein Gesicht umflossen;
 Doch noch von Thränen mehr, die sie um ihn vergossen.
 Tod! fängt sie ganz erbärmlich an,
 Tod! wenn ich dich erbitten kann,
 Nimm lieber mich, als meinen Mann!

Wenns nun der Tod gehöret hätte?
 Ja wohl! Er hört es auch; er hört Clarinens Noth,
 Er kömmt, und fragt: wer rief? Hier! schreyt sie, lieber Tod,
 Hier liegt er, hier in diesem Bette!

Der zärtliche Mann.

[S. des Abstemius LX. und CIII. Fabel.]

Die ihr so eifersüchtig seyd,
 Und nichts als Unbeständigkeit
 Den Männern vorzurücken pfeget!
 O! Weiber, überwindet euch:
 Lest dieß Gedicht, und seyd zugleich
 Beschämt und ewig widerleget.
 Wir Männer find es ganz allein,
 Die einmal nur, doch ewig lieben;
 Uns ist die Treu ins Blut geschrieben.
 Beweist es! hör ich alle schreyn.
 Recht gut! Es soll bewiesen seyn.

Ein liebes Weib ward krank; wovon? von vieler Galle?
 Die alte Spötterey! Kein Kluger glaubt sie mehr.
 Nein, nein, die Weiber flechten alle,
 Wenn dieses Uebel schädlich wär.
 Genug, sie wird sehr krank. Der Mann wendt alls an,
 Was man von Männern fordern kann;
 Gilt, ihr zu rechter Zeit die Pulver einzuschütten;
 Er läßt für seine Frau in allen Kirchen bitten,

Und giebt noch mehr dafür, als sonst gebräuchlich war;
 Und doch vermehrt sich die Gefahr.
 Er ächzt, er weint und schreht, er will mit ihr verderben.
 Ach Engel, spricht die Frau, stell deine Klagen ein!
 Ich werde mit Vergnügen sterben,
 Versprich mir nur, nicht noch einmal zu frehn.

Er schwört, sich keine mehr zu wählen.
 Dein Schatten, ruft er, soll mich quälen,
 Wenn mich ein zweytes Weib besiegt.
 Er schwört. Nun stirbt sein Weib vergnügt.

Wer kann den Kummer wohl beschreiben,
 Der unsern Wittwer überfällt?
 Er weis vor Jammer kaum zu bleiben;
 Zu eng ist ihm sein Haus, zu klein ist ihm die Welt.
 Er opfert seiner Frau die allertreuesten Klagen,
 Bleibt ohne Speis und Trank, sucht keine Lagerstatt;
 Er klagt, und ist des Lebens satt.
 Indesß bestiehlt die Zeit, sie in das Grab zu tragen.
 Man legt der Seligen ihr schwarzes Brautkleid an;
 Der Wittwer tritt bethrünt an ihren Sarg hinan.
 Was? fängt er plötzlich an zu fluchen,
 Was Henker, was soll dieses sehn?
 Für eine todte Frau ein Brautkleid auszusuchen?
 Gesezt, ich wollte wieder frehn:
 So müßt ich ja ein neues machen lassen.

Ihr Leute kränkt ihn nicht, geht, holt ein ander Kleid,
 Und laßt dem armen Wittwer Zeit!
 Er wird sich mit der Zeit schon fassen.

Die Spinne.

Hochmüthig über ihre Künste,
 Warf vom durchsichtigen Gespinnste
 Die Spinne manchen finstern Blick
 Auf einen Seidenwurm zurück;
 So aufgebläht, wie ein Pedant,
 Der ist, von seinem Werth erhitzt,
 In Werken seiner eignen Hand
 Bis an den Bart vergraben sitzt,
 Und auf den Schüler, der ihn grüßt,
 Den Blick mit halben Augen schießt.

Der Seidenwurm, den erst vor wenig Tagen
 Der Herr zur Lust mit sich ins Haus getragen,
 Sieht dieser Spinne lange zu,
 Und fragt zuletzt: Was webst denn du?
 Unwissender! läßt sich die Spinn erbittert hören,
 Du kannst mich noch durch solche Fragen stören?
 Ich webe für die Ewigkeit!

Doch kaum ertheilte sie den trozigen Bescheid:
 So reißt die Magd, mit Borsten in den Händen,
 Von den noch nicht gepuzten Wänden
 Die Spinne nebst der Ewigkeit.

Die Kunst sey noch so groß, die dein Verstand besizet,
 Sie bleibt doch lächerlich, wenn sie der Welt nicht nützet.
 Verdient, ruft ein Pedant, mein Fleiß denn keinen Dank?
 Nein! denn er hilft nichts mehr, als andrer Müßiggang.

Die Biene und die Henne.

Nun Biene, sprach die träge Henne,
 Dieß muß ich in der That gestehn,
 So lange Zeit, als ich dich kenne:
 So seh ich dich auch müßig gehn.
 Du sinnst auf nichts, als dein Vergnügen;
 Im Garten auf die Blumen fliegen,
 Und ihren Blüthen Saft entziehen,
 Mag eben nicht so sehr bemühn.
 Bleib immer auf der Nelke sitzen,
 Dann fliege zu dem Rosenstrauch.
 Wär ich, wie du, ich thät es auch.
 Was brauchst du andern viel zu nützen?
 Genug, daß wir so manchen Morgen
 Mit Eiern unser Haus versorgen.

O! rief die Biene, spotte nicht!
 Du denkst, weil ich bey meiner Pflicht
 Nicht so, wie du bey einem Eie,
 Aus vollem Halse zehnmal schreyt:
 So, denkst du, wär ich ohne Fleiß.
 Der Bienenstock sey mein Beweis,
 Wer Kunst und Arbeit besser kenne:
 Ich, oder eine träge Henne?
 Denn, wenn wir auf den Blumen liegen,
 So find wir nicht auf uns bedacht;
 Wir sammeln Saft, der Honig macht,
 Um fremde Zungen zu vergnügen.
 Macht unser Fleiß kein groß Geräusch,
 Und schreyen wir bey warmen Tagen,
 Wenn wir den Saft in Zellen tragen,
 Uns nicht, wie du im Neste, heisch:

So präge dir es ihund ein:
 Wir hassen allen stolzen Schein;
 Und wer uns kennen will, der muß in Noth und Nothen
 Fleiß, Kunst und Ordnung untersuchen.

Auch hat uns die Natur beschenkt,
 Und einen Stachel eingesenkt,
 Mit dem wir die bestrafen sollen,
 Die, was sie selber nicht verstehen,
 Doch meistern und verachten wollen:
 Drum, Henne! rath ich dir, zu gehn.

O Spötter, der mit stolzer Miene,
 In sich verliebt, die Dichtkunst schilt;
 Dich unterrichtet dieses Bild.
 Die Dichtkunst ist die stille Biene;
 Und willst du selbst die Henne seyn:
 So trifft die Fabel völlig ein.
 Du fragst, was nützt die Poesie?
 Sie lehrt und unterrichtet nie.
 Allein wie kannst du doch so fragen?
 Du siehst an dir, wozu sie nützt:
 Dem, der nicht viel Verstand besitzt,
 Die Wahrheit, durch ein Bild, zu sagen.

Der süße Traum.

Mit Träumen, die uns schön betrügen,
 Erfreut den Timon einst die Nacht;
 Im Schlaf erlebt er das Vergnügen,
 An das er wachend kaum gedacht.
 Er sieht, aus seines Bettes Mitte
 Steigt schnell ein großer Schatz herauf;
 Und schnell baut er aus seiner Hütte
 Im Schlafe schon ein Lustschloß auf.
 Sein Vorsaal wimmelt von Klienten,
 Und, unbekleidet am Kamin,
 Läßt er, die ihn vordem kaum nannten,
 In Ehrfurcht ihn auf sich verziehen.
 Die Schöne, die ihm oft im Wachen
 Durch ihre Sprödigkeit betrübt,
 Muß Timons Glück vollkommen machen;
 Denn träumend sieht er sich geliebt.
 Er sieht von Doris sich umfassen,
 Und ruft, als dieß ihm träumt, vergnügt,
 Er lallt: O Doris, mein Verlangen!
 Hat Timon endlich dich besiegt?

Sein Schlafgeselle hört ihn lallen;
 Er hört, daß ihn ein Traum verführt,
 Und thut ihm lieblich den Gefallen,
 Und macht, daß sich sein Traum verliert.
 Freund, ruft er, laß dich nicht betrügen,
 Es ist ein Traum, ermuntre dich!
 O böser Freund! um welches Vergnügen,
 Klagt Timon ängstlich, bringst du mich!

Du machest, daß mein Traum verschwindet;
 Warum entziehst du mir die Lust?
 Genug, ich hielt sie für gegründet,
 Weil ich den Irrthum nicht gewußt.

Oft quält ihr uns, ihr Wahrheitsfreunde,
 Mit eurer Dienstbesessenheit;
 Oft seyd ihr unsrer Ruhe Feinde,
 Indem ihr unsre Lehrer seyd.
 Wer heißt euch uns den Irrthum rauben,
 Den unser Herz mit Lust beßzt?
 Und der, so heftig wir ihn glauben,
 Uns dennoch minder schadt, als nützt.
 Der wird die halbe Welt bekriegen,
 Wer allen Wahn der Welt entzieht.
 Die meisten Arten von Vergnügen
 Entstehen, weil man dunkel sieht.
 Was denkt der Held bey seinen Schlachten?
 Er denkt, er sey der größte Held.
 Gönnt ihm die Lust, sich hochzuachten,
 Damit ihm nicht der Muth entfällt.
 Geh, fragt: Was denkt wohl Adelheide?
 Sie denkt, mein Mann liebt mich getreu.
 Sie irrt; doch gönnt ihr ihre Freude,
 Und laßt das arme Weib dabey.
 Was glaubt der Ehmann von Eifetten?
 Er glaubt, daß sie die Keuschheit ist.
 Er irrt, ich wollte selber wetten;
 Doch schweigt, wenn ihr es besser wißt.
 Was denkt der Philosoph im Schreiben?
 Mich ließt der Hof, mich ehrt die Stadt!

Er irrt; doch laßt ihn irrig bleiben,
 Damit er Lust zum Denken hat.
 Durchsucht der Menschen ganzes Leben,
 Was treibt zu großen Thaten an?
 Was pflegt uns Ruh und Trost zu geben?
 Sehr oft ein Traum, ein süßer Wahn.
 Genug, daß wir dabey empfinden!
 Es sey auch tausendmal ein Schein!
 Sollt aller Irrthum ganz verschwinden:
 So wär es schlimm, ein Mensch zu sehn.

Der Reisende.

Ein Wandrer bat den Gott der Götter,
 Den Zevs, bey ungestümem Wetter,
 Um stille Luft und Sonnenschein.
 Umsonst! Zevs läßt sich nicht bewegen;
 Der Himmel stürmt mit Wind und Regen;
 Denn stürmisch sollt es heute sehn.

Der Wandrer seht, mit bitterer Klage,
 Daß Zevs mit Fleiß die Menschen plage,
 Die saure Reise mühsam fort.
 So oft ein neuer Sturmwind wüthet,
 Und schnell ihm, still zu sehn, gebietet:
 So oft ertönt ein Lächerwort.

Ein naher Wald soll ihn beschirmen;
 Er eilt, dem Regen und den Stürmen

In diesem Holze zu entgehn;
 Doch eh der Wald ihn aufgenommen:
 So steht er einen Räuber kommen,
 Und bleibt vor Furcht im Regen stehn.

Der Räuber greift nach seinem Bogen,
 Den schon die Kasse schlaff gezogen,
 Er zielt und faßt den Pilger wohl;
 Doch Wind und Regen sind zuwider:
 Der Pfeil fällt matt vor dem darnieder,
 Dem er das Herz durchbohren soll.

O Thor! läßt Jevs sich zornig hören,
 Wird dich der nahe Pfeil nun lehren,
 Ob ich dem Sturm zu viel erlaubt?
 Hätt ich dir Sonnenschein gegeben:
 So hätte dir der Pfeil das Leben,
 Das dir der Sturm erhielt, geraubt.

Der erhörte Liebhaber.

Der größte Fehler in der Liebe,
 O Jüngling, ist die Furchtsamkeit;
 Was helfen dir die süßen Triebe
 Bey einer stummen Schüchternheit?
 Du liebst, und willst es doch nicht wagen,
 Es deiner Schönen zu gestehn;
 Was deine Lippen ihr nicht sagen,
 Soll sie in deinen Augen sehn.

The morning star is shining bright
 The sun is rising in the east
 The birds are singing in the trees
 The flowers are blooming in the fields
 The children are playing in the park
 The old man is sitting in the chair
 The young man is standing in the line
 The woman is walking in the street
 The dog is barking in the yard
 The cat is purring in the house
 The horse is galloping in the field
 The ship is sailing in the sea
 The train is moving in the station
 The car is driving in the road
 The plane is flying in the sky
 The rocket is launching in the air
 The satellite is orbiting in space
 The probe is exploring in the universe
 The robot is working in the factory
 The computer is processing in the office
 The scientist is researching in the lab
 The doctor is treating in the hospital
 The teacher is teaching in the school
 The farmer is harvesting in the field
 The worker is building in the factory
 The soldier is fighting in the war
 The astronaut is exploring in space
 The explorer is discovering in the wilderness
 The adventurer is seeking in the unknown
 The hero is saving in the world
 The villain is destroying in the world
 The hero is saving the world again.

The morning star is shining bright
 The sun is rising in the east
 The birds are singing in the trees
 The flowers are blooming in the fields

Von ihm geliebt, von ihm geküßt zu sehn;
 Jesmin sah Sylvien, das heißt, sie nahm ihn ein.
 Er sah sie in dem Fenster liegen,
 Ward schnell besetzt, und schwur, sie wieder zu bestegen.
 Die halbe Nacht verstrich, daß mein Jesmin nicht schlief;
 Er sann auf einen Liebesbrief,
 Schlag die Romane nach, und trug die hellsten Flammen
 In einen Brief aus zwanzigen zusammen.
 Der Brief ward fortgeschickt, und für sein baares Geld
 Ward auch der Brief getreu bestellt.
 Allein die Antwort will nicht kommen.
 Jesmin, vom Kummer eingenommen,
 Ergreift das Briefpapier, und schreibt noch einmal.
 Er klagt der Schönen seine Quaäl,
 Er redt von strengen Liebeskerzen,
 Von Augensonnen, heiß an Pein,
 Von Tigermilch, von diamantnen Herzen,
 Und von der Hoffnung Nordlichtschein;
 Und schwört, weil Sylvia durch nichts erweicht geworden,
 Sich, bey Gelegenheit, aus Liebe zu ermorden.

Getroßt, Jesmin, verflege deinen Brief!
 So wie das Siegelwachs am Lichte niederlief:
 So wird der Schönen Herz, eh Nacht und Tag verfließen,
 Von deines Briefes Blut erweicht zerschmelzen müssen.
 Der Brief wird fortgeschickt, und richtig überbracht.
 Jesmin thut manch Gebet an Venus kleinen Knaben;
 Doch folgt die Antwort nicht. Wer hätte das gedacht!
 Das Mädchen muß ein Herz von Stahl und Eisen haben;
 Doch welcher Baum fällt auf den ersten Hieb?
 Ich zweifle nicht, die Schöne hat ihn lieb;
 Und ihre Sprödigkeit ist ein verstelltes Wesen,

Um nur von ihm mehr Briefe noch zu lesen.
 Wie könnte sie dem heißen Flehn,
 Und, da sie ihn ohnlängst gepußt gesehn,
 Der reichen Weste widerstehn?

Ich weiß noch einen Rath, und dieser Rath wird glücken;
 Durch Verse kann man sehr entzücken:
 In Versen, mein Jesmin, in Versen schreib an Sie;
 Siegst du durch Verse nicht, Jesmin! so siegst du nie.
 Er folgt. O wünscht mit mir, daß ihm die Reime fließen!
 Seht, welch ein feurig Lied Jesmin zur Welt gebär!
 Was konnte man auch anders schließen,
 Da seine Prosa schon so hoch und feurig war?

Raum hatte Silvia das-Heldenlied gelesen,
 So kam auch schon ein Gegenbrief.
 Man stelle sich nur vor, wie froh Jesmin gewesen,
 Wie froh Jesmin der Magd entgegen lief!
 Die schlaue Magd grüßt ihn galant.
 Er steht und hält den Brief entzückt in seiner Hand,
 Und brennet vor Begier, den Inhalt bald zu wissen,
 Und kann vor Bärtlichkeit sich dennoch nicht entschließen,
 Das kleine Siegel abzuziehen;
 Er drückt den Brief an sich, er drückt und küßet ihn.
 Die Magd kriegt ein Pistol, und schwört, ihm treu zu bleiben.
 Allein was stund in diesem Schreiben,
 Als es Jesmin froh aus einander schlug?
 Kein Wörtchen mehr, als dieß: Mein Herr, Sie sind nicht klug.

Der glücklich gewordene Ehemann.

Frontin liebt Hannchen bis zum Sterben;
 Denn Hannchen war ein schönes Kind.
 Allein je reizender die losen Mädchen sind,
 Um desto weniger kann man ihr Herz erwerben.
 Frontin erfuhr es wohl. Drey Jahre liebt er sie;
 Allein umsonst war alle Müh.
 Was that er endlich? Er verreiste,
 Und gieng, (was kann wohl ärgers seyn?)
 Gieng, sag ich, mit dem bösen Geiste
 Ein Bündniß an dem Bloßberg ein:
 Ein Bündniß, daß er ihm zwey Jahre dienen wollte,
 Wosern er Hannchen noch zur Frau bekommen sollte.
 Sie werden hurtig eins, und schließen ihren Kauf;
 Der böse Geist giebt ihm die Hand darauf.
 Und ob er gleich die Welt sehr oft belogen,
 Und Doctor Fausten selbst betrogen:
 So hielt er doch sein Wort genau.
 Frontin ward Hannchens Mann, und sie ward seine Frau.

Doch eh vier Wochen sich verlieren:
 So fängt Frontin schon an, den Schwarzen zu citiren.
 Ach! spricht er, da der Geist erscheint,
 Ach! darf ich, lieber böse Feind,
 Noch einer Bitte mich erkühnen?
 Ich habe dir gelobt, für Hannchen, meine Frau,
 Zwey Jahre, wie du weißt, zu dienen;
 Und dieß erfüll ich auch genau.
 Doch willst du mir mein Hannchen wieder nehmen:
 So soll mein Dienst ein Jahr verlängert seyn.
 Der Böse will sich nicht bequemen.
 Drauf geht Frontin die Frist noch zweymal ein;

Denn, sprach er bey sich selbst, so arg du immer bist:
So weiß ich doch, daß Hannchen ärger ist.

Der gütige Besuch.

[S. des Abstemius LXXV. Fabel, de agricola et poeta.]

Ein offner Kopf, ein muntre Geist,
Kurz, einer von den feinen Leuten,
Die ihr Veruf zu Neuigkeiten
Nie denken, ewig reden heißt;
Die mit Gewalt es haben wollen,
Daß Kluge närrisch werden sollen;
Ein solcher Schwäger trat herein,
Dem Dichter den Besuch zu geben.
O! rief er, welch ein traurig Leben!
Wie? schlafen Sie denn nicht bei Ihren Büchern ein?
So sind Sie denn so ganz allein,
Und müssen gar vor langer Weile lesen?
Ich dacht es wohl, drum kam ich so geschwind.

Ich bin, sprach der Poet, noch nie allein gewesen,
Als seit der Zeit, da Sie zugegen sind.

Der Arme und der Reiche.

Aret, ein tugendhafter Mann,
 Dem nichts, als Geld und Güter fehlten,
 Rief, als ihn einst die Schulden quälten,
 Das Glück um seinen Beystand an.
 Das Glück, das seine liebsten Gaben
 Sonst immer für die Leute spart,
 Die von den Gütern besser Art
 Nicht gar zu viel bekommen haben,
 Entschloß sich dennoch auf sein Flehn;
 Dem wackern Manne beyzustehn,
 Und ließ ihn in verborgnen Gründen
 Aus Geiz verscharrte Schätze finden.
 Er sieht darauf in kurzer Zeit
 Von seinen Schuldnern sich befreit.
 Doch ist ihm wohl die Noth benommen,
 Da, statt der Schuldner, Schmeichler kommen?
 So oft er trinkt, so oft er ißt,
 Kommt einer, der ihn durstig küßt,
 Nach seinem Wohlsehn ängstlich fraget,
 Und ihn mit Höflichkeit und List,
 Mit Loben und Bewundern plaget,
 Und doch durch alles nichts, als daß ihn hungert, saget.

O Glücke! rief Aret, soll eins von beiden seyn,
 Kann alle Klugheit nicht von Schmeichlern mich befreyn:
 So will ich mich von Schuldnern lieber lassen,
 Als mich von Schmeichlern lieben lassen.
 Vor jenen kann man doch zuweilen sicher seyn;
 Doch diese Brut schleicht sich zu allen Zeiten ein.

Damokles.

[C. d. Cicero, Lib. V. Tuscul. quaest.]

Glaubt nicht, daß, bey dem größten Glücke,
Ein Bütrich jemals glücklich ist;
Er zittert in dem Augenblicke,
Da er der Hoheit Frucht genießt.
Bey aller Herrlichkeit stört ihn des Todes Schrecken,
Und läßt ihn nichts, als theures Glend, schmecken.

Als den Tyrannen Dionys
Ein Schmeichler einstens glücklich pries,
Und aus dem Glanz der äußerlichen Ehre,
Aus reichem Ueberfluß an Volk und Gold erwies,
Daß sein Tyrann unendlich glücklich wäre;
Als dieß Damokles einst gethan,
Hieng Dionys zu diesem Schmeichler an:
So sehr mein Glück dich eingenommen,
So kennst du es doch unvollkommen:
Doch schmecktest du es selbst, wie würde dichs erfreun!
Willst du einmal an meiner Stelle seyn?
Von Herzen gern! fällt ihm Damokles ein.

Ein goldner Stul wird schnell für ihn herbegebracht.
Er sitzt und steht auf beiden Seiten
Der Hohen größte Herrlichkeiten,
Die Stolz und Wollust ausgedacht.
Von Purpur prangen alle Wände,
Gold schmückt die Tafel aus, im Golde perlt der Wein.
Ein Wink! so eilen zwanzig Hände,
Des hohen Winkes werth zu seyn.

Ein Wort! so fliegt die Menge schöner Knaben,
Und sucht den Ruhm, dieß Wort vollstreckt zu haben.

Von Wollust süß berauscht, von Herrlichkeit entzückt,
Schätzt sich Damokles für beglückt.
O Hoheit! ruft er aus, könnt ich dich ewig schmecken!
Doch ach! was nimmt er plötzlich wahr?
Ein scharfes Schwerdt an einem Pferdehaar,
Das an der Decke hängt, erfüllt sein Herz mit Schrecken;
Er sieht die drohende Gefahr
Nah über seinem Haupte schweben.
Der Glückliche fängt an zu beben;
Er sieht nicht mehr auf seines Zimmers Pracht,
Nicht auf den Wein, der aus dem Golde lacht;
Er langt nicht mehr nach den schmachthaften Speisen,
Er hört nicht mehr der Sänger sanfte Weisen.
Ach! fängt er zitternd an zu schreyn:
Laß mich, o Dionys, nicht länger glücklich seyn!

Die beiden Hunde.

Daß oft die allerbesten Gaben
Die wenigsten Bewunderer haben,
Und daß der größte Theil der Welt
Das Schlechte für das Gute hält;
Dieß Uebel sieht man alle Tage;
Allein wie wehrt man dieser Pest?
Ich zweifle, daß sich diese Plage
Aus unsrer Welt verdringen läßt.

Ein einzig Mittel ist auf Erden,
 Allein es ist unendlich schwer:
 Die Narren müßten weise werden,
 Und seht! sie werdens nimmermehr.
 Nie kennen sie den Werth der Dinge;
 Ihr Auge schließt, nicht ihr Verstand;
 Sie loben ewig das Geringe,
 Weil sie das Gute nie gekannt.

Zween Hunde dienten einem Herrn:
 Der eine von den beiden Thieren,
 Soli, verstund die Kunst, sich lustig aufzuführen;
 Und wer ihn sah, vertrug ihn gern.
 Er holte die verlornen Dinge,
 Und spielte voller Ungeßüm.
 Man lobte seinen Scherz, belachte seine Sprünge:
 Seht, hieß es, alles lebt an ihm!
 Oft biß er mitten in dem Streicheln;
 So falsch und boshaft war sein Herz!
 Gleich stieg er wieder an zu schmeicheln:
 Dann hieß sein Biß ein feiner Scherz.
 Er war verzagt und ungezogen;
 Doch ob er gleich zur Unzeit bellt und schrie:
 So blieb ihm doch das ganze Haus gewogen;
 Er hieß der lustige Soli.
 Mit ihm vergnügte sich Lisette,
 Er sprang mit ihr zu Tisch und Bette;
 Und beide theilten ihre Zeit
 In Schlaf, in Scherz und Lustbarkeit;
 Sie aber übertraf ihn weit.

Fidel, der andre Hund, war von ganz andrem Wesen
 Zum Wiße nicht ersehn, zum Scherze nicht erlesen,
 Sehr ernsthaft von Natur; doch wachsam um das Haus,
 Sieng öfters auf die Jagd mit aus;
 War treu und herzhaft in Gefahr,
 Und bellte nicht, als wenn es nöthig war.
 Er stirbt. Man hört ihn kaum erwähnen;
 Man trägt ihn ungerühmt hinaus.
 Joli stirbt auch. Da stießen Thränen!
 Seht! ihn beklagt das ganze Haus.
 Die ganze Nachbarschaft bezeigt ihren Schmerz.

So gilt ein Bißchen Wiß mehr, als ein gutes Herz.

Selinde.

Das schönste Kind zu ihren Zeiten,
 Selinde, reich an Lieblichkeiten,
 Schön, wenn ich also sagen mag,
 Schön, wie das Morgenroth, und heiter, wie der Tag;
 Selinde soll sich malen lassen.
 Sie weigert sich; der Maler ließ nicht nach;
 Er bat, bis sie es ihm versprach,
 Und schwur, sie recht getreu zu fassen.
 Sie fragt, wie viel man ihm bezahlt?
 Ich hätte sie umsonst gemalt;
 Und hätt ich ja was fordern sollen,
 So hätt ich Küsse fordern wollen.

So schön Selinde wirklich war,
 So schön, und schöner nicht, stellt sie der Maler dar;
 Die kleinste Miene muß ihm glücken,
 Das Bild war treu, und schön, bis zum Entzücken,
 So reizend, daß es selbst der Maler hurtig küßt,
 So bald sein Weib nicht um ihn ist.

Der Maler bringt sein göttliches Gesicht.
 Selinde steht es an, erschrickt, und legt es nieder.
 „Hier nehm er sein Gemälde wieder,
 „Er irrt, mein Freund, das bin ich nicht.
 „Wer hieß ihn so viel Schmeicheleyen,
 „Und so viel Reiz auf meine Bildung streuen?
 „Erdichtet ist der Mund, verschönert ist das Sinn.
 „Kurz, nehm er nur sein Bildniß hin;
 „Ich mag nicht schöner sehn, als ich in Wahrheit bin!
 „Vielleicht wollt er die Venus malen:
 „Von dieser laß er sich bezahlen.“

So ist sie denn allein das Kind,
 Das schön ist, ohn es sehn zu wollen?
 Wie viele kenn ich nicht, die wirklich häßlich sind,
 Und die wir mit Gewalt für englisch halten sollen!

Der Maler nimmt sein Bild, und sagt kein einzig Wort,
 Geht tropig, wie ein Künstler, fort.
 Was wird er thun? Er wird es doch nicht wagen,
 Und so' ein schönes Kind verklagen?

Er klagt. Selinde muß sich stellen.
 Die Väter werden doch ein gütig Urtheil fällen!
 O! fahrt sie nicht gebietrisch an;
 So sehr sie Unrecht hat, so edel ist ihr Wahn.

Hier kömmt sie schon, hier kömmt Selinde!
 Wer hat mehr Anmuth noch gesehn?
 Der ganze Rath erstaunt vor diesem schönen Kinde,
 Und sein Erstaunen preist sie schön.
 Und jeder Greis in dem Gerichte
 Verliert die Runzeln vom Gesichte;
 Man sah aufs Bild; doch jedesmal
 Noch längre Zeit auf das Original;
 Und jeder rief, sie ist getroffen!
 O! sprach sie ganz beschämt, wie könnt ich dieses hoffen?
 Er hat mich viel zu schön gemalt,
 Und Schmeichler werden nicht bezahlt.

Selinde, hub der Richter an,
 Kein Maler konnt euch treuer malen.
 Er hat nach seiner Pflicht gethan;
 Abbittend sollt ihr ihn bezahlen.
 Doch weil ihr von euch selbst nicht eingenommen sehd:
 So geht nicht unbelohnt von diesem Richterplatze;
 Empfangt ein Heyrathsgut aus dem gemeinen Schatze,
 Zum Lohne der Bescheidenheit.

O weiser Mann, der dieses spricht!
 Gerechter ist kein Spruch zu finden;
 Du, du verdienst ein ewig Lobgedicht;
 Und wärst du jung, verdientest du Selinden!
 Selinde geht. Der Beyfall folgt ihr nach;
 Man sprach von ihr gewiß, wenn man von Schönen sprach;
 Je mehr sie zweifelte, ob sie so reizend wäre,
 Um desto mehr erhielt sie Ehre.

Je mindet sich der Kluge selbst gefällt:
Um desto mehr schätzt ihn die Welt.

Der Schatz.

Ein kranker Vater rief den Sohn:
Sohn! sprach er, um dich zu versorgen,
Hab ich vor langer Zeit einst einen Schatz verborgen;
Er liegt — hier starb der Vater schon.
Wer war bestürzter, als der Sohn?
Ein Schatz! (So wären seine Worte,)
Ein Schatz! Allein an welchem Orte?
Wo find ich ihn? Er schickt nach Leuten aus,
Die Schätze sollen graben können,
Durchbricht der Scheuern harte Tennen,
Durchgräbt den Garten und das Haus,
Und gräbt doch keinen Schatz heraus.

Nach viel vergeblichem Bemühen
Heißt er die Fremden wieder ziehen,
Sucht selber in dem Hause nach,
Durchsucht des Vaters Schlafgemach,
Und findt mit leichter Müß (wie groß war sein Vergnügen!)
Ihn unter einer Diele liegen.

Vielleicht, daß mancher eh die Wahrheit finden sollte,
Wenn er mit mindrer Müß die Wahrheit suchen wollte.

Und mancher hätte sie wohl zeitiger entdeckt,
 Wofern er nicht geglaubt, sie wäre tief versteckt.
 Verborgen ist sie wohl; allein nicht so verborgen,
 Daß du der finstern Schriften Wust,
 Um sie zu sehn, mit tausend Sorgen,
 Bis auf den Grund durchwühlen mußt.
 Verlaß dich nicht auf fremde Mäh,
 Such selbst, such aufmerksam, such oft; du findest sie.
 Die Wahrheit, lieber Freund! die alle nöthig haben,
 Die uns, als Menschen, glücklich macht,
 Ward von der weisen Hand, die sie uns zugebracht,
 Nur leicht perdeckt; nicht tief vergraben.

• M o n i m e .

[S. den Plutarch in dem Leben des Lucullus auf der 508. S. a. edit.
 Wechsel.]

Durch schöner Glieder Reiz, durch Schönheit des Verstands,
 Erwarb Monime sich den Beyfall Griechenlands;
 So manches Buhlers Herz besiegten ihre Blicke,
 Mit Wollust sah er sie, beschämt wich er zurücke.
 Denn war Monime schön: so war ihr Herz zugleich
 An Unschuld, wie ihr Blick an Geist und Feuer, reich.
 Die Tugend, die dem Wunsch erhiteter Buhler wehrte,
 Trieb selbst den Buhler an, daß er sie mehr verehrte.
 Arm war sie von Geburt, und zart von Leidenschaft,
 Mit Schmeichlern stets umringt; und blieb doch tugendhaft?
 Doch bringt Geschenke her! Der Diamanten Flehen,
 Des Golds Beredsamkeit wird sie nicht widerstehen.

Gellert I.

Ein Prinz aus Pontus iſt, der große Mithribat,
 Der mit entbrannter Bruſt ſich zu Monimen naht;
 Ein König ſeufzt und ſteht. Zu ſchmeichelnde Gedanken!
 Wird nicht bey dieſem Glück Monimens Tugend wanken?

Prinz, ſieng ſie herzlich an, du ſcheiſt durch mich gerührt,
 Und rühmſt den kleinen Reiz, der meine Bildung ziert;
 Ich danke der Natur für dieſen Schmuck der Tugend,
 Die Schönheit gab ſie mir; und ich gab mir die Tugend;
 Nicht jene macht mich ſtolz, nein! dieſe macht mich kühn;
 Sey tauſendmal ein Prinz: umſonſt iſt dein Bemühen!
 Ich mehre nie die Zahl erkaufter Buhlerinnen,
 Nur als Gemahl wirſt du Monimens Herz gewinnen.

So unbeweglich blieb ihr tugendhafter Sinn.
 Der Prinz, des Prinzen Flehn, der prächtigſte Gewinn,
 Des Hofes Kunſt und Liſt, nichts konnte ſie bezwingen;
 Der Prinz muß für ihr Herz ihr ſelbſt die Krone bringen.

O welch ein ſeltneſ Glück! von niederm Blut entſtehn,
 Und aus dem Staube ſich bis zu dem Thron erhebn!
 Wie lange, großes Glück! wirſt du ihr Herz vergnügen?
 Wie lange?

Mithribat hofft Rom noch zu beſiegen;
 Verläßt Monimens Arm, um in den Krieg zu ziehn.
 Doch der, der ſiegen will, fängt an, beſiegt zu ſiehn;
 Rom ſetzt ihm ſiegreich nach, ſein Land wird eingenommen.
 Doch ſoll das ſtolze Rom Monimen nicht bekommen;
 Eh dieß der Prinz erlaubt, beſiehlt er ihren Tod.
 Ein Sklav eröffnet ihr, was Mithribat gebot.

So, ruft sie, raubt mir auch die Hobeit noch das Leben!
 Die für entrißne Ruh mir einen Thron gegeben,
 Auf dem ich ungeliebt, durch Reue mich gequält,
 Daß ich den Niedrigsten mir nicht zum Mann erwählt?
 Sie reißt den Hauptschmuck ab, um stolz sich umzubringen,
 Und eilt, ihr Diadem sich um den Hals zu schlingen:
 Allein das schwache Band erfüllt ihr Wünschen nicht,
 Es reißt, und weigert sich der so betrübten Pflicht.
 O, ruft sie, Schmuck! den ich zu meiner Pein getragen,
 So gar den schlimmsten Dienst willst du mir noch versagen?
 Sie wirft ihn vor sich hin, tritt voller Wuth darauf,
 Und giebt durch einen Dolch alsbald ihr Leben auf.

Der unsterbliche Autor.

Ein Autor schrieb sehr viele Bände,
 Und ward das Wunder seiner Zeit;
 Der Journalisten gütige Hände
 Verehrten ihm die Ewigkeit.
 Er sah, vor seinem sanften Ende,
 Fast alle Werke seiner Hände
 Das sechstemal schon aufgelegt,
 Und sich, mit tiefgelehrtem Blicke,
 In einer spanischen Perücke
 Vor jedes Titelblatt geprägt.
 Er blieb vor Widersprechern sicher,
 Und schrieb bis an den Tag, da ihn der Tod entseelt;
 Und das Verzeichniß seiner Bücher,
 Die kleinen Schriften mitgezählt,

Rahm an dem Lebenslauf allein
Drey Bogen und drey Seiten ein.

Man las nach dieses Mannes Tode
Die Schriften mit Bedachtsamkeit;
Und seht, das Wunder seiner Zeit
Kam in zehn Jahren aus der Mode,
Und seine göttliche Methode
Hieß eine bange Trockenheit.
Der Mann war bloß berühmt gewesen,
Weil Stilimper ihn gelobt, eh Kenner ihn gelesen.

Berühmt zu werden, ist nicht schwer,
Man darf nur viel für kleine Geister schreiben;
Doch bey der Nachwelt groß zu bleiben,
Dazu gehört noch etwas mehr,
Als, seicht am Geist, in strenger Lehrart schreiben.

Der grüne Esel.

[S. des Aëstemiüs LXXX. Fabel, de vidua et asino viridi.]

Wie oft weiß nicht ein Narr durch thöricht Unternehmen
Viel tausend Thoren zu beschämen!

Neran, ein kluger Narr, färbt einen Esel grün,
Am Leibe grün, roth an den Beinen,
Fängt an, mit ihm die Gassen durchzuziehen;
Er zieht, und jung und alt erscheinen.

Welch Wunder! rief die ganze Stadt,
 Ein Esel, zeisiggrün! der rothe Filz hat!
 Das muß die Chronik einst den Enkeln noch erzählen,
 Was es zu unsrer Zeit für Wunderdinge gab!
 Die Gassen wimmelten von Millionen Seelen;
 Man hebt die Fenster aus, man deckt die Dächer ab;
 Denn alles will den grünen Esel sehn,
 Und alle konnten doch nicht mit dem Esel gehn.

Man lief die beiden ersten Tage
 Dem Esel mit Bewundrung nach.
 Der Kranke selbst vergaß der Krankheit Plage,
 Wenn man vom grünen Esel sprach.
 Die Kinder in den Schlaf zu bringen,
 Sang keine Wärterinn mehr von dem schwarzen Schaf;
 Vom grünen Esel hört man singen,
 Und so geräth das Kind in Schlaf.

Drey Tage waren kaum vergangen:
 So war es um den Werth des armen Thiers geschehn.
 Das Volk bezeugte kein Verlangen,
 Den grünen Esel mehr zu sehn.
 Und so bewundernswerth er anfangs allen schien:
 So dacht izt doch kein Mensch mit einer Sylb an ihn.

Ein Ding mag noch so närrisch seyn,
 Es sey nur neu; so nimmts den Pöbel ein:
 Er sieht, und er erstaunt. Kein Kluger darf ihm wehren.
 Drauf kömmt die Zeit, und denkt an ihre Pflicht;
 Denn sie versteht die Kunst, die Narren zu belehren,
 Sie mögen wollen, oder nicht.

Der baronisirte Bürger.

Des kargen Vaters stolzer Sohn
 Ward, nach des Vaters Tod, Herr einer Million,
 Und für sein Geld in kurzer Zeit Baron.
 Er nahm sich vor, ein großer Mann zu werden,
 Und ahnte, wenn ihm gleich der innre Werth gebracht,
 Doch die gebietrischen Geberden
 Der Großen zuversichtlich nach.
 Bald wünscht er sich des Staatsmanns Ehre,
 Vertraut mit Fürsten umzugehn;
 Bald wünscht er sich das Glück, dereinst vor einem Heere
 Mit Vorhern des Eugens zu stehn.
 Kurz, er blieb ungewiß, wo er mehr Ansehn hätte,
 Ob in dem Feld, ob in dem Cabinette?

Indessen war er doch Baron;
 Und sein Verdienst, die Million,
 Rief sich, zu alles Volks Entzücken,
 In Läufern und Heibucken blicken.
 Er nahm die halbe Stadt in Sold,
 Bedeckte sich und sein Gefolg mit Gold,
 Und brüstete sich mehr in seiner Staatscarosse,
 Als die daran gespannten Rosse.

Er war der Schmeichler Mäcenat.
 Ein Geß, der ihn gebüßt um seine Gnade bat,
 Und alles, was sein Stolz begonnente,
 Recht unverschämt bewundern konnte,
 Der kam sogleich in jener Freunde Zahl,
 In der man mit ihm aß, ihn lobt, und ihn bestahl,
 Und, wenn man ihn betrog, zugleich ihn überredte,
 Daß er des Argus Augen hätte.

Was braucht es mehr, als Stolz und Unverstand,
 Um Millionen durchzubringen?
 Unsicher ist kein Schatz, als in des Jünglings Hand,
 Den Wollust, Pracht und Stolz zu ihren Diensten zwingen.
 Der Herr Baron vergaß bey seinem großen Schatz
 Den Staatsmann und den Held, ward sinnreich im Verschwenken,
 Und sah in kurzer Zeit sein Gut in fremden Händen;
 Starb arm und unberühmt. Kurz, er bewies den Satz,
 Daß Aeltern ihre Kinder hassen,
 Wofern sie ihnen nichts, als Reichthum, hinterlassen.

Der arme Schiffer.

Ein armer Schiffer sack in Schulden,
 Und klagte dem Philet sein Leid.
 Herr! sprach er, leih mir hundert Gulden;
 Allein zu eurer Sicherheit
 Hab ich kein ander Pfand, als meine Redlichkeit.
 Indessen leih mir aus Erbarmen
 Die hundert Gulden auf ein Jahr.

Philet, ein Retter in Gefahr,
 Ein Vater vieler hundert Armen,
 Zählt ihm das Geld mit Freuden dar.
 Hier, spricht er, nimm es hin, und brauch es ohne Sorgen;
 Ich frene mich, daß ich dir dienen kann;
 Du bist ein ordentlicher Mann,
 Dem muß man ohne Handschrift borgen.

Ein Jahr, und noch ein Jahr verstreicht;
 Kein Schiffer läßt sich wieder sehen.
 Wie? sollt er auch Phileten hintergehen,
 Und ein Betrüger seyn? Vielleicht.

Doch nein! Hier kommt der Schiffer gleich.
 Herr! fängt er an, erfreuet euch!
 Ich bin aus allen meinen Schulden;
 Und seht, hier sind zweyhundert Gulden,
 Die ich durch euer Geld gewann.
 Ich bitt euch herzlich, nehmt sie an;
 Ihr seyd ein gar zu wahrer Mann.

O! spricht Philet, ich kann mich nicht bestunen,
 Daß ich dir jemals Geld geliehn.
 Hier ist mein Rechnungsbuch, ich wills zu Rathe ziehn;
 Allein ich weis es schon, du stehst nicht darinnen.

Der Schiffer sieht ihn an, und schweigt betroffen still,
 Und kränkt sich, daß Philet das Geld nicht nehmen will.
 Er läuft, und kommt mit voller Hand zurücke.
 Hier, spricht er, ist der Rest von meinem ganzen Glücke,
 Noch hundert Gulden! nehmt sie hin,
 Und laßt mir nur das Lob, daß ich erkenntlich bin.
 Ich bin vergnügt, ich habe keine Schulden;
 Dieß Glücke dank ich euch allein;
 Und wollt ihr ja recht gültig seyn:
 So leih mir wieder funfzig Gulden.

Hier, spricht Philet, hier ist dein Geld!
 Behalte deinen ganzen Segen:
 Ein Mann, der Tren und Glauben hält,
 Verdient ihn seiner Treue wegen.

Sey du mein Freund! Das Geld ist dein;
 • Es sind nicht mehr, als hundert Gulden, mein,
 Die sollen deinen Kindern seyn.

Mensch! mache dich verbient um andrer Wohlergehen;
 Denn was ist göttlicher, als wenn du liebeich bist,
 Und mit Vergnügen eilst, dem Nächsten beyzustehen,
 Der, wenn er Großmuth fleht, großmüthig dankbar ist?

Das Schicksal.

[S. den Zuschauer im III. Th. auf der 332. S. n. f.]

O Mensch! was strebst du doch den Rathschluß zu ergründen,
 Nach welchem Gott die Welt regiert?
 Mit endlicher Vernunft willst du die Absicht finden,
 Die der Unendliche bey seiner Schickung führt?
 Du siehst bey Dingen, die geschehen,
 Nie das Vergangne recht, und auch die Folge nicht;
 Und hoffest doch den Grund zu sehen,
 Warum das, was geschah, geschieht?
 Die Vorsicht ist gerecht in allen ihren Schülßen.
 Dieß siehst du freylich nicht bey allen Fällen ein;
 Doch wolltest du den Grund von jeder Schickung wissen:
 So müßtest du, was Gott ist, seyn.
 Begnüge dich, die Absicht zu verehren,
 Die du zu sehn, zu blöb am Geiste bist;
 Und laß dich hier ein jüdisch Beyspiel lehren,

Daß das, was Gott verhängt, aus weisen Gründen fließt,
Und, wenn dir's grausam scheint, gerechtes Schicksal ist.

Als Moses einst vor Gott auf einem Berge trat,
Und ihn von jenem ewigen Rath,
Der unser Schicksal lenkt, um größ're Kenntniß bat:
So ward ihm ein Befehl, er sollte von den Höhen,
Worauf er stand, hinab ins Ebne sehen.
Hier floß ein klarer Quell. Ein reisender Soldat
Stieg bey dem Quell von seinem Pferde,
Und trank. Kaum war der Reuter fort:
So lief ein Knabe von der Heerde
Nach einem Trunk an diesen Ort.
Er fand den Gelsack bey dem Quelle,
Der jenem hier entfiel; er nahm ihn, und entwich:
Worauf nach eben dieser Stelle
Ein Greis gebückt an seinem Stabe schlich.
Er trank, und setzte sich, um auszuruhen, nieder;
Sein schweres Haupt sank zitternd in das Gras,
Bis es im Schlaf des Alters Last vergaß.
Indessen kam der Reuter wieder,
Bedrohte diesen Greis mit wildem Ungestim,
Und forderte sein Geld von ihm.

Der Alte schwört, er habe nichts gefunden,
Der Alte flieht und weint, der Reuter flucht und droht,
Und sticht zuletzt, mit vielen Wunden,
Den armen Alten wüthend todt.

Als Moses dieses sah, fiel er betrübt zur Erden;
Doch eine Stimme rief: Hier kannst du inne werden,

Wie in der Welt sich alles billig fügt;
 Denn wiß: es hat der Greis, der ist im Blute liegt,
 Des Knabens Vater einst erschlagen,
 Der den verlornen Raub zuvor davon getragen.

Risette.

Ein junges Weib, sie hieß Risette;
 Dieß Weibchen lag an Blattern blind.
 Nun weis man wohl, wie junge Weiber sind;
 Drum durst ihr Mann nicht von dem Bette,
 So gern er sie verlassen hätte;
 Denn laßt ein Weib schön, wie Cytheren, sehn,
 Wenn sie die Blattern hat: so nimmt sie nicht mehr ein.
 Hier stht der gute Mann zu seiner größten Pein,
 Und muß des kranken Weibes pflegen,
 Ihr Kissen oft zu rechte legen,
 Und oft durch ein Gebet um ihre Besserung sehn;
 Und gleichwohl war sie nicht mehr schön.
 Ich hätt ihn mögen beten sehn.

Der arme Mann! Ich weiß ihm nicht zu rathen:
 Vielleicht besinnt er sich, und thut, was andre thaten.

Ein krankes Weib braucht eine Wärterinn;
 Und Lorchon ward dazu erlesen,
 Weil ihr Risettens Eigensinn
 Vor andern längst bekannt gewesen.
 Sie trat ihr Amt dienstfertig an,
 Und wußte sich in allen Stücken
 Gut in die kranke Frau zu schiden,
 Und auch in den gesunden Mann.

Sie war besorgt, gefällig, jung und schön,
Und also ganz geschickt, mit beiden umzugehn.

Was thut man nicht, um sich von Gram und Pein,
Von langer Weile zu befreyn?
Der Mann sieht Lorch an, und redt mit ihr durch Blicke,
Weil er nicht anders reden darf;
Und jeder Blick, den er auf Lorch warf,
Sah, wo nicht ganz, doch halb erhört zurücks.
Ach, arme kranke Frau! es ist dein großes Glücke,
Daß du nicht sehen kannst; dein Mann thut recht galant;
Dein Mann, ich wollte viel drauf wetten,
Hat Lorch schon vorher gekannt,
Und sie mit Fleiß zur Wärterinn ernannt.
Ja, wenn sie bloß durch Blicke redten:
So mücht es endlich wohl noch gehn;
Allein bald wird man sie einander küssen sehn.
Er kömmt, und klopft sie in den Nacken,
Und kneipt sie in die vollen Backen;
Sie wehrt sich ganz bequem, bequem wie eine Braut,
Und findet bald für gut, sich weiter nicht zu wehren.
Sie küssen sich recht zärtlich und vertraut;
Allein sie küßten gar zu laut.
Wie konnt es anders seyn? Lisette mußt es hören.
Sie hörts, und fragt: was schallt so hell?
Mabam, Mabam! ruft Lorch schnell,
Es ist ihr Herr, er ächt vor großem Schmerz,
Und will sich nicht zufrieden geben.
Ach! spricht sie, lieber Mann, wie redlich meynts dein Herz!
O! gräme dich doch nicht! ich bin ja noch am Leben.

Die Verschwiegenheit.

O Doris! wärst du nur verschwiegen:
 So wollt ich dir etwas gestehn;
 Ein Glück, ein ungemein Vergnügen —
 Doch nein, ich schweige, sprach Tiren.
 Wie? rief die schöne Schäferinn,
 Du zweifelst noch, ob ich verschwiegen bin?
 Du kannst mirs sicher offenbaren:
 Ich schwör, es solls kein Mensch erfahren.

Du kennst, versetzt Tiren, die spröde Sylvia,
 Die schüchtern vor mir floh, so oft sie mich sonst sah.
 Ich komme gleich von dieser kleinen Spröden;
 Doch ach! ich darf nicht weiter reden.
 Nein, Doris, nein, es geht nicht an;
 Es wär um ihre Gunst, und um mein Glück gethan,
 Wenn Sylvia dereinst erführe,
 Daß — Dringe nicht in mich, ich halte meine Schwilke.

So liebt sie dich? fuhr Doris fort.
 Ja wohl! Doch, sage ja kein Wort!
 Ich hab ihr Herz nun völlig eingenommen,
 Und izt von ihr den ersten Kuß bekommen.
 Tiren, sprach sie zu mir, mein Herz sey ewig dein;
 Doch eines bitt ich dich, du mußt verschwiegen seyn.
 Daß wir uns günstig sind, uns treu und zärtlich küssen,
 Braucht niemand auf der Flur, als ich und du, zu wissen.
 Drum bitt ich, Doris, schweige ja!
 Sonst flieht und haßt mich Sylvia.

Die kleine Doris geht. Doch wird auch Doris schweigen?
 Ja, die Verschwiegenheit ist allen Schönen eigen.
 Gesezt, daß Doris auch es dem Damöt vertraut;
 Was ist es denn nun mehr? Sie sagt es ja nicht laut.

Ihr Schäfer, ihr Damöt, kommt ihr verliebt entgegen,
 Drückt ihre weiche Hand, und fragt,
 Was ihr sein Freund, Tiren, gesagt?

Damöt! du weißt ja wohl, was wir zu reden pflegen,
 Du kennst den ehrlichen Tiren;
 Es war nichts wichtiges, sonst würd ich dirs gestehn.
 Er sagte mir — Verlang es nicht zu wissen;
 Ich hab es ihm versprechen müssen,
 Daß ich zeitlebens schweigen will.

Damöt wird traurig, schweiget still,
 Umarmt sein Kind, doch nur mit halbem Feuer.
 Die Schäferinn erschrickt, daß sie Damöts Fuß
 So unvollkommen schmecken muß.
 Du zürnest, rufst sie, mein Getreuer?
 O! zürne nicht, ich will es dir gestehn:
 Die spröde Sylvia ergiebt sich dem Tiren,
 Und hat ihm igt, in ihrem Leben,
 Den allerersten Fuß gegeben;
 Allein du mußt verschwiegen seyn.

Damöt verspricht's. Kaum ist Damöt allein:
 So fühlt er schon die größte Pein,
 Sein neu Geheimniß zu bewahren.
 Ja! fängt Damöt zu singen an:
 Ich will es keinem offenbaren,

Daß Sylvia Tirenen liebt,
 Ihm Küsse nimmt, und Küsse giebt;
 Du, stummer Busch, nur sollst's erfahren,
 Wen Sylvia verstoßen liebt.

Doch ach! In diesem Busch war unsre Sylvia,
 Die sich durch dieses Lied beschämt verrathen sah;
 Und eine Heimlichkeit so laut erfahren mußte,
 Die, ihrer Meynung nach, nur ihr Geliebter wußte.
 Sie läuft, und sucht den Schwäger, den Tiren.
 Ach, Schäfer, ach! wie wird dir's gehn!
 Mich, fängt sie an, so zu betrüben!
 Dich, Plaudrer, sollt ich länger lieben?

Und kurz: Tiren verliert die schöne Schäferinn,
 Und kömmt, Damöten anzuklagen.
 Ja, spricht Damöt, ich muß es selber sagen,
 Daß ich nicht wenig strafbar bin;
 Allein, wie kannst du mich den größten Schwäger nennen?
 Du hast ja selbst nicht schweigen können!

Die junge Ente.

Die Henne führt der Jungen Schaar,
 Worunter auch ein Entchen war,
 Das sie zugleich mit ausgebrütet.
 Der Zug soll in den Garten gehn;
 Die Alte giebt's der Brut durch Locken zu verstehn;
 Und jedes folgt, so bald sie nur gebietet,
 Denn sie gebot mit Zärtlichkeit.

Die Ente wackelt mit; allein nicht gar zu weit.
 Sie steht den Teich, den sie noch nicht gesehen;
 Sie läuft hinein, sie badet sich.
 Wie, kleines Thier! Du schwimmst? Wer lehrt es dich?
 Wer hieß dich in das Wasser gehen?
 Wirst du so jung das Schwimmen schon verstehen?

Die Henne läuft mit strupfigem Gefieder
 Das Ufer zehnmal auf und nieder,
 Und will ihr Kind aus der Gefahr befreyn:
 Setzt zehnmal an, und fliegt doch nicht hinein;
 Denn die Natur heißt sie das Wasser scheun.
 Doch nichts erschreckt den Muth der Ente;
 Sie schwimmt beherzt in ihrem Elemente,
 Und fragt die Henne ganz erfreut,
 Warum sie denn so ängstlich schreyt?

Was dir Entjegen bringt, bringt jenem oft Vergnügen;
 Der kann mit Lust zu Felde liegen,
 Und dich erschreckt der bloße Name, Helb.
 Der schwimmt beherzt auf offenen Meeren;
 Du zitterst schon auf angebundenen Fahren,
 Und siehst den Untergang der Welt.
 Befürchte nichts für dessen Leben,
 Der kühne Thaten unternimmt;
 Wen die Natur zu der Gefahr bestimmt,
 Dem hat sie auch den Muth zu der Gefahr gegeben.

Die franke Frau.

Wer kennt die Zahl von so viel bösen Dingen,
Die uns um die Gesundheit bringen!
Doch nöthig ist, daß man sie kennen lernt.
Je mehr wir solcher Quellen wissen,
Woraus Gefahr und Unheil fließen;
Um desto leichter wird das Uebel selbst entfernt.

Des Mannes theurer Zeitvertreib,
Sulpitia, ein junges schönes Weib,
Gieng munter zum Besuch, krank aber kam sie wieder,
Und fiel halb todt aufs Ruhebedte nieder.
Sie röchelt. Wie? Vergift ihr Blut den Lauf?
Geschwind löst ihr die Schnürbrust auf!
Geschwind! doch läßt sich dieß erzwingen?
Sechs Hände waren zwar bereit;
Doch eine Frau aus ihrem Staat zu bringen,
Wie viel erfordert dieß nicht Zeit!

Der arme Mann schwimmt ganz in Thränen;
Mit Recht bestürzt ihn diese Noth.
Zu früh ist, nach der Gattinn Tod
Im ersten Jahre sich zu sehnen.
Er schickt nach einem Arzt. Ein junger Aesculap
Erscheint so gleich in vollem Trab,
Und setzt sich vor das Krankenbedte,
Vor dem er sich so etne Miene gab,
Als ob er für den Tod ein sichres Mittel hätte.
Er fragt den Puls; und da er ihn gefragt,
Schlägt er im Geiste nach, was sein Receptbuch sagt,
Gellert I.

Und läßt, die Krankheit zu verdringen,
Sich eilends Dint und Feder bringen.

Er schreibt. Der Diener läuft. Indessen ruft der Mann
Den so erfahrenen Arzt bey Seite,
Und fragt, was doch der Zufall wohl bedeute?
Der Doctor sieht ihn lächelnd an:
„Sie fragen mich, was es bedeuten kann?
„Das brauch ich Ihnen nicht zu sagen;
„Sie wissen schon, es zeigt viel gutes an,
„Wenn sich die jungen Weiber klagen.“

Den Mann erfreut ein solcher Unterricht.
Die Nacht verstreicht, der Trank ist eingenommen;
Allein der theure Trank hilft nicht;
Drum muß der zweyte Doctor kommen.

Er kömmt. Gebulb! Nun werden wirs erfahren.
Was ißts? was fehlt der schönen Frau?
Der Doctor sieht es ganz genau,
Daß sich die Blattern offenbaren.

Sulpitia! erst sollst du schwanger seyn?
Nun sollst du gar die Blattern kriegen?
Ihr Aerzte schweigt, und gebt ihr gar nichts ein,
Denn einer muß sich doch betriegen.
Rein, überlaßt sie der Natur,
Und dem ihr so getreuen Bette;
Gesezt, daß sie die schlimmste Krankheit hätte:
So ist sie nicht so schlimm, als eure Cur.

Gebulb! Vielleicht geneßt sie heute.
Der Mann kömmt nicht von ihrer Seite,

Und eh die Stunde halb verfliehet,
 Fragt er sie hundertmal, obs noch nicht besser ist?
 Ach! ungestümler Mann, du nöthigst sie zum Sprechen!
 Wie? wird sie nicht das Neben schwächen?
 Sie spricht ja mit gebrochnem Ton,
 Und an der Sprache hörst du schon,
 Daß sich die Schmerzen stets vergrößern.
 Bald wird es sich mit deiner Gattinn bessern!
 Der Tod, der Tod bringt schon herein,
 Sie von der Marter zu befreyn!

Wer pocht? Es wird der Doctor seyn;
 Doch nein, der Schneider kömmt, und bringt ein Kleid getragen.
 Sulpitia fängt an, die Augen aufzuschlagen.
 Er kömmt, so stammelt sie, er kömmt zu rechter Zeit;
 Ist dieß vielleicht mein Sterbekleid?
 Ja, wie er sieht, so werd ich bald erblaffen.
 Doch hätte mich der Himmel leben lassen:
 So hätt ich mir ein solches Kleid bestellt,
 Von solchem Stoff, als er, er wirds schon wissen,
 Für meine Freundin machen müssen;
 Es ist nichts schöner's auf der Welt.
 Als ich zuletzt Besuch gegeben:
 So trug sie dieses neue Kleid;
 Doch geh er nur. O kurzes Leben!
 Es ist doch alles Eitelkeit!

O fasse dich, betrübtter Mann!
 Du hörst ja, daß dein Weib noch ziemlich reden kann.
 O laß die Hoffnung nicht verschwinden!
 Der Athem wird sich wieder finden.

Der Schneider geht, der Mann begleitet ihn,
 Sie reden heimlich vor der Thüre.
 Der Schneider thut die größten Schwüre,
 Und eilt, die Sache zu vollziehn.

Noch vor dem Abend kommt er wieder.
 Sulpitia liegt noch darnieber,
 Und dankt ihm seufzend für den Gruf.
 Allein wer sagt, was doch der Schneider bringen muß?
 Er hat es in ein Tuch geschlagen,
 Er wickelt's aus. O welche Seltenheit!
 Dieß ist der Stoff, dieß ist das reiche Kleid.
 Allein was soll es ihr? Sie kann es ja nicht tragen.

Ach Engel! spricht der Mann, bey sanftem Händedrücken,
 Mein ganz Vermögen gäb ich hin,
 Könnt ich dich nur gesund in diesem Schmutz erblicken.
 O! fängt sie an, so krank ich bin:
 So kann ich Ihnen doch, mein Liebster, nichts versagen.
 Ich will mich aus dem Bette wagen;
 So können Sie noch heute sehn,
 Wie mir das neue Kleid wird stehn.

Man bringt den Schirm, und sie verläßt das Bette,
 So schwach, als ob sie schon ein Jahr gelegen hätte.
 Man puzt sie an, gepuzt trinkt sie Caffee.
 Kein Finger thut ihr weiter weh.
 Der Krankheit Grund war bloß ein Kleid gewesen,
 Und durch das Kleid muß sie genesen.
 So heilt des Schneiders kluge Hand
 Ein Uebel, das kein Arzt gekannt.

Der gute Rath.

Ein junger Mensch, der sich vermählen wollte,
Und dem man manchen Vorschlag that,
Bat einen Greis um einen guten Rath,
Was für ein Weib er nehmen sollte?

Freund, sprach der Greis, das weis ich nicht.
So gut man wählt, kann man sich doch betrügen.
Sucht ihr ein Weib bloß zum Vergnügen:
So wählet euch ein schön Gesicht;
Doch liegt euch mehr an Renten und am Staate,
Als am verliebten Zeitvertreib:
So dien ich euch mit einem andern Rathe,
Bemüht euch um ein reiches Weib;
Doch strebt ihr durch die Frau nach einem hohen Range:
Nun so vergeßt, daß bessere Mädchen sind,
Wählt eines großen Mannes Kind,
Und untersucht die Wahl nicht lange;
Doch wollt ihr mehr für eure Seele wählen,
Als für die Sinnen und den Leib:
So wagts, um euch nach Wunsche zu vermählen,
Und wählt euch ein gelehrtes Weib.
Hier schwieg der Alte lachend still.

Ach! sprach der junge Mensch, das will ich ja nicht wissen;
Ich frage, welches Weib ich werbe wählen müssen,
Wenn ich zufrieden leben will?
Und wenn ich, ohne mich zu grämen —

O! fiel der Greis ihm ein, da müßt ihr keine nehmen.

Die beiden Mädchen.

Zwey junge Mädchen hofften beide,
 Worauf? Gewiß auf einen Mann;
 Denn dieß ist doch die größte Freude,
 Auf die ein Mädchen hoffen kann.
 Die jüngste Schwester, Philippine,
 War nicht unordentlich gebaut;
 Sie hatt ein rund Gesicht, und eine zarte Haut;
 Doch eine sehr gezwungne Miene.
 So fest geschnürt sie immer gieng,
 So viel sie Schmuck ins Ohr, und vor den Busen hieng,
 So schön sie auch ihr Haar zusammen rollte:
 So ward sie doch bey alle dem,
 Je mehr man sah, daß sie gefallen wollte,
 Um desto minder angenehm.

Die andre Schwester, Caroline,
 War im Gesichte nicht so zart;
 Doch frey und reizend in der Miene,
 Und liebreich mit gelaßner Art.
 Und wenn man auf den heitern Wangen
 Gleich kleine Sommerfleden fand:
 Ward ihrem Reiz doch nichts dadurch entwandt;
 Und selbst ihr Reiz schien solche zu verlangen.
 Sie putzte sich nicht mühsam aus,
 Sie pralte nicht mit theuren Kostbarkeiten.
 Ein artig Band, ein frischer Straus,
 Die über ihren Ort, den sie erlangt, sich freuten,
 Und eine nach dem Leib wohl abgemessne Tracht,
 War Carolinens ganze Pracht.

Ein Freyer kam; man wies ihm Philippinen;
 Er sah sie an, erstaunt, und hieß sie schön;
 Allein sein Herz blieb frey, er wollte wieder gehn.
 Raun aber sah er Carolinen:
 So blieb er vor Entzückung stehn.

Im Bilde dieser Frauenzimmer
 Zeigt sich die Kunst und die Natur;
 Die erste prallt mit weit gesuchtem Schimmer,
 Sie fesselt nicht; sie blendet nur:
 Die andre sucht durch Einfalt zu gefallen,
 Läßt sich bescheiden sehn; und so gefällt sie allen.

Der Maler.

Ein kluger Maler in Athen,
 Der minder, weil man ihn bezahlte,
 Als, weil er Ehre suchte, malte,
 Rief einen Kenner einst den Mars im Bilde sehn,
 Und bat sich seine Meynung aus.
 Der Kenner sagt ihm frey heraus,
 Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte,
 Und daß es, um recht schön zu seyn,
 Weit minder Kunst verrathen sollte.
 Der Maler wandte vieles ein;
 Der Kenner tritt mit ihm aus Gründen,
 Und konnt ihn doch nicht überwinden.

Gleich trat ein junger Geck herein,
 Und nahm das Bild in Augenschein.
 O! rief er, bey dem ersten Blicke,
 Ihr Götter, welch ein Meisterstücke!
 Ach welcher Fuß! O, wie geschickt
 Sind nicht die Nägel ausgebrüht!
 Mars lebt durchaus in diesem Bilde.
 Wie viele Kunst, wie viele Pracht
 Ist in dem Helm, und in dem Schilde,
 Und in der Rüstung angebracht!

Der Maler warb beschämt gerühret,
 Und sah den Kenner klüglich an.
 Nun, sprach er, bin ich überführet!
 Ihr habt mir nicht zu viel gethan.
 Der junge Geck war kaum hinaus:
 So strich er seinen Kriegsgott aus.

Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt:
 So ist es schon ein böses Zeichen;
 Doch wenn sie gar des Narren Lob erhält:
 So ist es Zeit, sie auszustreichen.

Zweytes Buch.

Die beiden Schwalben.

Zwo Schwalben sangen um die Wette,
Und sangen mit dem größten Fleiß;
Doch wenn die eine schrie, daß sie den Vorzug hätte,
Gab doch die andre sich den Preis.
Die Lerche kommt. Sie soll den Streit entscheiden;
Und beide stimmen herzlich an.
Nun, hieß es: sprich, wer von uns beiden
Am meisterlichsten singen kann?
Das weis ich nicht, sprach sie bescheiden,
Und sah sie ganz mitleidig an,
Und wollte sich nach ihrer Höhe schwingen.
Doch nein, sie suchten ihr den Ausspruch abzuwingen.
So, sprach sie, will ichs denn gestehn:
Die kann so gut, wie jene, singen,
Doch singt, so lang ihr wollt, es singt doch keine schön.
Hört man das Lied geistreicher Nachtigallen:
So kann uns eures nicht gefallen.

Ihr mittelmäßigen Scribenten,
 O! wenn wir euch doch friedsam machen könnten!
 Ihr zankt, wer besser denkt? Laßt keinen Streit entstehen.
 Wir wollen keinen von euch kränken;
 Der eine kann so gut, wie jener, denken;
 Doch keiner von euch denket schön.
 Ihr Schwäger! zankt nicht um die Gaben
 Der geistlichen Beredsamkeit.
 So lange wir Mosheime haben:
 So sehn wir ohne Schwierigkeit,
 Daß ihr berebte Kinder seyd.
 Zankt nicht um eure hohen Gaben,
 Ihr Gründlichen, o bleibt in Ruh!
 Du demonstirst wie er, und er so fein, wie du;
 Allein so lange wir Leibniße vor uns haben:
 So hört euch keine Seele zu.
 O! zankt nicht um des Pöbels Gaben,
 Reimreiche Sänger unsrer Zeit!
 Ihr alle reimt mit gleicher Fertigkeit;
 Allein so lange wir noch Hagedorne haben:
 So denkt man nicht daran, daß ihr zugegen seyd.

Das Unglück der Weiber.

In eine Stadt, mich deucht, sie lag in Griechenland,
 Drang einst der Feind, von Wuth entbrannt,
 Und wollte, weil die Stadt mit Sturm erobert worden,
 Die Bürger, in der Kaseren,
 Bis auf den letzten Mann ermorden.

O Himmel! welch ein Angſtgeſchrey
 Erregten nicht der Weiber blaſſe Schaaſen!
 Man ſtelle ſich nur vor, wenn tauſend Weiber ſchreyen,
 Was muß das für ein Lärmen ſeyn!
 Ich zittere ſchon, wenn zwey nur ſchreyen.

Sie liefen mit zerſtreuten Haaren,
 Mit Augen, die von Thränen roth,
 Mit Händen, die zerrungen waren,
 Und warfen ſchon, vor Angſt halb todt,
 Sich vor den Felbherrn der Barbaren,
 Und flehten in gemeiner Noth
 Ihn inſgeſammt um ihrer Männer Leben.
 So hats von tauſenden nicht eine Frau gegeben,
 Die ſich gewünscht, des Mannes Loſ zu ſeyn?
 Von tauſenden nicht eine? Nein.
 Nun, das iſt viel; da muß, bey meinem Leben!
 Noch gute Zeit geweſen ſeyn.

So hart als auch der Felbherr war:
 So konnt er doch dem zauberiſchen Flehen
 Der Weiber nicht ganz widerſtehen.
 Denn welchen Mann, er ſey auch zehnmal ein Barbar,
 Weiß nicht ein Weib durch Thränen zu bewegen?
 Mein ganzes Herz fängt ſich hier an zu regen.
 Ich hätte nicht der General ſeyn mögen,
 Vor dem der Weiber Schaar ſo kläglich ſich vereint,
 Ich hätte wie ein Kind geweint,
 Und ohne Geld den Männern gleich das Leben,
 Und jeder Frau zu ihrer Ruh
 Den Mann, und einen noch dazu,
 Wenn ſies von mir verlangt, gegeben.

Allein so gar gelind war dieser Feldherr nicht.
 Ihr Schönen! fängt er an und spricht —
 Ihr Schönen? Dieses glaub ich nicht:
 Ein harter General wird nicht so liebe reich sprechen.
 Was willst du dir den Kopf zerbrechen?
 Genug! er hats gesagt. Ein alter General
 Hat, dünkt ich, doch wohl wissen können,
 Daß man die Weiber allemal,
 Sie sehn es, oder nicht, kann meine Schönen nennen.

Ihr Schönen, sprach der General,
 Ich schenk euch eurer Männer Leben;
 Doch jede muß für den Gemahl
 Mir gleich ihr ganz Geschmeide geben;
 Und die ein Stück zurück behält,
 Verliert den Mann vor diesem Zelt.

Wie? stengen nicht die Weiber an zu beben?
 Ihr ganz Geschmeide hinzugeben?
 Den ganzen Schmutz für einen Mann?
 Gewiß, der General war dennoch ein Tyrann.
 Was halfs, daß er, ihr Schönen! sagte,
 Da er die Schönen doch so plagte?
 Doch weit gefehlt, daß auch nur Eine sagte:
 So holten sie vielmehr mit Freuden ihren Schmutz.
 Dem General war dieß noch nicht genug.
 Er ließ nicht eh nach ihren Männern schiden,
 Als bis sie einen Eid gethan,
 (Der General war selbst ein Ehemann)
 Bis, sag ich, sie den Eid gethan,
 Den Männern nie die Wohlthat vorzurücken,
 Noch einen neuen Schmutz den Männern abzubücken.
 Drauf kriegte jede Frau den Mann.

O welche Wollust! Welch Entzücken!
 Vergebens wünsch ich auszudrücken,
 Mit welcher Brünstigkeit die Frau den Mann umfieng!
 Mit was für sehnsuchtsvollen Blicken
 Ihr Aug an seinem Auge hing!

Der Feind verließ die Stadt. Die Weiber blieben stehen,
 Um ihren Feinden nachzusehen;
 Alsdann flog jede froh mit ihrem Mann ins Haus.
 Ist die Geschichte denn nun aus?
 Noch nicht, mein Freund! Nach wenig Tagen
 Entfiel den Weibern aller Muth.
 Sie grämten sich, und durstens doch nicht sagen.
 Wer wirbs, den Eid zu brechen, wagen?
 Genug, der Kummer trat ins Blut.
 Sie legten sich; drauf starben in zehn Tagen,
 Das Lebens mild und satt, neunhundert an der Zahl.
 Der alte böse General!

Der sterbende Vater.

Ein Vater hinterließ zween Erben,
 Christophen, der war klug, und Görgen, der war dumm.
 Sein Ende kam, und kurz vor seinem Sterben
 Sah er sich ganz betrübt nach seinem Christoph um.
 Sohn! steng er an, mich quält ein trauriger Gedanke;
 Du hast Verstand, wie wird dir's künftig gehn?
 Hör an, ich hab in meinem Schranke
 Ein Kästchen mit Juwelen stehn,

Die sollen dein. Nimm sie, mein Sohn,
Und gieb dem Bruder nichts davon.

Der Sohn erschrock und stugte lange.
Ach Vater! hub er an, wenn ich so viel empfang,
Wie kommt alsdann mein Bruder fort?
Er? fiel der Vater ihm ins Wort,
Für Sorgen ist mir gar nicht bange,
Der kommt gewiß durch seine Dummheit fort.

Der junge Drescher.

Dem Drescher, der im weichen Gras
Vor seinem Topf, mit Milch und schwarzem Brodte, saß,
Dem wollte seine Milch nicht schmecken.
Er sieng verdrüsslich an, sich in das Gras zu strecken,
Dacht ängstlich seinem Schicksal nach,
Und dehnte sich dreymal, und sprach:
Du bist ein schlechter Kerl, du hast kein eignes Dach,
Und mußt dich Tag vor Tag mit deinem Flegel plagen!
Du thätst ja gern mit deinem Schtaze schön;
Allein, du Narr, mußt in der Scheune stehn,
Und kannst nach langen vierzehn Tagen
Raum einmal in die Schenke gehn,
Und einen Krug mit Bier und deine Miele sehn.
Du bist noch jung, und kannst hübsch lesen und hübsch schreiben,
Und wolltest stets ein Drescher bleiben?

Des Schulzens Tochter ist dir gut,
Ist reich und kann sich hübsch geberden:
So nimm sie doch. Du kannst, mein Blut!
Wohl mit der Zeit noch Schulze werden:
Alsdann ist du dein Stülde Fleisch in Ruh,
Und trinkst dein gutes Bier dazu,
Und hast gleich nach dem Pfarr die Ehre —
O! wenn ich doch schon Schulze wäre!

Indem Hanns noch so sprach, kam seine Schöne her.
Sie that, als käme sie nur so von ungefähr;
Alein sie kam mit Fleiß, weil sie ihn sprechen wollte,
Und er verwegen seyn, und sie recht herzen, sollte;
Denn Mädchen, wenn sie gleich das Dorf erzogen hat,
Sind wie die Mädchen in der Stadt.

Hanns zieht die Schöne sanft zu sich ins Grüne nieder,
Lobt ihren neuen Satz, spielt öfters auf ihr Nieber,
Fast wie ein junger Herr. Nur mit dem Unterscheid,
Er hatte mehr Schamhaftigkeit.
Kurz, er fleng an, sie recht verliebt zu küssen,
Bat um ihr Herz, und trug ihr Herz davon,
Und ward, wie viele noch auf diesem Dorfe wissen,
Des reichen Schulzen Schwiegersohn.
Raum hatt er sie: so ward der Alte schon
Durch schnellen Tod der Welt und seinem Dorf entrissen.
Wen wird man nun Herr Schulze grüßten?
Wen anders, als den Schwiegersohn?

Er eilt ins Amt, kommt bald und freudig wieder,
Und wirft sich auf die Baul, als Schulz im Dorfe, nieder.

So wie ein durch den Fleiß vollendeter Student,
 Nach einem glücklichen Examen,
 Sich selbst vor trunkner Lust nicht kennt,
 Wenn ihn die Magd in seiner Schöne Namen,
 Nach einem tiefen Compliment,
 Das erstemal Herr Doctor nennt:
 So wußt auch Hanns vor großer Freude
 Nicht, wo er Händ und Füße ließ,
 Als ihn Schulmeisters Abelsheide
 Das erstemal Herr Schulze hieß.

Wie glücklich pries er sich in seiner Ehrenstelle!
 Er aß sein Fleisch, und that den Gästen oft Bescheid.
 Allein es kamen mit der Zeit
 Auch viel unangenehme Fälle:
 Denn welches Amt ist wohl davon befreit?
 Nach einer nicht gar langen Zeit
 Warf sich Herr Hanns verdrücklich auf die Stelle,
 Auf der er sich sein Glück erfreut,
 Und oft gewünscht: Wenn ich doch Schulze wäre!
 Ich, steng er zu sich selber an,
 Ich habe Haus, und Hof, und Ehre,
 Und bin mit alledem doch ein geplagter Mann.
 Bald soll ich von der Bauern Leben
 Im Amte Red und Antwort geben;
 Da fährt mich denn der Amtmann an,
 Und heißt mich einen dummen Mann.
 Bald quälen mich die teuflischen Soldaten,
 Und fluchen mir die Ohren voll.
 Bald weis ich mir bey den Mandaten,
 Bald in Quaternbern nicht zu rathen,
 Die ich dem Landknecht schaffen soll.

Die Bauern brummen, wenn ich strafe,
 Und straf ich nicht: so lachen sie mich aus.
 Sonst fürte mich kein Mensch im Schläfe,
 Izt pocht mich jeder Narr heraus,
 Und, wenn es niemand thut, so hunzt die Frau mich aus.
 O wäre mirs nur keine Schande!
 Ich griffe nach dem ersten Stande,
 Und stüß als Drescher auf dem Lande.

Wer weiß, ob mancher Große nicht
 Im Herzen, wie der Schulze, spricht?
 Wer weiß, wie viele sonst zu Fuße ruhig waren,
 Die izund mißvergüldt in stolzen Kutschen fahren?
 Wer weiß, ob manches Herz nicht viel zufriedner schlug,
 Eh es der Fürsten Gunst an einem Bande trug?
 O lernt, ihr unzufriednen Kleinen,
 Daß ihr die Ruh nicht durch den Stand gewinnt!
 Lernt doch, daß die am mindsten glücklich sind,
 Die euch am meisten glücklich scheinen!

Die glückliche Ehe.

Gedankt sey es dem Gott der Ehen!
 Was ich gewünscht, hab ich gesehen:
 Ich sah ein recht zufriednes Paar;
 Ein Paar, das ohne Gram und Reue,
 Bey gleicher Lieb und gleicher Treue,
 In kluger Ehe glücklich war.

Ein Wille lenkte hier zwei Seelen.
 Was sie gewählt, pflegt er zu wählen,
 Was er verwarf, verwarf auch sie:
 Ein Fall, wo Andre sich betrübten,
 Stört ihre Ruhe nie. Sie liebten,
 Und fühlten nicht des Lebens Müh.

Da ihn kein Eigensinn verführte,
 Und sie kein eitler Stolz regierte:
 So herrschte weder sie, noch er.
 Sie herrschten; aber bloß mit Bitten.
 Sie stritten; aber wenn sie stritten,
 Kam bloß ihr Streit aus Eintracht her.

So wie wir, eh wir uns vermählen,
 Uns unsre Fehler klug verhelen,
 Und falsch aus Liebe hintergehn:
 So ließen sie, auch in den Zeiten
 Der zärtlichsten Vertraulichkeiten,
 Sich nie die kleinsten Fehler sehn.

Der letzte Tag in ihrem Bunde,
 Der letzte Kuß von ihrem Munde
 Nahm, wie der erste, sie noch ein.
 Sie starben. Wenn? — Wie kannst du fragen?
 Acht Tage nach den Hochzeittagen;
 Sonst würden dieß nur Fabeln seyn.

Die beiden Wächter.

Zween Wächter, die schon manche Nacht
 Die liebe Stadt getreu bewacht,
 Verfolgten sich, aus aller Macht,
 Auf allen Bier- und Brandweinbänken,
 Und ruhten nicht, mit pöbelhaften Ränken
 Einander bis aufs Blut zu tränken;
 Denn keiner brannte von dem Spahn,
 Woran der Andre sich den Tabak angezündet,
 Aus Haß den seinen jemals an.
 Kurz, jeden Schimpf, den nur die Rach ersündet,
 Den Feinde noch den Feinden angethan,
 Den thaten sie einander an,
 Und jeder wollte bloß den Andern überleben,
 Um noch im Sarg ihm einen Stoß zu geben.

Man rieth, und wußte lange nicht,
 Warum sie solche Feinde waren;
 Doch endlich kam die Sache vor Gericht,
 Da mußte sichs denn offenbaren,
 Warum sie, seit so vielen Jahren,
 So heidnisch unverböhnlich waren.
 Was war der Grund? Der Brodtneid! War ers nicht?
 Nein. Dieser sang: Verwahrt das Feuer und das Licht;
 Allein so sang der Andre nicht.
 Er sang: Bewahrt das Feuer und das Licht!
 Aus dieser so verschiednen Art,
 An die sich beid im Singen zänkisch banden;
 Aus dem verwahrt und dem bewahrt,
 War Spott, Verachtung, Haß, und Rach, und Wuth entstanden.

Die Wächter, hör ich viele schreyn,
 Verfolgten sich um solche Kleinigkeiten?
 Das mußten große Narren seyn.
 Ihr Herren! stellt die Neben ein,
 Ihr könntet sonst unglücklich seyn!
 Wißt ihr denn nichts von so viel großen Leuten,
 Die in gelehrten Streitigkeiten
 Um Sylben, die gleich viel bedeuten,
 Sich mit der größten Wuth entzweyten?

Das Kutschpferd.

Ein Kutschpferd sah den Gaul den Pflug im Ader ziehn,
 Und wieherte mit Stolz auf ihn.
 Wenn, sprach es, und fieng an, die Schenkel schön zu heben,
 Wenn kannst du dir ein solches Ansehn geben?
 Und wenn bewumbert dich die Welt?
 Schweig, rief der Gaul, und laß mich ruhig pflügen;
 Denn haute nicht mein Fleiß das Feld:
 Wo wiltdest du den Haber kriegen,
 Der deiner Schenkel Stolz erhält?

Die ihr die Kiebern so verachtet,
 Bornehme Mißgänger, wißt,
 Daß selbst der Stolz, mit dem ihr sie betrachtet,
 Daß euer Vorzug selbst, aus dem ihr sie verachtet,
 Auf ihren Fleiß gegründet ist.

Ist der, der sich und auch durch seine Hände ernährt,
 Nichts bessers, als Verachtung werth?
 Gesezt, du hättest bessere Sitten:
 So ist der Vorzug doch nicht dein.
 Denn stammtest du aus ihren Sitten:
 So hättest du auch ihre Sitten.
 Und was du bist, und mehr, das würden sie auch seyn,
 Wenn sie, wie du, erzogen wären.
 Dich kann die Welt sehr leicht, ihn aber nicht entbehren.

Die Fliege.

Daß alle Thiere denken können,
 Dieß scheint mir ausgemacht zu seyn.
 Ein Mann, den auch die Kinder witzig nennen,
 Aesopus hats gesagt, Fontaine stimmt mit ein.
 Wer wird auch so mißgünstig seyn,
 Und Thieren nicht dieß kleine Glück gönnen,
 Aus dem die Welt so wenig macht?
 Denk oder denke nicht, darauf giebt niemand acht.

In einem Tempel voller Pracht,
 Aus dem die Kunst mit ewgem Stolze blickte,
 Dich schnell zum Beyfall zwang, und gleich dafür entzückte,
 Und wenn sie dich durch Schmuck bestürzt gemacht,
 Mit ehler Einfalt schon dich wieder zu dir brachte;
 In diesem Bau voll Ordnung und voll Pracht
 Saß eine finstre Fliege auf einem Stein und dachte.

Denn daß die Fliegen stets aus finstern Augen sehn;
 Und oft den Kopf mit einem Beine halten,
 Und oft die flache Stirne falten,
 Kömmt bloß daher, weil sie so viel verstehn,
 Und auf den Grund der Sachen gehn.
 So saß auch hier die weise Fliege.
 Ein halbes Duzend ernste Flüge
 Verfinsterten ihr Angesicht.
 Sie denkt tiefstinnig nach und spricht:
 Woher ist dieß Gebäud entstanden?
 Ist außer ihm wohl jemand noch vorhanden,
 Der es gemacht? Ich sehs nicht ein.
 Wer sollte dieser Jemand seyn?
 Die Kunst, sprach die bejahrte Spinne,
 Hat diesen Tempel aufgebaut.
 Wohin auch nur dein bloßes Auge schaut,
 Wird es Gesetz und Ordnung inne:
 Und dieß beweist, daß ihn die Kunst gebaut.
 Hier lachte meine Fliege laut.
 Die Kunst? sprach sie ganz höhnißch zu der Spinne;
 Was ist die Kunst? Ich sinn und sinne,
 Und sehe nichts, als ein Gedicht.
 Was ist sie denn? Durch wen ist sie vorhanden?
 Nein, dieses Märchen glaub ich nicht.
 Lern es von mir, wie dieser Bau entstanden:
 Es kamen einst von ungefähr
 Viel Steinchen einer Art hieher,
 Und stengen an, zusammen sich zu schließen.
 Daraus entstand der große hohle Stein,
 In welchem wir uns beide erblicken.
 Kann was begreiflicher als diese Meynung seyn?

Der Fliege können wir ein solch System vergeben;
 Allein daß große Geister leben,
 Die einer ordnungsvollen Welt
 Ein Umgekehr zum Ursprung geben,
 Und lieber zufallsweise leben,
 Als einen Gott zum Thron erheben;
 Das kann man ihnen nicht vergeben,
 Wenn man sie nicht für Narren hält.

Der arme Greis.

Um das Rhinoceros zu sehn,
 (Erzählte mir mein Freund,) beschloß ich auszugehn.
 Ich gieng vors Thor mit meinem halben Gulden,
 Und vor mir gieng ein reicher reicher Mann,
 Der, seiner Miene nach, die eingelaufenen Schulden,
 Nebst dem, was er damit die Messe durch gewann,
 Und was er, wenns ihm glücken sollte,
 Durch den Gewinnst nun noch gewinnen wollte,
 In schweren Ziffern überlann.

Herr Orgon gieng vor mir, (ich geb ihm diesen Namen,
 Weil ich den seinen noch nicht weis:)
 Er gieng; doch eh wir noch zu unserm Thiere kamen,
 Begegnet uns ein alter schwacher Greis,
 Für den, auch wenn er uns um nichts gebeten hätte,
 Sein zitternd Haupt, das nur halb seine war,
 Sein ehrlich fromm Gesicht, sein heilig graues Haar
 Mit mehr als Rednerkünsten rebte.

Ach! sprach er, ach erbarmt euch mein!
 Ich habe nichts, um meinen Durst zu stillen,
 Ich will euch künftig gern nicht mehr beschwerlich seyn;
 Denn Gott wird wohl bald meinen Wunsch erfüllen,
 Und mich durch meinen Tod erfreun:
 O lieber Gott! laß ihn nicht ferne seyn!

So sprach der Greis; allein was sprach der Reiche?
 Ihr seyd ein so bejahrter Mann,
 Ihr seyd schon eine halbe Leiche,
 Und sprecht mich noch um Geld zum Trinken an?
 Ihr unverschämter alter Mann!
 Müßt ihr denn noch erst Brandwein trinken,
 Um taumelnd in das Grab zu sinken?
 Wer in der Jugend spart, der darbt im Alter nicht. —
 Drauf gieng der Geizhals fort. Ein Strom schamhafter Zähren
 Floss von des Alten Angesicht. —
 O Gott! du weißt! Mehr sprach er nicht.
 Ich konnte mich der Wehmuth kaum erwehren,
 Weil ich etwas mitleidig bin.
 Ich gab ihm in der Angst den halben Gulden hin,
 Für welchen ich die Neugier stillen wollte,
 Und gieng, damit er mich nicht weinen sehen sollte:
 Allein er rufte mich zurück.
 Ach! sprach er mit noch nassem Blick,
 Ihr werdet euch vergriffen haben,
 Es ist ein gar zu großes Stülck.
 Ich bring euch nicht darum, gebt mir so viel zurück,
 Als ich bedarf, um mich durch etwas Bier zu laben!
 Ihr, sprach ich, sollt es alles haben;
 Ich seh, daß ihrs verdient: trinkt etwas Wein dafür.
 Doch, armer Greis, wo wohnet ihr?

Er sagte mir das Haus. Ich gieng am andern Tage
 Nach diesem Greis, der mir so redlich schien,
 Und that im Gehn schon manche Frag an ihn.
 Allein, indem ich nach ihm frage,
 War er seit einer Stunde todt.
 Die Mien auf seinem Sterbebette
 War noch die redliche, mit der er gestern redte.
 Ein Psalmbuch und ein wenig Brodt
 Lag neben ihm auf seinem harten Bette.
 O! wenn der Geizhals doch den Greis gesehen hätte,
 Mit dem er so unchristlich redte,
 Und der vielleicht ihn igt bey Gott verklagt,
 Daß er vor seinem Tod ihm einen Trunk versagt!

So sprach mein Freund und bat, die Mith auf mich zu nehmen,
 Und öffentlich den Geizhals zu beschämen.
 Biewohl ein Mann, der sich zu keiner Pflicht,
 Als für das Geld, versteht, der schämt sich ewig nicht.!

Calliste.

[S. die Nachricht von dem Tode der Frau von Villacerse, im V. Th. des
 Zusäuers, auf der 273. S. f.]

O Leser! stelle dir mit zärtlichem Gemüthe
 Einmal die größte Schönheit vor,
 Auf deren Stirn der Frühling lächelnd blühte,
 Um deren Herz sich längst ein edelmüthig Chor
 Entzückter Jünglinge bemühte,
 Die stell igt deinem Geiste dar,
 Und fühl es recht, wie schön sie war.

Die, deren Schicksal ich erzähle,
 Calliste, groß durch ihren Stand,
 Und edler noch durch ihre Seele,
 Ließ, weil sie sich nicht wohl befand,
 Und weil der Doctor ihr den Aderlaß befohlen,
 Des Königs ersten Wundarzt holen.

Er, dieser so berühmte Mann,
 Der schmachkend ingeheim Callistens Reiz verehrte,
 Weil ihm ihr hoher Stand ein größ'rer Glück verwehrte,
 Nahm die Gelegenheit mit tausend Freuden an.
 Er kam. O wär er nie gekommen!
 Er nimmt den weißen Arm, und streift ihn ängstlich auf,
 Und forschet, von Lieb und Abndung eingenommen,
 Mit Zittern nach der Adern Lauf,
 Und streift in trunkner Angst den Arm noch vielmal auf.

Callistens Freundinn steht ihn zagen,
 Und sagt's ihr, (heimlich sagt sie's ihr.)
 O! spricht sie: Lassen Sie den Herrn nur ruhig schlagen,
 Und schließ er zweymal fehl: so werd ich doch nichts sagen,
 Ich weiß, er meynt es gut mit mir.
 Der Arzt sprach noch, das wollen wir nicht hoffen,
 Und schlug, und rief: O unglückselger Schlag:
 Ich habe ja den Puls getroffen!
 Und taumelte, bis er danieber lag.

Sie, noch für den besorgt, (kann man was edlers denken?)
 Der so gefährlich sie verletzt,
 Verbot ihm oft, sich nicht um sie zu kränken,
 Und blieb zween Tage lang bey allem Schmerz gesetzt:
 Doch dieß war nur geringes Leiden.

Die Aerzte sahn nunmehr die tödtliche Gefahr,
 Und wurden grausam eins, den Arm ihr abzuschneiden,
 Weil sonst keine Rettung war:
 Und ohne sich darüber zu beklagen,
 Reicht sie den Arm, den schönen Arm schon dar,
 Und bittet nur, den ja um Rath zu fragen,
 Der Schuld an diesem Unglück war.

So ward der Schönen denn das Leben
 Für den Verlust des Arms gegeben?
 So war das Leben denn für so viel Schmerz der Lohn?
 Sieh nur den Doctor an, sein Schrecken sagt dir's schon!
 Er sieht den Brand, und spricht mit bangem Ton:
 Sie können länger nicht, als noch drey Tage leben!

O Gott, wie kurz ist diese Frist!
 Ihr Aerzte helft ihr doch, wenn ihr zu helfen ist!

Auch hier blieb noch das große Herz gelassen.
 So, sprach sie, sterb ich denn? Wohlan! Er ist nicht Schuld.
 Er würde gern für mich erblassen:
 Gott hats verhängt; Gott ehr ich durch Geduld,
 Und bin bereit, den Augenblick zu sterben;
 (Der Wundarzt trat indem herein,)
 Sie aber, fuhr sie fort, setz ich hiemit zum Erben
 Von allen meinen Gütern ein,
 Sie möchten sonst unglücklich seyn!
 Sie sprach's, und schloß großmüthig ein.

Der Affe.

Ein Affe sah ein Paar geschickte Knaben
 Im Bret einmal die Dame ziehn,
 Und sah auf jeden Platz, den sie dem Steine gaben,
 Mit einer Achtsamkeit, die stolz zu sagen schien,
 Als könnt er selbst die Dame ziehn.
 Er legte bald sein Mißvergnügen,
 Bald seinen Beyfall an den Tag;
 Er schüttelte den Kopf icht bey des einen Zügen,
 Und billigte darauf des andern seinen Schlag.

Der eine, der gern siegen wollte,
 Sann einmal lange nach, um recht' geschickt zu ziehn;
 Der Affe stieß darauf an ihn
 Und nickte, daß er machen sollte.
 Doch welchen Stein soll ich denn ziehn,
 Wenn du so gut verstehst? sprach der erzürnte Knabe.
 Den, jenen, oder diesen da,
 Auf welchem ich den Finger habe?
 Der Affe lächelte, daß er sich fragen sah,
 Und sprach zu jedem Stein mit einem Nicken: Ja.

Um deren Weisheit zu ergründen,
 Die thun, als ob sie das, was du verstehst, verstünden:
 So frage sie um Rath. Sind sie mit ihrem Ja
 Bey deinen Fragen hurtig da:
 So kannst du mathematisch schließen,
 Daß sie nicht das Oeringste wissen.

Der Bauer und sein Sohn.

[E. Burcard Walbis, in dem ganz neuw gemachten und in Reimen verfaßten Eposus, im dritten Buche, 178 Bl.]

Ein guter dummer Bauernknabe,
Den Junker Hanns einst mit auf Reisen nahm,
Und der, trotz seinem Herrn, mit einer guten Gabe,
Recht dreist zu lügen, wieder kam:
Ging, kurz nach der vollbrachten Reise,
Mit seinem Vater über Land.
Friß, der im Gehr recht Zeit zum Lügen fand,
Log auf die unverschämteste Weise.
Zu seinem Unglück kam ein großer Hund geraunt.
Ja, Vater, rief der unverschämte Knabe,
Ihr mögt mirs glauben, oder nicht:
So sag ichs euch, und jedem ins Gesicht,
Daß ich einst einen Hund bey — Haag gesehen habe,
Hart an dem Weg, wo man nach Frankreich fährt,
Der — ja, ich bin nicht ehrenwerth,
Wenn er nicht größer war, als euer größtes Pferd.

Das, sprach der Vater, nimmt mich Wunder;
Wiewohl ein jeder Ort läßt Wunderbänge sehn.
Wir, zum Exempel, gehn igunder,
Und werden keine Stunde gehn:
So wirst du eine Brücke sehn,
(Wir müssen selbst darüber gehn,)
Die hat dir manchen schon betrogen;
(Denn überhaupt solls dort nicht gar zu richtig seyn,)
Auf dieser Brücke liegt ein Stein,
An den sitzt man, wenn man denselben Tag gelogen,
Und fällt, und bricht sogleich das Wein.

Der Bub erschrock, so bald er dieß vernommen.
 Ach! sprach er, lauft doch nicht so sehr!
 Doch wieder auf den Hund zu kommen,
 Wie groß sagt ich, daß er gewesen wär?
 Wie euer großes Pferd? Dazu will viel gehören.
 Der Hund, igt fällt mirs ein, war erst ein halbes Jahr;
 Allein das wollt ich wohl beschwören,
 Daß er so groß, als mancher Ochse, war.

Sie giengen noch ein gutes Stüde;
 Doch Fritzgen schlug das Herz. Wie konnt es anders seyn?
 Denn niemand bricht doch gern ein Bein.
 Er sah nunmehr die richterische Brücke,
 Und fühlte schon den Beinbruch halb.
 Ja Vater, fieng er an, der Hund, von dem ich rebte,
 War groß, und wenn ich ihn auch was vergrößert hätte:
 So war er doch viel größer, als ein Kalb.

Die Brücke kömmt. Fritz! Fritz! wie wird dirs gehen!
 Der Vater geht voran; doch Fritz hält ihn geschwind.
 Ach Vater! spricht er, seyd kein Kind,
 Und glaubt, daß ich dergleichen Hund gesehen.
 Denn kurz und gut, eh wir darüber gehen:
 Der Hund war nur so groß, wie alle Hunde sind.

Du mußt es nicht gleich übel nehmen,
 Wenn hie und da ein Oed zu lügen sich erkühnt.
 Püß auch, und mehr, als er, und such ihn zu beschämen:
 So machst du dich um ihn und um die Welt verdient.

Der glückliche Dichter.

[Er hieß Chartier. S. Böchers Gelehrten-Lexicon.]

Ein Dichter, der bey Hofe war;
 Bey Hofe? Was? bey Hofe gar?
 Wie kam er denn zu dieser Ehre?
 Ich wußte nicht, was ein Poet,
 Ein Mensch, der nichts vom Recht und Staat versteht,
 Was der bey Hofe nöthig wäre?
 Was ein Poet bey Hofe nöthig ist?
 Ja, Freund, du hast wohl Recht zu fragen.
 Mich ärgerts, daß August zweien Dichter gern vertragen,
 Die man doch igt kaum in den Schulen liest.
 Was ists denn nun mit zehn Racinen
 Und Molieren? Nichts! Gar nichts, der eine macht,
 Daß man bey Hofe weint, der andre, daß man lacht,
 Das heißt dem Staate trefflich dienen,
 Dadurch wird ja kein Groschen eingebracht!

Doch auf die Sache selbst zu kommen.
 Ein Dichter, den der Hof in seine Gunst genommen,
 Schließ einst bey Tag im Louvre ein. —
 Wie so? War er berauscht? Das kann wohl möglich seyn:
 Man hat in Frankreich guten Wein,
 Und Dichter sollen insgemein
 Von Wahrheit, Liebe, Wit und Wein
 Sehr gute Freund und Kenner seyn.
 Ich mag die Welt nicht Eiligen strafen,
 Drum sag ich weder Ja, noch Nein.

Genug der Poet war eingeschlafen,
 Und war nicht schön, das man wohl merken muß;

Doch gab die Königin, den Schlaf ihm zu versüßen,
 Ihm im Vorbegehen einen Kuß.
 Was, rief ein Prinz, den blassen Mund zu küssen?
 Bläß, sprach die Königin, blaß ist er, das ist wahr;
 Doch sagt der Mann mit seinem blassen Munde
 Mehr schönes oft in einer Stunde,
 Als Sie, mein Prinz, durchs ganze Jahr.

Die Mißgeburt.

Frau Orgon! rief die Frau Gebatterinn,
 Ach wüßten Sie, wo ich gewesen bin!
 Ich will es Ihnen wohl entdecken;
 Allein Sie müssen nicht erschrecken.
 Ich komme gleich von einer Wöchnerinn.
 Lucinde, daß ichs kurz erzähle,
 Lucinde, die so stolze Seele,
 Die uns durch ihren Staat so oft beschämt gemacht,
 Erschrecken Sie nur nicht, hat in vergangner Nacht
 Ein Kind, (verzeih mirs Gott!) mit langen Hasenohren,
 Ein recht abscheulich Kind gebohren.
 Die stolze Frau! ich richte nicht;
 Allein ich weis, daß nichts umsonst geschieht.
 Lucinde wünscht, daß es verschwiegen bliebe!
 Ich wünsch es selbst aus Menschenliebe;
 Allein die Stadt erfährts, bedenken Sie an mich:
 Inbeß behalten Sie die Heimlichkeit für sich.

Frau Orgon eilt von ihr erschrocken zu Dorinden,
 Sie fragt nach ihrem Wohlbefinden,

Und schmäht mit ihr die Weiber, die gern schmähn.
 Wie? sollte sie Dorinden nichts erzählen?
 Nein, denn sie fängt schon an sich bestens zu empfehlen.
 Warum muß der Besuch so bald zu Ende gehn?
 Vielleicht, weil beide sich von nichts zu reden schämen.
 Deswegen? Nein, das glaub ich nicht.
 Wie sollten dieß sich Weiber übel nehmen?
 Da mancher große Mann, gelehrt von Angesicht,
 Oft Tage lang von nichts mit großen Männern spricht.

So ist Frau Orgon schon gegangen?
 Noch nicht. Nun aber geht sie fort.
 Doch seht, sie kehrt sich um: Frau Schwester, noch ein Wort,
 Ein Wort! Es soll mich sehr verlangen,
 Ob Sie —? Lucinde — Wie? Sie hätten nichts gehört?
 Nichts, Gott vergieb mir meine Sünde!
 Nichts von der Mißgeburt der kostbaren Lucinde,
 Mit welcher sie die Welt beschwert?
 Hier sieht man recht die göttlichen Gerichte!
 Ein Kind mit häßlichem Gesichte,
 Das einem Hasen gleicht, und einem Pferdefuß,
 Bedenken Sie, wie das erschrecklich lassen muß!
 Allein Lucinde wills verhelen;
 Drum sagen Sie nur weiter nichts davon.
 Das arme Kind! Es ist ein Sohn.

Dorinde sagt's ihr zu. Und doch soll mirs nicht fehlen,
 Sie wird die Neuigkeit, so bald sie kann, erzählen,
 Weil jene sie, zu schweigen, hat.
 Sie thut es so getreu, als es Frau Orgon that.
 Erst hat das Kind nur Hasenohren,
 Frau Orgon schenkt ihm drauf noch einen Pferdefuß;
 Velleert I.

Allein Dorinden ist noch viel zu schön geboren.
 Und weil sie was verbessern muß,
 Thut sie dem Kinde den Gefallen,
 Und macht ihm noch an beide Hände Krallen.

Oh noch der Nachmittag verstrich,
 Rief das Geheimniß sich auf allen Gassen hören.
 Die alten Mütter kreuzten sich,
 Und suchten schon recht mütterlich
 Durch dieses Zorngericht die Töchter zu belehren.
 Da war kein Mensch, der nicht mit einem Ach!
 Von diesem Wechselbalge sprach.
 Die Knaben stritten selbst mit blutigem Gesichte
 Schon für die Wahrheit der Geschichte.

So bald als dieß der Magistrat erfuhr,
 Schickt er den Physicus nach dieser Creatur.
 Er kam neugierig zu Lucinden;
 Allein anstatt den Wechselbalg zu finden,
 fand er ein wohlgestaltetes Kind,
 An dem die Ohren größer waren,
 Als sie bey andern Kindern sind.
 Das war die Mißgeburt, der man so mit gefahren!

Der Dörfer und der Städte Plage,
 Bervollncht seyst du, gemeine Sage!
 Die schnell mit dem, was sie zu wissen kriegt,
 Geheimnißvoll in alle Häuser fliegt,
 Und, wenn sie dreymal sagt, vom neuen dreymal lügt.

Ein giftig Weib, was kann die nicht erzählen,
 Zumal, wenn es der armen Freundin gilt?
 Ein giftig Weib — Doch nein, ich mag nicht schmähen;
 Mich schreckt die Redekunst, mit der sie andre schilt.

Die Ente.

Die Ente schwamm auf einer Pflütze,
 Und sah am Rande Gänse gehn,
 Und konnt aus angebohrnem Ritz
 Der Spöttere unnmöglich widerstehn.
 Sie hob den Hals empor, und lachte dreymal laut,
 Und sah um sich, so wie ein Witzling um sich schaut,
 Der einen Einfall hat, und mit Geschrey und Lachen
 So glücklich ist, ihm Lust zu machen.

Die Ente lachte noch, und eine Gans blieb stehn.
 Was, sprach sie, hast du uns zu sagen?
 „Ach nichts! Ich hab euch zugeh'n,
 „Ihr könnt vortrefflich auswärts geh'n.
 „Wie lange tanzt ihr schon? Das wollt ich euch nur fragen.“
 Das, sprach die Gans, will ich dir gerne sagen;
 Allein du mußt mit mir spaziren geh'n.

Ihr Kleinen, die ihr stets so gern auf Größ're schmähet,
 An ihnen tausend Fehler sehet,
 Die ihr an euch doch nie entdeckt;

Glaubt, daß an euch der Sumpf, in dem ihr euch so blähet,
 Dieselben Fehler auch versteckt.
 Und sollen sie der Welt, wie euch, unsichtbar bleiben:
 So laßt euch nichts daraus vertreiben!

§ §

Till.

Der Narr, dem oft weit minder Wiß gefehlt,
 Als vielen, die ihn gern belachen,
 Und der vielleicht, um andre klug zu machen,
 Das Amt des Albernern gewählt;
 (Wer kennt nicht Tills berühmten Namen?)
 Till Eulenspiegel zog einmal
 Mit andern über Berg und Thal.
 So oft als sie zu einem Berge kamen,
 Gieng Till an seinem Wanderstab
 Den Berg ganz sacht und ganz betrübt hinab;
 Allein wenn sie berganwärts stiegen,
 War Eulenspiegel voll Vergnügen.
 Warum, stieg einer an, gehst du bergan so froh?
 Bergunter so betrübt? Ich bin, sprach Till, nun so.
 Wenn ich den Berg hinunter gehe:
 So denk ich Narr schon an die Höhe,
 Die folgen wird, und da vergeht mir denn der Scherz;
 Allein, wenn ich berganwärts gehe:
 So denk ich an das Thal, das folgt, und saß ein Herz.

Willst du dich in dem Glück nicht ausgelassen freun,
 Im Unglück nicht unmäßig tranken:
 So lern so klug, wie Eulenspiegel, seyn,
 Im Unglück gern ans Glück, im Glück ans Unglück denken.

Cleant.

Cleant, ein lieber Advocat,
 Der, wie es ihm nach seinem Eid gebührte,
 Der Unterdrückten Sache führte,
 Und manchen armen Schelm vom Galgen und vom Rad
 Durch seinen Witz los processirte,
 Half, weil man ihn um seinen Beystand bat,
 Die Unschuld zweener Diebe retten,
 Und brachte sie, weil er geschickt verfuhr,
 Bald von der Marter zu dem Schwur,
 Und durch den Schwur aus ihren Ketten.
 Das arme Volk! Da sieht mans nun,
 Wie man der Welt kann Unrecht thun!
 Denn wär er nicht so treu die Sache durchgegangen:
 So hätte man das arme Paar,
 Das seiner That fast überwiesen war,
 In aller Unschuld aufgehangen.

Ist waren sie nun beide frey,
 Und dankten ihrem Advocaten
 Auf ihren Knien für seine Treu,
 Und zahlten ihm, was die Gebühren thaten,
 Und gaben ihm, von Dankbarkeit gerührt,
 Ob er gleich nicht zu wenig liquidirt,
 Noch einen Beutel mit Ducaten;
 Und schwuren ihm bey ihrer Ehrlichkeit,
 Wenn bessere Zeiten kommen sollten,
 Daß sie für diesen Dienst, durch den er sie befreyt,
 Ihn reichlicher belohnen wollten.

Allein die Nacht war vor der Thür.
 Sie sahn nun, daß sie nicht nach Hause kommen konnten;
 Drum gab der Advocat den reblichen Klienten
 Aus Dankbarkeit ein Nachtquartier,
 Weil sie so gut bezahlt hatten.
 Dieß kam den Herren gut zu Statten;
 Denn sie bedienten sich der Nacht,
 Und knöbelten den lieben Wirth im Bette,
 Und stahlen das, was sie gebracht,
 Und suchten fleißig nach, ob er nichts weiter hätte.
 Drauf giengen sie zu ihm vors Bette,
 Und nahmen höflich gute Nacht.

Der Wucherer.

[S. das kurzweilige Lusthaus, 7. C.]

Ein Wucherer kam in kurzer Zeit
 Zu einem gräßlichen Vermögen,
 Nicht durch Betrug und Ungerechtigkeit,
 Nein, er beschwor es oft, allein durch Gottes Segen.
 Und um sein dankbar Herz Gott an den Tag zu legen,
 Und auch vielleicht aus heiligem Vertrauen,
 Gott zur Vergeltung zu bewegen,
 Rief er ein Hospital für arme Fromme bann.

Indem er nun den Bau zu Stande brachte,
 Und vor dem Hause stund, und heimlich überdachte,
 Wie sehr verdient er sich um Gott und Arme machte:
 Ging ein verschmitzter Freund vorbei.

Der Geizhals, der gern haben wollte,
 Daß dieser Freund das Haus bewundern sollte,
 Fragt ihn mit freudigem Geschrey,
 Obs groß genug für Arme sey?
 Warum nicht? sprach der Freund, hier können viel Personen
 Recht sehr bequem besammen seyn;
 Doch sollen alle die hier wohnen,
 Die ihr habt arm gemacht: so ist es viel zu klein.

Der Tod der Fliege und der Mücke.

Der Tod der Fliege heißt mich dichten;
 Der Tod der Mücke heißt mein Lied.
 Und kläglich will ich dir berichten,
 Wie jene starb, und die verschied.

Sie setzte sich, die junge Fliege,
 Boll Muth auf einen Becher Wein;
 Entschloß sich, that drey gute Züge,
 Und sank vor Lust ins Glas hinein.

Die Mücke sah die Freundinn liegen:
 Dieß Grabmal, sprach sie, will ich scheun,
 Am Lichte will ich mich vergnügen,
 Und nicht an einem Becher Wein.

Allein verblendet von dem Scheine,
 Gieng sie der Lust zu eifrig nach;
 Verbrannte sich die kleinen Beine,
 Und starb nach einem kurzen Ach!

Ihr, die ihr, euren Trieb zu nähren,
In dem Vergnügen selbst verdarbt!
Ruht wohl, und laßt zu euren Ehren
Mich sagen, daß ihr menschlich starbt.

Am y n t.

Am y n t, der sich in großer Noth befand,
Und, wenn er nicht die Hülfe meiden wollte,
Die hart verpfändet war, zehn Thaler schaffen sollte,
Hat einen reichen Mann, in dessen Dienst er stand,
Doch diesesmal sein Herz vor ihm nicht zu verschließen,
Und ihm zehn Thaler vorzuschießen.
Der Reiche gieng des Armen Bitten ein.
Denn gleich aufs erste Wort? Ach nein!
Er ließ ihm Zeit, erst Thränen zu vergießen;
Er ließ ihn lange trostlos stehn,
Und oft um Gottes Willen flehn,
Und zweymal nach der Hülfe gehn.
Er warf ihm erst mit manchem harten Fluche
Die Armuth vor, und schlug hierauf
Ihm in dem dicken Rechnungsbuche
Die Menge böser Schulbner auf,
Und fuhr ihn, (denn dafür war er ein reicher Mann,)
Bey jeder Post gebietrisch schnaubend an.
Dann fieng er an sich zu entschließen,
Dem reblichen Am y n t, der ihm die Handschrift gab,
Auf sechs Procent zehn Thaler vorzuschießen,
Und dieß Procent zog er gleich ab.

Indem daß noch der Reiche zählte:
 So trat sein Handwerksmann herein,
 Und bat, weils ihm an Gelde fehlte,
 Er sollte doch so gültig seyn
 Und ihm den kleinen Rest bezahlen.
 Ihr kriegt ißt nichts! fuhr ihn der Schuldherr an.
 Allein der arme Handwerksmann
 Bat ihn zu wiederholten malen,
 Ihm die Paar Thaler auszuzahlen.
 Der Reiche, dem der Mann zu lange stehen blieb,
 Fuhr endlich auf: Geht fort, ihr Schelm, ihr Dieb!
 „Ein Schelm? dieß wäre mir nicht lieb.
 „Ich werde gehn und Sie verklagen;
 „Amynt dort hats gehört — Und eilends gieng der Mann.

Amynt! sieng drauf der Buchrer an,
 Wenn sie euch vor Gerichte fragen:
 So könnt ihr ja mir zu Gefallen sagen,
 Ihr hättet nichts gehört. Ich will auch dankbar seyn,
 Und euch, statt zehn, gleich zwanzig Thaler leihn.
 Denn diesen Schimpf, den er von mir erlitten,
 Ihm auf dem Rathhaus abzubitten,
 Dieß wülrde mir ein ewger Vorwurf seyn.
 Kurz, wollet ihr mich nicht, als Zeuge, kränken:
 So will ich euch die zwanzig Thaler schenken;
 So kommt ihr gleich aus aller eurer Noth.

Herr, sprach Amynt, ich habe, seit zween Tagen,
 Für meine Kinder nicht satt Brodt.
 Sie werden über Hunger klagen,
 So bald sie mich nur wieder sehn:
 Es wird mir an die Seele gehn.

Die Schulbuer werden mich aus meiner Hütte jagen;
 Allein ich wills mit Gott ertragen.
 Streicht euer Geld, das ihr mir bietet, ein,
 Und lernt von mir die Pflicht, gewissenhaft zu seyn.

Herodes und Herodias.

Fremd, wer ein Laster liebt, der liebt die Laster alle,
 Wer ein Gesetz der Tugend übertritt,
 Entheiligt in dem einen Falle
 Im Herzen auch die andern mit.
 O! sprichst du, welche Sittenlehre
 Giebt euch der Geist der Schwermuth ein!
 Gesezt, daß ich der Wollust dienstbar wäre,
 Werd ich deswegen wohl der Mordsucht eigen seyn?
 Ich glaub es, lieber Freund, du wirst es mir verzeihn;
 Schrift und Vernunft behaupten diese Lehre.
 Der Witz, der dich die Wahrheit lehrt,
 Die Hurerey sey kein Verbrechen,
 Wird, wenns dein Vorthail nur begehrt,
 Das Wort zugleich der Mordsucht sprechen.
 Auf einmal wird man nie der größte Bösewicht;
 Allein den Grund dazu kann man auf einmal legen.
 Verlege nur mit Vorsatz eine Pflicht:
 So hast du schon das schreckliche Vermögen,
 Woburch dein Herz die andern bricht.
 Warum gehorchst du den Gesezen?
 Weil Gott, der Heilige, der deine Wohlfahrt liebt,

Sie den Vernünftigen zu ihrer Wohlfahrt giebt.
 Doch darfst du ein Gebot verlegen:
 So schwächst du ja den Grund, auf dem sie alle stehn.
 Was kann sich dir denn widersetzen,
 Dich nicht an allen zu vergehn?

O! merk es doch, noch unschuldsvolle Jugend!
 Ich bitte dich, o merk es dir!
 Es giebt nicht mehr, als eine Tugend,
 Und als ein Laster neben ihr.
 Hast du den Vorsatz nicht, nach allen heiligen Pflichten
 Dich in und außer dir zu richten:
 So prange hier und da mit guter Eigenschaft:
 Dein Herz ist doch nicht tugendhaft.
 So oft du wagst, nur eins von den Gesetzen,
 Weil es dein Herz verlangt, mit Vorsatz zu verlegen:
 So schwächst du aller Tugend Kraft,
 Und bist bey hundert guten Thaten,
 Die Hoffnung, oder Furcht, Ruhm und Natur dir rathen,
 Vor Gott und der Vernunft doch völlig lasterhaft.

O Jugend! faß doch diese Lehren,
 Ist ist dein Herz geschikt dazu.
 Dem kleinsten Laster vorzuwehren,
 Die Tugend ewig zu verehren,
 Sey niemand eifriger, als du!
 Durch sie steigst du zum göttlichen Geschlechte,
 Und ohne sie sind Könige nur Knechte.
 Sie macht dir erst des Lebens Amuth schön.
 Sie wird bey widrigem Gescheide
 Dich über dein Geschick erhebn.
 Sie wird im letzten Augenblicke,

Wenn alle traurig von dir gehn,
 In himmlischer Gestalt zu deiner Seite stehn,
 Und in die Welt der selgen Herrlichkeiten
 Den Geist, weil sie ihn liebt, begleiten.
 Sie wird dein Schmutz vor jenen Geistern seyn,
 Die sich schon auf dein Glück und deinen Umgang freun.
 O Mensch! ist dir dieß Glück zu klein,
 Um strenge gegen dich zu seyn?

Nunmehr mag uns ein wahres Beyspiel lehren,
 Wie alle Laster sich von einem Laster nähren.

Herodias, wie uns die Schrift erzählt,
 Brach dem die Treu, mit dem sie sich vermählt.
 Und hieng, an seines Bruders Seite,
 Der Neigung nach, die auch ein Heiße scheute;
 Und die der Hof, der gern mit Worten spielt,
 Für Zärtlichkeit; und nicht für Unzucht hielt.

Doch laßt die Schmeichler knechtisch sprechen.
 Johannes kömmt an Hof. Kein Thron verblendet ihn,
 Von dem das Laster strahlt. Er sieht es, und spricht kühn:
 Du hast des Bruders Weib, dieß, Fürst, ist ein Verbrechen!
 So redt ein Mann, aus dem der Geist der Tugend spricht.
 Zur Niederträchtigkeit reizt ihn der Thron zu wenig.
 Er fürchtet Gott mehr, als den König,
 Und hält den Muth für seine größte Pflicht,
 Wenn er zu dessen Ehre spricht,
 Von dem mit uns die Könige der Erden
 Aus gleichem Staub gebildet werden.

So dreist sprach Zacharia Sohn;
 Allein der Kerker ward sein Lohn.
 Ein Wiberruf könnt ihn daraus erretten;
 Doch nein! ein Tugendfreund liegt lieber frey an Ketten,
 Als slavisch um der Fürsten Thron.
 So frey indeß Johannes auch gesprochen:
 So blieb er doch dem Fürsten werth.
 Denn selber der, der jede Pflicht gebrochen,
 Wird durch ein Herz gereizt, das Gott und Tugend ehrt;
 Ein heimliches Gefühl heißt ihn dieß Herz noch lieben,
 Und sich, daß ers nicht hat, noch hassen kann, betrüben.

Und also scheint der Fürst noch tugendhaft zu seyn,
 So sehr ihn auch sein Laster eingenommen.
 Wenn er unzüchtig ist, ist er drum grausam? Nein!
 Doch laßt nur einen Umstand kommen:
 So wird ers doch aus Wollust seyn.
 Kein Laster herrscht jemals allein,
 Und du begienst vielleicht, wie er, das größte,
 Wärsst du zum größten nicht zu klein.

Der Fürstinn Tochter tanzt an einem Freudenfeste,
 Der Hof bewundert sie. Herodes wird entzückt,
 Und süßt, indem er sie erblickt,
 Der Mutter Blick in ihrer Tochter Blicke.
 Er winkt der Salome: „Gebent iht deinem Glücke,
 „Und bitte, was du willst! für meine Lieb und dich
 „Ist nichts zu groß, und nichts zu königlich.“

Die Tochter eilt mit frohen Schritten
 Zu der Herobias, und fragt: was soll ich bitten?
 „Bitt um des Täufers trotzig Haupt.“
 O Gott! wer hätte das geglaubt?

Ist für ein weiches Herz, und für verbühlte Blicke,
 Ein blutig Haupt ein reizungsvolles Glücke?
 Ein Weib, das sonst die kleinsten Schmerzen scheut,
 Findt, da die Wollust ihr gebeut,
 Selbst Wollust in der Grausamkeit,
 Und lehrt zugleich die Tochter ein Verbrechen?

Herodes hört den Wunsch, erschrickt und wird betrübt,
 Weil er den frommen Täufer liebt;
 Allein der Fürstenstolz weist ihn auf sein Versprechen.
 Hatt nicht der Hof gehört? Bist du nicht Herr und Fürst?
 Wird sich Herodias nicht gleich durch Kalksinn rächen,
 Wofern du nicht den Wunsch erfüllen wirst?
 Gebent, sprach seine Brunst; und eilig willigt er
 In dieses grausame Vergnügen.
 Man bringt des Täufers Haupt auf einer Schlüssel her.

Hier stehst du ja, wie bald nach leichter Gegenwehr
 In einem Laster alle siegen!

Der Freygeist.

Ihr, die ihr nach der Tugend strebet;
 Ihr, die ihr dem gehorsam seyd,
 Was die Vernunft und was die Schrift gebeut,
 Ein Freygeist lacht euch aus, daß ihr so klavisch lebet.
 Was sucht ihr? fragt er euch; nicht die Zufriedenheit?
 Ist's möglich, sich so zu betrügnen?

Um euch vergnügt zu sehn, raubt ihr euch das Vergnügen?
 Ihr sucht die Ruh, und findet sie in der Last,
 Haßt, was ihr liebt, und liebet, was ihr haßt.
 Habt ihr Vernunft? Ich zweifle fast.
 Die Freyheit in der Tugend finden,
 Das heißt, um frey zu seyn, sich erst an Ketten binden.

Dringt durch des Aberglaubens Nacht,
 Die euch zu finstern Köpfen macht:
 Folgt der Natur, genießt, was sie euch schenket;
 Sucht nichts, als was ihr wünscht; fliehet nichts, als was euch kränket;
 Denkt frey, und lebet, wie ihr denkt,
 Und gebt nicht auf die Thoren Acht.
 Der Pöbel ist der größte Hauf auf Erden:
 Von diesem reißt euch los. Er weis nicht, was er glaubt,
 Hält seinen Trieb für unerlaubt,
 Und sieht nicht, daß er sich sein Glück aus Mißsucht raubt,
 Sonst würd er nicht so abergläubisch werden.

Drum faßt den kurzen Unterricht:
 Was viele glauben, glaubet nicht!
 Sie glauben es aus Trägheit, nicht zu prüfen;
 Doch ein Vernünftiger bringt in der Wahrheit Tiefen.
 Was ist die Schrift? Was lehret sie?
 Ein traurig Leben, reich an Müß,
 Und Räzel, die wir aufzuschliessen
 Erst der Vernunft entsagen müssen.
 Was ist das mächtige Gewissen?
 Ein Ding, das die Erziehung schafft,
 Ein heilig Erbtheil aller Völder;
 Doch die, die wissen, was sie reden,
 Empfinden nichts von seiner Kraft.

Folgt der Natur. Sie ruft; was kann sie anders wollen,
 Als daß wir ihr gehorchen sollen?
 Die Furcht erbachte Recht und Pflicht,
 Und schuf den Himmel und die Hölle.
 Setzt die Vernunft an ihre Stelle:
 Was seht ihr da? den Himmel und die Hölle?
 O nein! ein weibisches Gedicht.
 Laßt doch der Welt ihr kindisches Geschwätze.
 Was jeden ruhig macht, ist jedes sein Geseze:
 Mehr glaubt und braucht ein Kluger nicht.

Dieß war der Witz, mit dem in seinem Leben
 Ein Freygeist sein System erwies;
 Die Tugend von dem Throne stieß,
 Um nur sein Laster drauß zu heben.
 Sein böses Herz war ihm Vernunft und Gott,
 Und der am Kreuze starb, war oft des Frechen Spott.

Sein Ende kam. Und der, der nie gezittert,
 Ward plötzlich durch den Tod erschüttert.
 Das Schrecken einer Ewigkeit,
 Ein Richter, der als Gott ihm fluchte,
 Ein Abgrund, welcher ihn schon zu verschlingen suchte,
 Zerstückte das System tollkühner Sicherheit.
 Und der, der sonst mit seinen hohen Lehren
 Der ganzen Welt zu widerstehn gewagt,
 Fieng an, der Magd geduldig zuzuhören,
 Und ließ von seiner frommen Magd,
 Zu der er tausendmal, du Christlich Thier, gesagt,
 Sich widerlegen und belehren.

So stark sind eines Freygeists Lehren!

Das Vermächtniß.

Dront, der in der Welt das große Glück erlebt,
 Das Fürsten oft den Hirten lassen müssen,
 Das Glück, von einem Freund sich treu geliebt zu wissen,
 Dront, der sich dieß Glück, so arm er war, erstrebt,
 Ward krank. Sein kluger Arzt sah aus verschiednen Fällen,
 Daß keine Rettung möglich war,
 Eröffnete dem Kranken die Gefahr,
 Und hieß ihn bald sein Haus bestellen.

Dront, der sich nunmehr dem Irdischen entziehn,
 Und frey im Geist den Tod erwarten wollte,
 Bat, daß man seinen Freund ihm eiligst rufen sollte.
 Sein Freund, sein Pylades, erschien.
 Ach! sprach Dront, nach zärtlichem Umfassen,
 Ich sterb, und was mir Gott verließen,
 Will ich, mein Freund! dir hinterlassen:
 Dir laß ich meinen Sohn, ihn redlich zu erziehen,
 Und meine Frau, sie zu ernähren:
 Denn du verdienst, daß sie dir angehören.

Die Guttbat.

Wie rühmlich ist, von seinen Schätzen
 Ein Pfleger der Bedrängten seyn,
 Und lieber minder sich ergehen,
 Als arme Brüder nicht erfreun!

Beaten fiel heut ein Vermögen
 Von Tonnen Golds durch Erbschaft zu.
 Nun, sprach sie, hab ich einen Segen,
 Von dem ich Armen Gutes thu.

Sie sprach's. Gleich schlich zu seinem Glück
 Ein sicher Alter vor ihr Haus,
 Und bat, gekrümmt auf seiner Krücke,
 Sich eine kleine Wohlthat aus.

Sie ward durchdrungen von Erbarmen,
 Und fühlte recht des Armen Noth.
 Sie weinte, gieng und gab dem Armen
 Ein großes Stück verschimmelt Brodt.

Der Candidat.

Ein Candidat, der gern befördert werden wollte,
 Sag einem sehr berühmten Mann,
 Der viel vermocht, inständig an,
 Daß er sein Glück ihm machen sollte,
 Und reichte, weil ein Platz im Rathstuhl offen war,
 Dem Gönner eine Bittschrift dar.
 Der Gönner las sie durch, und las sie mit Vergnügen.
 Es kränkt mich, sieng er an, und nahm ihn bey der Hand,
 Daß ich Sie eher nicht gekannt.
 Ich lieb und ehre den Verstand:
 Sie sollen dieses Amt vor allen andern kriegen.

Er sprach darauf mit ihm, und was der Jüngling sprach,
 Verrieth den besten Geist, geschaffen zum Studiren,
 Zum größten Amte nicht zu schwach,
 Und werth, die andern zu regieren.

Ach! sprach der Gönner ganz erfreut,
 Nun kenn ich Sie; das Amt ist Ihre;
 Und in der größten Freundlichkeit
 Gieng er mit ihm bis vor die Thüre.
 Hier bot der Jüngling ihm ein großes Goldstück an,
 Um sicherer noch zu gehn. Nein, sprach der wackre Mann,
 Nunmehr soll dieses Amt nicht Ihre;
 Denn wer Geschenke giebt, nimmt sie auch wieder an;
 Ihr Herz ist schlecht. Hier griff er nach der Thüre.

Die schlauen Mädchen.

[S. Burcard Waldis, im ersten Buche seines Esops, Bl. 51.]

Zwey Mädchen brachten ihre Tage
 Bey einer alten Base zu.
 Die Alte hielt zu ihrer Ruhmen Plage
 Sehr wenig von der Morgenruh.
 Kaum krähte noch der Hahn bey frühem Tage,
 So rief sie schon: Steht auf, ihr Mädchen! es ist spät;
 Der Hahn hat schon zweymal gekräht.

Die Mädchen, die so gern noch mehr geschlafen hätten,
 (Denn überhaupt sagt man, daß es kein Mädchen giebt,

Die nicht den Schlaf und ihr Gesicht liebt,
 Die wanden sich in ihren weichen Betten,
 Und schwuren dem verdammten Hahn
 Den Tod, und thaten ihm, da sie die Zeit ersah'n,
 Den ärgsten Tod rachsüchtig an.

Ich hab's gedacht, du guter Hahn!
 Erzürnter Schönen ihrer Rache
 Kann kein Geschöpf so leicht entfliehn.
 Und ihren Zorn sich zuzuziehn,
 Ist leider! eine leichte Sache.

Der arme Hahn war also aus der Welt.
 Vergebens nur ward von der Alten
 Ein scharf Examen angestellt.
 Die Mädchen thaten fremd, und schalten
 Auf den, der diesen Mord gethan,
 Und weinten endlich mit der Alten
 Recht bitterlich um ihren Hahn.

Allein was halfs den schlauen Kindern?
 Der Tod des Hahns sollt ihre Plage mindern,
 Und er vermehrte sie noch mehr.
 Die Base, die sie sonst nicht eh im Schlafe störte,
 Als bis sie ihren Haushahn hörte,
 Wußt in der Nacht igt nicht, um welche Zeit es wär,
 Allein weil es ihr Alter mit sich brachte,
 Daß sie um Mitternacht erwachte:
 So rief sie die auch schon um Mitternacht,
 Die, später aufzustehn, den Haushahn umgebracht.

Wärst du so klug, die kleinen Plagen
Des Lebens willig auszustehn:
So würdest du dich nicht so oft genöthigt sehn,
Die größern Uebel zu ertragen.

Epictet.

Verlangst du ein zufriednes Herz:
So lern die Kunst, dich stoisch zu besiegen,
Und glaube fest, daß deine Sinne trügen.
Der Schmerz ist in der That kein Schmerz,
Und das Vergnügen kein Vergnügen.
So bald du dieses glaubst: so nimmt kein Glück dich ein,
Und du wirst in der größten Pein
Noch allemal zufrieden seyn.
Das, sprichst du, kann ich schwer verstehen.
Ist auch die stolze Weisheit wahr?
Du sollst es gleich bewiesen sehn;
Denn Epictet stellt dir ein Beispiel dar.

Ihn, als er noch ein Sklave war,
Schlug einst sein Herr mit einem starken Stabe
Zweymal sehr heftig auf das Bein.
Herr, sprach der Philosoph, ich bitt ihn, laß ers seyn,
Denn sonst zerschlägt er mir das Bein.
Gut, weil ich dirs noch nicht zerschlagen habe:
So soll es, rief der Herr, denn gleich zerschlagen seyn.
Und drauf zerschlug er ihm das Bein.

Doch Epictet, anstatt sich zu beklagen,
 Hieng ruhig an: Da steht ers nun!
 Hab ichs ihm nicht gesagt, er würde mirs zerschlagen?

Dies, Mensch, kann Zenos Weisheit thun!
 Besiege die Natur durch diese starken Gründe.
 Und willst du stets zufrieden seyn:
 So bilde dir erhaben ein,
 Lust sey nicht Lust, und Pein nicht Pein.
 Allein, sprichst du, wenn ich das Gegentheil empfinde,
 Wie kann ich dieser Meynung seyn?
 Das weis ich selber nicht; indessen klingt's doch fein,
 Trotz der Natur sich stets gelassen seyn.

Elpin.

Ein Großer in Athen, der kein Verdienst besaß,
 Als daß er vornehm trank und aß,
 Und sein Geschlecht zu rühmen nie vergaß,
 Verlangte doch den Ruhm zu haben,
 Als hätt er wirklich große Gaben.
 Denn mancher, der, wenn ihn nicht die Geburt erhöht,
 Da stünde, wo sein Christoph steht,
 Und kaum zum Diener tüchtig wäre,
 Hält desto mehr auf Ruhm und Ehre,
 Ze dreister sich sein Herz, trotz seinem Stolz, erklähnt,
 Und ihm oft sagt, daß er sie nicht verdient.

In eben dieser Stadt, in der der Große wohnte,
 War ein Poet, der die Verdienste pries,
 Die Tugend durch sein Lied belohnte,
 Und durch sein Lied unsterblich werden hieß;
 Den bat Elpin, ihn zu besingen.
 Sie können, sprach der große Mann,
 Durch meinen Namen sich zugleich in Ansehn bringen.

Mein Herr, rief der Poet, es geht unmöglich an. •
 Ich hab aus Eigensinn einst ein Gelübde gethan,
 Nur das Verdienst und nie den Namen zu besingen.

Das Hospital.

Elmire war zur Wittve worden,
 Und nahm sich vor, nicht mehr zu freyn.
 Allein sie war noch jung; was macht man ganz allein?
 Ich dachte doch, sie könnte wieder freyn.
 Der Wittwenstand ist ein betrübter Orden!
 Elmire sah's und schritt zur zweyten Wahl.
 Allein sie war das erstemal
 Nicht gar zu wohl verwahret worden.
 Denn leider sind die Zeiten so betrübt,
 Daß es viel böse Männer giebt.
 Elmire that daher ein feyerlich Gelübde,
 Indem sie sich zur zweyten Ehe schickte:
 Sie wollte, wenn es ihr mit ihrem Manne glückte,
 Ein Hospital für fromme Männer bauen;
 Denn sie war reich. Und kurz, sie ließ sich wieder trauen.

O welche Lust erfolgt oft nach dem Leibel
 Das war ein Mann, ein allerbester Mann!
 Fromm, wie ein Kind, gefällig, wie die Freude,
 Und der auf nichts, als ihr Vergnügen sann.
 Wie hätte sie sich ihn denn besser wünschen mögen?

Sie ließ geschwind den Grund zum Hospitale legen.
 Vier Wochen strichen hin. Nun war der Grund gelegt,
 Und bald wird man das erste Stockwerk sehen;
 Doch nein, Elmire kommt, und heist, vom Zorn bewegt,
 Die Mäurer aus einander gehen.
 Wie? sollt es nicht mehr gut in ihrer Ehe stehen?
 Das kann nicht möglich seyn, sie sind ja kaum getraut!
 Nun kurz und gut, es ward nicht fortgebaut.
 Und ungefähr nach einem halben Jahre
 Sag dieser Mann auch auf der Bahre.
 Der liebe Mann!

Die Frau schwört Stein und Bein,
 Ihr Lebenslang nicht mehr zu freyn;
 Und doch war sie nach zwey und funfzig Wochen
 (Der Bau muß ja vollendet seyn!)
 Bereits das drittemal versprochen.

O das war erst ein würdiger Gemahl!
 Verständig, zärtlich und verbindlich,
 Nicht eigensinnig, nicht empfindlich;
 Er hat da nur, wo jener wilb befaß;
 Die Blicke seiner Frau erfüllt er als Befehle.
 Kurz, beide waren recht ein Herz und eine Seele.

Die gute Frau! ich gönne ihr diesen Mann.
 Allein sie wollte doch nicht trauen;
 Sie fieng nicht gleich, wie ehemals, an zu bauen.
 Ich lobe sie darum, und hätt es selbst gethan:
 Der Fenster mag den Männern trauen,
 Wenn man so leicht zweymal sich irren kann.

Sie fand nunmehr nach einem halben Jahre
 Den Garten noch so liebenswerth,
 Als an dem Tag, da er, gefragt vor dem Altare,
 Ihr durch ein seufzend Ja! sein zärtlich Herz erklärt.
 Der Bau wird fortgesetzt. Ich seh Elmiren kommen;
 Wie freundlich sieht sie diesmal aus!
 „Ach Meister, fördert doch das Haus!
 „Warum habt ihrs denn angenommen?
 „Ich geb euch ja das Geld voraus:
 „Laßt doch noch mehr Gesellen kommen.“

Oh das geht gut! Ich kann mich nicht genug erfreun:
 Das muß ein rechter Ehemann seyn!

Die Mäurer fördern sich, und binnen vierzehn Tagen
 Sieht man das erste Stockwerk stehn:
 Und nun läßt sich Elmire wieder sehn.
 Man siehts ihr an, sie hat etwas zu sagen;
 Vielleicht sah sie die Mäurer müßig stehn?
 Denn leider! pflegts so her zu gehn.
 Vielleicht hat man am Bau etwas versehen?
 Das sollte mich doch selbst verdrießen.
 Iht öffnet sie den Mund; nun wird sichs zeigen müssen.
 Ach, fängt sie heftig an zu schreyn,
 Hört auf, und reißt den Plunder ein!

Ich lasse keinen Stein mehr tragen.
 Wofür verbaut ich denn mein Geld?
 Für Männer, die die Weiber plagen?
 Denn andre giebt's nicht auf der Welt.

Die böse Frau! Man sollte sie verklagen.

Der betrübte Wittwer.

[Dictionnaire de Bayle, v. Asclepiade, n. A.]

In Poitou, (ich will mit Fleiß die Gegend nennen,
 Damit sich die befragen können,
 Die, wenn ein kleiner Umstand fehlt,
 Schon zweifeln, ob man wahr erzählt,)
 In Poitou ließ einst ein Mann sein Weib begraben;
 Allein man merk es wohl, man ist in Poitou;
 Da geht es, wenn sie Leichen haben,
 So prächtig, wie bey uns, nicht zu.
 Man kleidet sie geschwind mit seinen Sterberöcken,
 Und trägt den Sarg, ohn ihn erst zuzudecken,
 An den für ihn bestimmten Ort.
 So trug man auch den offnen Sarg igt fort.
 Doch was geschieht, indem sie ihn so tragen?
 Der Leichenweg gieng dicht an einer Hecke hin;
 Hier ritz ein Dorn die todte Frau ins Kinn.
 Auf einmal fängt sie an, die Augen aufzuschlagen,
 Und ruft: Wohin wollt ihr mich tragen?
 Hier, denkt mich, hör ich viele fragen,

Wie kam die gute Frau zurück?
 Hielt es der Mann auch für ein Glück,
 Die Hälfte wieder zu bekommen,
 Die ihm der Tod zuvor genommen?
 Wie mag ihm wohl gewesen seyn?

Das letzte wird man gleich erfahren.
 Nach weniger als sieben Jahren
 Blüht sie das zweytemal ihr junges Leben ein.
 Der Mann gab ihr vom neuen das Geleite,
 Und gieng gesetzt an seiner Gattinn Seite,
 Wie alle harte Bauersleute.
 Allein so bald er nur die Hecke wieder sah:
 So wies er erst, wie viel sein Herz empfände:
 Er rung mit Thränen beide Hände.
 Ach! rief er aus, da war es, da!
 Kommt ja der Hecke nicht zu nah!

Der Tartarfürst.

Ein Tartarfürst, von dem man in Geschichten preißt,
 Daß er, als Prinz, Europa durchgereißt,
 Befahl, weil er sein Volk galanter machen wollte,
 Daß kein vornehmes Weib ihr Kind selbst stillen sollte.
 Die wilben Damen lachten nur;
 Sie nährten nach, wie vor, ihr Kind mit ihren Brüsten,
 Und glaubten, daß sie der Natur

Und ihren Müttern folgen müßten.
 Der Chan fieng an, sich zu entrücken,
 Gab ein sehr scharf Mandat, und schwur,
 Daß jede Frau vom Stande sterben sollte,
 Die für ihr Kind nicht Ammen halten wollte.
 Und weil sie sich gezwungen sahn:
 So nahmen sie denn Ammen an.
 Allein sie konnten sich des Triebs nicht lang erwehren,
 Ihr eigen Blut an ihrer Brust zu nähren.
 Die meisten fiengen an, dem Chan den Tod zu schwören.

Einst als der Tartarfürst sich ganz allein befand,
 Kam, mit dem Degen in der Hand,
 Ein vornehm Weib auf ihn gerannt,
 Und sprach, von edlem Grimm entbraunt:
 Hör auf, mein Kind mir abzubringen,
 Sonst bin ich hier, dich umzubringen.
 Ich säug es selbst, und säug es mir zur Lust,
 Deswegen hab ich diese Brust.
 In dieser Pflicht, mein Kind daran zu nehmen,
 Soll mich, o Fürst, kein Thier beschämen.

Der gute Tartarfürst erschrad,
 Und unterließ, um nicht sein Leben zu verlieren,
 Den europäischen Geschmack
 In seinen Horden einzuführen.

Der junge Prinz.

[Elite de bons mots, T. II. p. 65.]

Ein junger Prinz, der sich des Oheims Gunst empfohlen,
Belam von ihm zweyhundert Stück Pistolen,
Mit der Ermunterung, damit wohl umzugehn.

Er ließ nach einiger Zeit sich wieder vor ihm sehn.
Indem daß nun der Oheim mit ihm redte:
So fragt er ihn zu gleicher Zeit,
Ob er das letzte Geld wohl angewendet hätte?
Hier, sprach der junge Prinz erfreut,
Hier hab ich meine ganze Casse;
An den zweyhundertn fehlt nicht ein einzig Stück.

Der Oheim nahm den Augenblick
Das Geld, und warf es auf die Casse.
Lernt, Prinz, sieng drauf der Oheim an,
Die Kunst, das Geld nutzbarer anzuwenden;
Ein Prinz hat darum viel in Händen,
Damit er vielen dienen kann.

Das neue Ehepaar.

[The Tatler, Vol. II. n. 32.]

Nach so viel bitterm Hibernissen,
Nach so viel ängstlicher Gefahr,
Als jemals noch ein zärtlich Paar
Hat dulden und beweinen müssen,

Dieß endlich doch die Zeit mein Paar das Glück genießen,
 Das, wenns ein Lohn der Tugend ist,
 Sie durch Beständigkeit zehnfach verdienet hatten.

Sie, die sich, hart bedroht, als Liebende, geküßt,
 Die kistten sich nunmehr erlaubt als Ehegatten,
 Nachdem sie neidscher Freunde List
 Und strenger Aeltern Born liebeich besänftigt hatten.
 Wer war, nach langer Jahre Müß,
 Nun glücklicher als Er, und Sie?
 Denn, was man liebt, geliebt besitzen können,
 In einem treuen Arm sich seines Lebens freun;
 Ist, Menschen! dieß kein Glück zu nennen:
 So muß gar keins auf Erden seyn.
 Hier wett ich wohl, daß mancher heimlich spricht:
 Der gute Mensch versteht es nicht;
 Denn wär die Lieb ein Glück, was könnte mir denn fehlen,
 Da ein erlesnes Weib in meinen Armen liegt?
 Ist sie nicht reich und schön? doch bin ich nicht vergnügt.
 Ich glaub es, lieber Freund! allein sich so vermählen,
 Wie viele thun, das heißt nicht lieben, nein!
 Das heißt, mit weit getrennten Seelen
 Ein Leib in einem Hause seyn.

Ein unerhofftes Glück begegnet unsern Beiden.
 Wie weinen sie vor Zärtlichkeit!
 Der arme Mann soll iht auf kurze Zeit
 Von seiner theuren Gattinn scheiden,
 Weil ihn ein naher Freund in einer fernern Stadt
 Zum Erben eingesetzt hat.

Von heißen Lippen losgerissen,
 Und doch entbrannt, sich länger noch zu küssen,

Sprach eines, was das andre sprach,
Dem andern immer stammelnd nach;
Ein Lebewohl, ein seufzend Ach!

Er stieg nunmehr ins Schiff, (wie oft sah er zurückel)
Und Doris blieb am Ufer stehn,
Um ihrem Damon, ihrem Glück,
Noch lange schmachtend nachzusehn.
O Himmel! hör ich sie noch an dem Ufer stehn,
Bring meinen Mann gesund zurücke.

Das Schiff bringt ihn an seinen Ort.
Er schreibt mit jeder Post: Bald, Doris, werd ich kommen.
Raum hat er auch sein Gut noch in Besitz genommen:
So eilt er schon zu Schiffe wieder fort,
Und schreibt, damit sie nichts von seiner Ankunft wüßte,
Daß, wider sein gegebenes Wort,
Er noch acht Tage warten müßte,
Oh er sie wiederseh und küßte.

Die junge Frau, die, wenn die Sonn entwich,
Aus ihrem von der See nicht fernen Hause schlich,
Und gern am Ufer sich verweilte,
Gieng igund an der Freundinn Hand,
Mit der sie stets ihr Herze theilte,
An den ihr angenehmen Strand.

Sie redten. Und wovon? Erräthst du dieß noch nicht,
Wovon ein treues Weib, die schmachtend wartet, spricht:
So bist du auch nicht werth den Innhalt zu erfahren.
Nein, nein, verschweig es, mein Gedicht,
Wie zärtlich Doris Wünsche waren!

Das Herz wird dem, der liebt, sie selber offenbaren,
Und für die andern schreib ich nicht.

Indem daß Doris noch mit manchem frohen Ach!
Von ihres Vatters Zukunft redte,
Und von dem Gastgebote sprach,
Das sie sich ausgedenken hätte;
Indem sie noch von ihrer Erbschaft redte,
Und, wenn sie den Entwurf von ihrem Glück gemacht,
Sich oft in dem Entwurfe störte,
Und den, der sie im Testament bedacht,
Mit dankerfüllten Thränen ehrte;
Indem sie zum voraus die Armen speisen ließ,
Und mütterlich den Waisen sich erwies,
Der Kranken Herz mit Stärkungen erquickte,
Und den Gefangnen Hülfe schickte;
Indem sie dieß im Geiste von ihrer Erbschaft that,
Und, in ihr Glück vertieft, ans Ufer näher trat:
Hieng ihre Freundin an: Was schwimmt dort auf dem Meere?
Ein Kistchen? Wie? Wonn's wohl Juwelen wäre?
Ach Doris! wäre das nicht schön?
Allein ich sag es dir, ich hab's zuerst gesehn,
Und kömmt es an den Strand geschwommen:
So ist das Glück des Schiffbruchs mein;
Doch du wirst ja bald nieder kommen,
Und das versteht sich schon, ich muß Gebatter seyn,
Dann bind ich dir drey Schnuren Perlen ein.

Die junge Frau belohnte Scherz mit Scherze.
Es nähert sich, hieng jene wieder an;
Doch wie erschraden sie, als sie zu ihrem Schmerze
Fern einen Leichnam schwimmen sahn!

Wer weiß, sprach Doris, welcher schon
 Die Thränen in den Augen stunden,
 Wer weiß, ist der, der hier sein Grab gefunden,
 Nicht grauer Aeltern einziger Sohn?
 Wer weiß, mit welcher trunkenen Freude
 Ist die verlebten alten Weibe,
 Ihn zu empfangen, fertig stehn,
 Und sich im Geist erfreun, die Braut ihm anzubieten,
 Die sie für ihn erwählt, und treulich für ihn hüten?
 Gott geb es nicht, daß sie den Anblick sehn!
 Wer weiß, ward nicht durch seinen Tod
 Der treuesten Frau ein lieber Mann entrißen,
 Die bald ihr eignes Weh, bald ihrer Kinder Noth
 In Armuth wird beweinen müssen?
 Wer weiß, wie vielmal er bethrünt,
 Eh er noch starb, das arme Weib erwähnt?
 Doch, Freundin, komm von der betrübten Stelle,
 Damit mein Herz nicht länger zittern darf.
 Dieß sagte sie und gieng, als eben eine Welle
 Den Todten an das Ufer warf.
 Die Freundin sah ihn an, und schrie mit Ungeßüm:
 Mein Better! und fiel neben ihm.

Auf dieß Geschrey kam Doris wieder,
 Der lieben Freundin bezzustehn.
 Ach, Doris, ach! was wirst du sehn?
 Sie steht, und fällt auf ihren Satten nieder,
 Und stirbt an seiner starren Brust.
 Inbeß erwacht die Freundin wieder,
 Und zeigt der Nachbarschaft den doppelten Verlust.
 Hier hegte der, den man nie zittern sehn,
 Und dem, der nie geweint, floß Wehmuth vom Gesichte,
 Gekert I.

Und niemand fragte, was geschehn.
Der Anblick selbst erzählte die Geschichte.

Beweint, ihr mittheidsvollen Seelen,
Die traurigste Begebenheit
Elend gewordner Bärtlichkeit,
Und schmeckt das Glück, um andre sich zu quälen.
Laßt uns die Unschuld oft im größten Unglück sehn,
Und leidet mit bey fremden Schmerzen;
Dieß Mitleid heiligt unsre Herzen,
Und heißt die Menschenlieb in uns ihr Haupt erhehn.
Die Tugend bleibt uns noch im Unglück selber schön.

Der Jüngling.

Ein Jüngling, welcher viel von einer Stadt gehört,
In der der Segen wohnen sollte,
Entschloß sich, daß er da sich niederlassen wollte.
Dort, sprach er oft, sey dir dein Glück bescheert!
Er nahm die Reise vor, und sah schon mit Vergnügen
Die liebe Stadt auf einem Berge liegen.
Gottlob! fieng unser Jüngling an,
Daß ich die Stadt schon sehen kann;
Allein der Berg ist steil. O! wär er schon erstiegen!

Ein fruchtbar Thal stieß an des Berges Fuß.
Die größte Menge schöner Früchte
Fiel unserm Jüngling ins Gesicht.

O! dacht er, weil ich doch sehr lange steigen muß:
 So will ich, meinen Durst zu stillen,
 Den Reisesack mit solchen Früchten füllen.
 Er aß, und fand die Frucht vortrefflich vom Geschmack,
 Und füllte seinen Reisesack.

Er stieg den Berg hinan, und fiel den Augenblick
 Beladen in das Thal zurück.
 O Freund! rief einer von den Höhen,
 Der Weg zu uns ist nicht so leicht zu gehen.
 Der Berg ist steil, und mühsam jeder Schritt,
 Und du nimmst dir noch eine Birbe mit?
 Vergiß das Obst, das du zu dir genommen,
 Sonst wirst du nicht auf diesen Gipfel kommen.
 Steig leer, und steig beherzt, und gieb dir alle Müh;
 Denn unser Glück verdienet sie.

Er stieg und sah empor, wie weit er steigen mußte.
 Ach Himmel! ach! es war noch weit.
 Er ruht und aß zu gleicher Zeit
 Von seiner Frucht, damit er sich die Müh verlüste.
 Er sah bald in das Thal, und bald den Berg hinan:
 Hier traf er Schwierigkeit und dort Vergnügen an.
 Er sinnt. Ja, ja, er mag es überlegen.
 Steig, sagt ihm sein Verstand, bemüß dich um dein Glück!
 Nein, sprach sein Herz, kehre in das Thal zurück;
 Du steigst sonst über dein Vermögen.
 Ruh etwas aus, und isß dich satt,
 Und warte, bis dein Fuß die rechten Kräfte hat!
 Dieß that er auch. Er pflegte sich im Thale,
 Entschloß sich oft zu gehn, und schien sich stets zu matt.

Das erste Hinderniß galt auch die andernmale;
 Kurz, er vergaß sein Glück, und kam nie in die Stadt.

Dem Jüngling gleichen viele Christen.
 Sie wagen auf der Bahn der Tugend einen Schritt,
 Und sehn darauf nach ihren Lüsten,
 Und nehmen ihre Lüste mit.
 Beschwert mit diesen Hindernissen,
 Weicht bald ihr träger Geist zurück;
 Und auf ein sinnlich Glück beflissen,
 Vergessen sie die Müß um ein unendlich Glück.

Er a ft.

[Man erzählt eine eben so großmüthige Handlung von dem Herrn Saurin.
S. Lettres sérieuses et badines, p. 616.]

Dorant, ein reicher Mann, der weiter keinen Erben,
 Als einen Better hinterließ,
 Der reicher war, als er, und keinem Guts erwies,
 Dorant beschloß bey seinem Sterben,
 An seines Betters Statt Erbsen zu erfreun,
 Und setzte diesen Freund, ders würdig war, zum Erben
 Von zwanzig tausend Thalern ein.

Der Better, der die Stadt recht giftig überredte,
 Als ob Erast, der so rechtschaffne Mann,
 Das Testament erschlichen hätte,
 Fieng einen Streit um dieß Vermögen an,

Und kief, von Reib und Geiz gebrungen,
 Mit schrecklichen Beschuldigungen,
 Und mit Geschenken vor Gericht;
 Allein so oft auch die das Recht erzwungen:
 So siegten sie doch diesmal nicht.

Eraft gewann. Doch dich, spricht er, zu überführen,
 Ob ich das Testament mit List an mich gebracht:
 So will ich das, was mir mein Freund vermacht,
 Nachdem ich es gewann, verlieren.
 Die Hälfte schenk ich dir, um dich zu widerlegen.
 Zwey tausend Thaler sollen mein:
 Und das noch übrige Vermögen
 Soll ein Geschenk für arme Waisen seyn;
 Verdien ich noch den schrecklichen Verdacht,
 Daß ich das Testament mit List an mich gebracht?

Das Pferd und der Esel.

Ein Pferd, dem Geist und Muth recht aus den Augen sahn,
 Gieng, stolz auf sich und seinen Mann,
 Und stieß, (wie leicht ist nicht ein falscher Schritt gethan!)
 Vor großem Feuer einmal an.
 Ein träger Esel sahs und lachte:
 Wer, sprach er, würd es mir verzeihn,
 Wenn ich vergleichen Fehler machte?
 Ich geh den ganzen Tag, und stoß an keinen Stein.
 Schweig, rief das Pferd, du bist zu meinem Unbedachte,
 Zu meinen Fehlern viel zu klein.

Cotill.

Cotill, der, wie es vielen geht,
 Nicht wußte, was er machen sollte,
 Und doch nicht müßig bleiben wollte;
 Denn müßig gehn, wenn mans nicht recht versteht,
 Ist schwerer, als man denken sollte:
 Cotill gieng also vor die Stadt,
 Und machte sich etwas zu schaffen.
 Er gieng, und schlug im Gehen oft ein Rad.
 O! schrie man, seht den jungen Laffen,
 Der den Verstand verloren hat!
 Er macht die Hände gar zu Füßen.
 Ihr Kinder zischt den Narren aus!
 Allein Cotill ließ sich dieß alles nicht verbrießen.
 Kurz, es gefiel ihm so, er gieng vors Thor hinaus.
 Man mochte, was man wollte, sagen,
 Er fuhr doch fort, im Gehn sein Rad zu schlagen.

Der Teufel! Seht, das war ein rechtes Rad!
 Hieng endlich einer an zu fluchen.
 Ich mücht es doch bald selbst versuchen!
 Er sagt es kaum, als ers schon that.
 Nun, sprach er, seh ich wohl, wie viel man Vortheil hat.
 Es ist ganz hübsch um so ein Rad,
 Denn man erspart sich viele Schritte.
 Der Mann ist nicht so dumm, der es erfunden hat.
 Den Tag darauf kam schon der dritte,
 Und that es nach. Die Zahl vermehrte sich.
 In kurzem sprach man schon gelinder;
 Man fragte stark nach dem Erfinder,
 Und lobt ihn endlich öffentlich.

Nimm alles vor, es sey so toll es will.
 Heiß anfangs nährlich, wie Cotill:
 Dein Vespall ist drum nicht verloren.
 Sey nur beherzt, und spare keinen Fleiß!
 Ein Thor findt allemal noch einen größern Thoren,
 Der seinen Werth zu schätzen weis.

Der beherzte Entschluß.

[S. Burcard Walbis, im vierten Buche, 288.]

Ein guter ehrlicher Soldat,
 Der (denn was thut man nicht, wenn man getrunken hat?)
 Im Trunke seinen Wirth erschlagen,
 Ward ißt hinausgeführt, für seine Mißthat
 Den Lohn durchs Schwerdt davon zu tragen.
 Er sah wohl aus, und wer ihn sah,
 Bedauerte sein schmähtich Ende,
 Und wünschte, daß er noch bey'm König Gnade fände.
 Besonders gieng sein schweres Ende
 Auch einer alten Jungfer nah.
 Auf einmal fühlte sie die Triebe
 Des Mitleids und der Menschenliebe,
 Und fühlte sie nur mehr, je mehr sie auf ihn sah.
 „Ach Himmel! ist's nicht ewig Schade?
 „Der schöne lange Mensch! Was für ein fein Gesicht,
 „Und was für Augen hat er nicht!
 „Seht doch den Bart! Ist das nicht eine Wabel
 „Die Straf ist in der That zu groß.

„Wer kann sich denn im Trunke zähmen?
 „Ich bitt ihn frey; ich will ihn nehmen.“

Sie lief, und schrie, und bat ihn los,
 Indem Johann schon nieder kniete.
 Johann, steng drauf der Richter an,
 Es findet sich ein rebliches Gemüthe,
 Dieß Weisbild hier verlangt dich zum Mann,
 Und wenn du sie verlangst: so schenk ich dir das Leben.

Johann erschrad und sah die Jungfer an:
 Sie trat hinzu, ihn aufzuheben.
 Ja, sprach er, euer Dienst ist groß;
 Allein es wird mir nicht viel fehlen,
 Ihr werdet mich dafür zeitlebens quälen.
 Ich seh euch's an; was will ich lange wählen?
 Haut zu! so komm ich doch der Quaal auf einmal los.

Der junge Gelehrte.

Ein junger Mensch, der viel studirte,
 Und, wie die Aeltern ganz wohl sahn,
 Was Großes schon im Schilde führte,
 Sprach einen Greis um solche Schriften an,
 Die stark und sinureich denken lehrten,
 Mit einem Wort, die zum Geschmack gehörten.

Der Alte ward von Herzen froh,
 Und lobt ihm den Homer, den Plato, Cicero,

Und hundert mehr aus alt und neuer Zeit,
 Die mit den heiligen Lorbeerkränzen
 Der Dichtkunst und Wohltreueheit,
 Umleuchtet von der Ewigkeit,
 Den Jünglingen entgegen glänzen.
 O! hob der junge Mensch mit stolzem Lächeln an:
 Ich habe sie fast alle durchgelesen;
 Allein — Nun gut, sprach der gelehrte Mann,
 Sind sie nach seinem Sinn gewesen:
 So muß er sie noch zweymal lesen;
 Doch sind sie ihm nicht gut genug gewesen:
 So sag ers ja den Klugen nicht;
 Denn sonst errathen sie, woran es ihm gebricht,
 Und heißen ihn die Zeitung lesen.

Das junge Mädchen.

[S. Zinggräfs deutsche Apophthegmata, im 3. Th. 314. S.]

Ein junger Mensch sprach einen wackern Mann
 Durch einen guten Freund um seine Tochter an.
 Der Alte, der sein Kind noch nicht versprechen wollte,
 War dennoch ungemein erfreut,
 Und bat den Freund mit vieler Höflichkeit,
 Daß er bey ihm zu Tische bleiben sollte.

Die Tochter, ob sich gleich der Vater sehr verstellte,
 Erräth die Sache bald. Was? fängt sie an zu schließen,
 Ein fremder Herr, den man zu Tische gleich behält,
 Was bringt doch der? Ich solls nicht wissen;

Allein umsonst blüht er sich nicht so tief vor mir.
 Ist auch der gute Freund wohl meinetwegen hier?
 Der Fremde hofft, es soll ihm noch gelingen,
 Und wagt es bey dem Glase Wein,
 Das Wort für seinen Freund noch einmal anzubringen.

Mein Herr, fiel ihm der Vater ein,
 Ol denken Sie doch nicht, daß ich zu hart verfare:
 Mein Kind kann wirklich noch nicht freyn,
 Sie ist zu jung; sie ist erst vierzehn Jahre.

Indem er dieß noch sprach, trat Fickchen selbst herein,
 Und trug ein Eißen auf. Was? fieng sie an zu schreyen,
 Was sagten Sie, Papa? Sie haben sich versprochen.
 Ich sollt erst vierzehn Jahre seyn?
 Nein, vierzehn Jahr und sieben Wochen.
 „Ließ sie der Vater denn nicht freyn?“
 Das weiß ich nicht; doch nein, ich wills nur sagen:
 Denn unter denen, die mich fragen,
 Da könnten wohl selbst junge Mädchen seyn;
 Die zu beruhigen, will ichs aufrichtig sagen:
 Der Vater schämte sich und ließ die Tochter freyn.

Die beiden Knaben.

Ein jüngerer und ein ältrer Bube,
 Die der noch frühe Lenz aus der betrüßten Stube
 Vom Buße zu dem Garten rief,
 Vielleicht weil gleich ihr Informator schlief,

Geriethen beide an eine Grube,
 In der der Schnee noch nicht zerlief.
 Ach Bruder! sprach der kleine Bube,
 Was meynst du, ist das Loch wohl tief?
 Ich hätte Lust — Was? Lust hinein zu springen?
 Du mußt doch ausgelassen seyn.
 Versuch es nicht und spring hinein,
 Du könntest dich ums Leben bringen.
 Wir können uns ja sonst noch wohl erfreun,
 Als daß wir uns und unsern Kleidern schaden,
 Und kindisch Schnee und Eis durchwaden.
 Und kömmt du drauf zum Vater naß hinein:
 So hast dus da erst auszubaden.
 Doch keine Redekunst nahm unsern Knaben ein.
 „Wer wird im Schnee denn gleich ersaufen?“
 Und kurz und gut, er sprang hinein,
 Und ließ sich wohl in seiner Grube seyn;
 Doch kaum war er vor Kälte fortgelaufen:
 So sprang der Philosoph so gut, wie er, hinein.

Dieß ist die Kunst der strengen Moralisten.
 Bekannt mit dem System, und von Grundsätzen voll,
 Beweisen sie das, was man lassen soll,
 So froh, als ob sie nichts von den Begierden wüßten.
 Sie sind von besserem Ton, als wir.
 Sie bändigen ihr Herz durch die Gewalt der Schlüsse.
 Uns Armen ist die Thorheit süße;
 Doch ihnen ekest nur dafür
 Wir lassen sie, wenn wir sie unternehmen,
 Aus gutem Herzen andern sehn,

Und denken nicht daran, daß wir uns so vergehn.
 Sie aber, die gelehrt sich aller Thorheit schämen,
 Begehn die That, die sie uns übel nehmen,
 Aus Tugend eher nicht, als bis wir es nicht sehn.

Die Bauern und der Amtmann.

Ein sehr geschickter Candidat,
 Der lange schon mit vielem Lobe
 Die Ranzeln in der Stadt betrat,
 That auf dem Dorfe seine Probe;
 Allein so gut er sie gethan:
 So stund er doch den Bauern gar nicht an.
 Nein, der verstorbne Herr, das war ein andrer Mann,
 Der hatte recht auf seinen Text studiret,
 Und Gottes Wort, wie sich gebühret,
 Bald griechisch, halb ebräisch angeführet,
 Die Kirchenväter oft citiret,
 Die Reher stattlich ausschendiret,
 Und stets so fein schematisiret,
 Daß er der Bauern Herz gerühret.

„Herr Amtmann! wie gesagt, erstatt er nur Bericht,
 „Wir mögen diesen Herrn nicht haben.“
 So sagt doch nur, warum denn nicht?
 „Er hörts ja wohl, er hat nicht solche Gaben,
 „Wie der verstorbne Herr.“

Der Amtmann widerspricht;
 Der Suprintend ermahnt. Umsonst, sie hören nicht.

Man mag Amphion seyn, und Fels und Wald bewegen,
 Deswegen kann man doch nicht Bauern widerlegen.
 Kurz, man erstattete Bericht,
 Weil alle steif auf ihrem Sinn beharrten.

Nummehr kommt ein Befehl. Ich kann es kaum erwarten,
 Bis ihn der Amtmann publicirt:
 Ich wette fast, ihr Bauern, ihr verliert!

Man öffnet den Befehl. Und seht, der Landsherr wollte,
 Daß man dem Candidat das Priesterthum vertraum,
 Den Bauern gegenheils es hart verweisen sollte.

Der Suprintend steng an die Bauern zu erbann,
 Und sprach, so schwierig sie noch schienen,
 Doch sehr gelind und fromm mit ihnen.
 Herr Doctor! stel ihm drauf der Amtmann in das Wort,
 Wozu soll diese Sanftmuth dienen?
 Ihr, Richter, Schöppen und so fort,
 Hört zu! ich will mein Amt verwalten.
 Ihr Ochsen, die ihr alle seyd!
 Euch Fliegeln geb ich den Bescheid,
 Ihr sollt den Herrn zu eurem Pfarrn behalten.
 Sagts, wollt ihr, oder nicht? denn ißt sind wir noch da.

Die Bauern lächelten. Ach ja, Herr Amtmann, ja!

Der Freyer.

Ein Freyer hat einst einen Freund,
Ihm doch ein Mädchen vorzuschlagen.
Ich will dir zwey, versetzte jener, sagen,
Dann wähle die, die sich für dich zu schicken scheint.

Die erste hat, nebst einem Rittersitze,
Ein recht bezauberndes Gesicht,
Liebt den Geschmack, spricht mit dem feinsten Witze,
Und schreibt die Sprachen, die sie spricht.
Sie spielt den Flügel schön, und kann vortrefflich singen,
Und malet so geschickt, als es die Kunst begehrt,
Und in der Wirthschaft selbst giebt sie gemeinen Dingen
Durch ihre Sorgfalt einen Werth.
Allein bey aller Kunst und allen ihren Gaben
Hat sie kein gutes Herz.

Die andre sieht nicht schön,
Wird wenig im Vermögen haben,
Und von den Künsten nichts, die jene kann, verstehen;
Doch bey Verstand und einem stillen Reize,
Der, ohne daß sie es sieht, gefällt,
Besitzt sie, frey von Stolz und Geize,
Das beste Herze von der Welt.
Was thätst du wohl, wenn dich die erste haben wollte?
Ach, sieng der Freyer an, wenn dieß geschehen sollte:
So sprach ich zu der ersten Nein,
Um dadurch bald der andern werth zu seyn.

Emil.

[Vaniere Opuscul. p. 213 (Cato ad amicum admirantem, quod nullam haberet Romae statuum)

Malo, mihi statuum cur non posuere, viator

Exquirat, quam si, cur posuere, roget.]

Emil, der seit geraumer Zeit,
Den Klugen wohl bekannt, bey seinen Büchern lebte,
Und mehr nach der Geschicklichkeit
Zu einem Amt, als nach dem Amte strebte,
Ward einst von einem Freund gefragt:
Warum er denn kein Amt noch hätte,
Da doch die ganze Stadt so rühmlich von ihm redte,
Und mancher sich vor ihm schon in ein Amt gewagt,
Der nicht den zehnten Theil von seinen Gaben hätte?
Ich, sprach Emil, will lieber, daß man fragt,
Warum man mich doch ohn ein Amt läßt leben,
Als daß man fragt: warum man mir ein Amt gegeben?

Der Knabe.

Ein Knabe, der den fleißigen Papa
Oft nach den Sternen gucken sah,
Wollt auch den Himmel kennen lernen.
Er blieb steif vor dem Schrohr stehn,
Und sah begierig nach den Sternen;
Allein er konnte nicht viel sehn.
Was heißt es denn, sprach drauf der Knabe,
Daß ich fast nichts erkennen kann?

Ha, ha, nun fällt mirs ein, was ich vergessen habe;
 Mein Vater fängt es anders an,
 Er blinzelt zuweilen zu, das hab ich nicht gethan.
 O bin ich nicht ein dummer Knabe!
 Schon gut! Nun weis ich, was ich thu:
 Und hurtig hielt er sich die Augen beide zu,
 Und sah durchs Sechrohr nach den Sternen.
 Der Narr! was sah er denn? Das alles, was du siehst,
 Wenn du, um durch die Schrift Gott deutlich sehn zu lernen,
 Dir die Vernunft vorher entziehst.

Der Lügner.

[C. das 504. Stück des Zuschauer, im VII. Theile.]

Ihr Meister in der Kunst zu lügen!
 Rühmt euren Wig, schlau zu betriegen.
 So viel ihr uns davon erzählt:
 So weit ich doch, daß euch die rechte List noch fehlt.
 Ein schlechter Mensch, ihr werdet lachen,
 Wird euch den Vorzug streitig machen.

In London saß ein böser Bube
 Nebst einem andern auf den Tod.
 Ein Anatomikus trat in die Kerkerstube,
 Und that auf seinen Leib dem einen ein Geboth *).

*) Es ist in London der Gebrauch, daß die Aerzte den verurtheiltesten
 Riffelhäutern ihren Leib ablaufen.

Doch Niklas schwur, daß ihn der Teufel holen sollte,
 Eh er für diesen Preis dem Arzt sich lassen wollte.

Herr, schrie der andre Delinquent,
 Sagt, wie ihr um den Kerl so lange handeln könnt?
 Laßt seinen mager'n Leib den Raben.
 Seht, wie gesund ich bin, wie fett! Ihr sollt mich haben.
 Und wißt ihr, was ihr geben sollt?
 Ich will es billig mit euch machen;
 Drey Gulden. Bin ich todt: so schneidet, wie ihr wollt,
 Ich will von keinem Schnitt erwachen.
 Raum hatt er noch das Geld empfangen,
 So rief der witzge Delinquent:
 Gelogen! Herr, seht zu, wie ihr mich kriegen könnt!
 Ich werd in Ketten aufgehangen.

Die Frau und der Geist.

Vordem, da noch um Mitternacht,
 Den armen Sterblichen zu dienen,
 Die Geister dann und wann erschienen,
 Rief sich ein Geist, in einer weißen Tracht,
 Vor einer Frau im Bette sehen,
 Und hieß sie freundlich mit sich gehen,
 Und gieng mit ihr auf einen wüsten Platz.
 Frau, sprach der Geist, hier liegt ein großer Schatz;
 Nimm gleich dein Halstuch ab, und wirf es auf den Platz,
 Und morgen, um die zwölfte Stunde,
 Komm her, dann findest du ein Licht,
 Gellert I.

Dem grabe nach, doch rede nicht;
 Denn geht ein Wort aus deinem Munde:
 So wird der Schatz verschwunden seyn.

Die Frau fand, zur gesetzten Stunde
 Die Nacht darauf, sich mit dem Grabtscheid ein.
 Nun die muß recht beherzt gewesen seyn!
 Ich fände mich gewiß nicht ein,
 Und sollt ich zwanzig Schätze heben.
 Wer stünde mir denn für mein Leben?
 Die Nacht ist keines Menschen Freund;
 Und wenns der Geist recht ehrlich mit mir meynt:
 So kann er mir den Schatz ja auf der Stube geben.

Die Frau verschlug das nichts. Sie eilt, den Schatz zu heben.
 Frau, spricht sie bey sich selbst, bey Leibe sprich kein Wort,
 Sonst rückt der Schatz auf ewig fort.
 Sie hält, was sie sich vorgenommen;
 Sie schweigt und gräbt getrost. — Ha, ha, nun klingt es hohl,
 Nun wird der rechte Fleck bald kommen:
 Hier liegt der Schatz, das dacht ich wohl.
 O seht, ein großer Topf von lauter Golde voll!
 O! wenn sie doch dasmal nicht redte,
 Und zu dem schweren Topf gleich einen Träger hätte?
 Ist denn ihr Geist nicht etwan auf dem Platz?
 Er kommt und hilft den Topf ihr aus der Erde nehmen.
 Ach! rief sie schnell, ich muß mich schämen,
 Sie zu bemühen — Weg war der Schatz!

Philinde.

Philinde blieb oft vor dem Spiegel stehn;
 Denn alles kann man fast den Schönen,
 Nur nicht den Trieb, sich selber gern zu sehn,
 Und zu bewundern, abgewöhnen.
 Dieß ist der Ton, aus dem die Männer schmähn;
 Doch, Mädchen, bleibet nur vor euren Spiegeln stehn!
 Ich laß es herzlich gern gesehn.
 Was wolltet ihr auch sonst wohl machen?
 Beständig tändeln, ewig lachen,
 Und stets nach den Verehrern sehn?
 Dieß wäre ja nicht auszustehn!

Genug, das schöne Kind, von der ich erst erzählte,
 Bespiegelte sich oft, und musterte das Haar,
 Und besserte, wo nicht das mindste fehle.

Ihr Bruder, der ein Autor war,
 Sah sie am Spiegel stehn und schmähte.
 „Habt Ihr Euch noch nicht satt gesehn?
 „Ich geb es zu, Ihr seyd sehr schön!
 „Doch sein Gesicht die ganze Zeit besehn,
 „Berräth ein gar zu eitles Wesen.“
 Herr Autor, sprach sie, der ihr seyd,
 Seht mit mir auf; denn sich gern selber lesen,
 Und gern im Spiegel sehn, ist beides Eitelkeit.

Alceſt.

Alceſt, den mancher Kummer brüdete,
 Der, weil er ſich nicht zu dem Laſter ſchickte,
 Noch ſich vor reichen Thoren bückte,
 Bey Fleiß und Kunſt ſich elend ſah,
 Stund neuſich traurig auf. Freund, geh' dir dieß nicht an,
 Daß viele Kluge darben müſſen,
 Bloß weil ſie mehr, als andre, wiſſen,
 Und zu Betrug und Liſt zu blind,
 Zu groß zu Pralerey und Wind,
 Nicht knechtiſch genug zu Schmeichlern ſind?

O Freund! bebaure doch Alceſten,
 Ihn, den izt ſchwere Sorgen preſſten;
 Ihn, der von einem Buch beſchämt zum andern ſchlich,
 Und doch dem Kummer nicht entwich;
 Ihn, der ſich laut durch manchen Troſtgrund lehrte,
 Und doch ſein Herz viel lauter ſeufzen hörte:
 Der herzhaft zu ſich ſelber ſprach:
 Gott lebt, Gott herrſcht, und hört dein Ach!
 Er hört, ſo groß er iſt, der jungen Raben Flehen;
 Drum iſt er nicht zu groß, auch dir mit bezuſtehen;
 Und der, indem er dieſes ſprach,
 Doch noch im Herzen rief: Wie wird dir's künſtig gehen?

Der beſte Troſtgrund blieb noch ſchwach;
 Denn welch bekümmert Herz beſiegt man gleich mit Gründen?
 Es fühlt der ſtarken Gründe Kraft,
 Und flieht zurück in ſeine Leidenschaft,
 Um jener Macht nicht zu empfinden.
 Alceſt beſchloß zu ſeinem Freund zu gehn,

Den er zween Tage nicht gesehn.

Er, sprach er, ist es werth, und fleng schon an zu gehn,
 Daß ich zu ihm mit meinem Kummer eile,
 Und meinen Kummer mit ihm theile;
 In Damons Arm, wenn Damon mit mir spricht,
 Wird die Geduld, die sonst so schwere Pflicht,
 Mir lange so beschwerlich nicht.

Er eilt mit sehnsuchtsvollem Herzen,
 Wie nach dem Arzt ein Siecher, der sonst schleicht,
 In Hoffnung schneller geht, und hoffend seine Schmerzen
 Nichts fühlt, noch merkt, wie sehr er leucht,
 Bis er des Arztes Haus erreicht.

In diesem brennenden Verlangen,
 Den treuen Damon zu empfangen,
 Tritt er ins Haus und eilt die Treppe schnell hinauf.
 Der Vorsaal wimmelte von Leuten:
 Alceß erschrickt. „Gott! was soll das bedeuten?“
 Er tritt herein; und seht, man bahrt den Damon auf!

Er kehrte von dem todtten Freunde,
 Nach einem letzten Kuß, zurück.
 Die Sorgen, seiner Ruhe Feinde,
 Entwichen in dem Augenblick.
 Was, sprach er, will ich mich denn quälen?
 Kann mich der Tod so bald entseelen,
 Was nützt mir alles Glück der Welt?
 Um froh zu sterben, will ich leben.
 Der Herr, der alles Fleisch erhält,
 Wird mir, so viel ich brauche, geben.
 Ihm werth zu seyn, der Tugend nachzustreben,
 Dieß sey mein Kummer auf der Welt!

Der wunderbare Traum.

Aus einem alten Fabelbuche,
 (Der Titelbogen fehlt daran,
 Sonst führt ichs meinen Lesern an;)
 Aus dem ich mich Rath's zu erholen suche,
 Wenn ich selbst nichts erfinden kann;
 Aus diesem alten deutschen Buche,
 Das mir schon manchen Dienst gethan,
 Will ich mir einen Traum erwählen.

Als ich einmal, so fängt mein Autor an,
 Nach seiner Weise zu erzählen;
 In einer Kirche saß: so fiel mir jähling ein;
 Wer mag von so viel tausend Seelen,
 Die diesen Ort zu ihrer Andacht wählen,
 Doch wohl die frömmste Seele seyn?
 In den Gedanken schlief ich ein,
 Und sah im Traum vor mir des Tempels Schutzgeist stehen:
 Du, sprach er, wünschest dir das frömmste Herz zu sehen?
 Und rührte mein Gesicht mit seiner Rechten an.
 Mir kam, so bald er dieß gethan,
 Ein sanfter kalter Schauer an,
 Und plötzlich sah ich mich in heiligem Glanze stehen.
 Gang an, sprach er, die Kirche durchzugehen:
 Der, den dein Glanz so rührt, daß er dich dreymal küßt,
 Der hat das frömmste Herz, das hier zu finden ist.

Ich gieng, um es recht bald zu wissen,
 In dem empfangnen Glanz, hart vor der Sacristey

Einmal, und noch einmal, vorbei,
 Weil mir es schien, als wollte man mich küssen.
 Ich wartete noch eine gute Frist,
 Und ward einmal, allein ganz kalt, geküßt.

Ich gieng darauf in die Kapellen,
 In denen ich die frömmsten Mienen fand,
 Und alles schien sich aufzuhellen.
 Man lächelte, man that galant,
 Und küßte mir zur Noth die Hand.

Drauf ließ ich mich auf einer höhern Bühne
 Gesichtern, voll von Ernst und tiefer Weisheit, sehn.
 Ich blieb ein feines Weibchen stehn:
 Sie sahn mich an, und machten eine Miene,
 Als ob sie sich an mir schon satt gesehn;
 Und ungeküßt mußt ich von dammen gehn.

Ich stellte mich nun vor die niedern Stände.
 Hier warfen mir viel weiße Hände
 Da einen Kuß, dort einen zu.
 Ich ließ mein Auge lange fragen:
 Ach, gutes Herz! wo wohnest du?
 Allein man wollt es nicht, mich zu umarmen, wagen.
 Und ich gieng ganz betrübt auf meinen Schutzgeist zu;
 Mein traurig Schicksal ihm zu klagen.
 Indem, daß ich noch durch die Halle schlich,
 Sah mich, in einem schlechten Kleide,
 Ein liebes Mädchen an, und seht! sie küßte mich
 Mit einer plötzlichen und unschuldsvollen Freude;
 Und eh ich noch von ihr den dritten Kuß erhielt:
 So fühlte ich schon die selgen Triebe.

Der Recllichkeit und Menschenliebe
 So stark in mir, als ich sie nie gefühlt.
 Ein Mädchen, rief ich aus, an das die Welt kaum dachte,
 Besitzt das beste Herz? Ich rief es, und erwachte.

Der Polyhistor.

An jenem Fluß, zu dem wir alle müssen,
 Es mag uns noch so sehr verdrießen,
 An jenem Fluß kam einst ein hochgelehrter Mann,
 Bestäubt von seinen Büchern, an,
 Und eilte zu des Charons Kahn.
 Willkommen! stieg der Fährmann an,
 Indem er sich aufs Ruder lehnte,
 Und bey dem Wort: Willkommen! herzlich gähnte.
 „Wer seyd Ihr denn, mein lieber Mann?“
 Ein Polyhistor, sprach der Schatten,
 Für den die Schulen Ehrfurcht hatten. —

Indem er noch vor Charons Kahn
 Von seinen Sprachen sprach, von nichts als Stilmpern redte,
 Und von Quartanten schrie, die er geschrieben hätte,
 Kam noch ein andrer Schatten an,
 Mit einer demuthsvollen Miene.
 „Und wer seyd Ihr, auch ein gelehrter Mann?“
 Ich zweifle sehr, sprach er, ob ich den Ruhm verdiene?
 Ich habe nichts, als mich studirt,
 Nichts, als mein Herz, das mich so oft verführt,
 Deß Tiefe sucht ich zu ergründen,

Um meine Ruh und andrer Ruh zu finden;
 Allein so viel ich immer nachgedacht,
 Und so bekannt ich mich mit der Vernunft gemacht;
 So hab ichs doch nicht weit gebracht,
 Wie mich viel Fehler überzeugen!

Der Polyhistor hört's und lacht,
 Und eilt, um in den Kahn zu allererst zu steigen.
 Zurück! rief Charon ziemlich hart,
 Ich muß zuerst den Klugen überfahren,
 Raum einer kömmt in hundert Jahren;
 Allein an Leuten eurer Art,
 Die stolze Polyhistor waren,
 Hab ich mich schon bald lahm gefahren.

Die Nachtigall und der Kukuk.

Die Nachtigall sang einst ihr göttliches Gedicht,
 Zu sehn, ob es die Menschen fühlten.
 Die Knaben, die im Thale spielten,
 Die spielten fort und hörten nicht.
 Indem ließ sich der Kukuk lustig hören,
 Und der erhielt ein freudig Ach!
 Die Knaben lachten laut, und machten ihm zu Ehren
 Das schöne Kukuk zehnmal nach.
 Hörst du? sprach er zu Philomelen,
 Den Herren fall ich recht ins Ohr.
 Ich denk, es wird mir nicht viel fehlen,
 Sie ziehn mein Lied dem deinen vor.

Drauf kam Damöt mit seiner Schöne.
 Der Kulul schrie sein Lieb: sie giengen stolz vorbey.
 Nun sang die Meisterinn der zauberischen Töne
 Vor dem Damöt und seiner Schöne
 In einer sanften Melodey.
 Sie fühlten die Gewalt der Lieder:
 Damöt steht still und Phyllis setzt sich nieder,
 Und hört ihr ehrerbietig zu.
 Ihr zärtlich Blut fängt an zu wallen;
 Ihr Auge läßt vergnüllte Zähren fallen.
 O! rief die Nachtigall, da, Schwäger, lerne du,
 Was man erhält, wenn man den Klugen singt.
 Der Ausbruch einer stummen Zähre
 Bringt Nachtigallen weit mehr Ehre,
 Als dir der laute Beyfall bringt.



D r i t t e s B u c h .

Der Informator.

Ein Bauer, der viel Geld und nur zween Söhne hatte,
Nahm einen Informator an.

Ich, sprach er, und mein Ehegatte,
Wir übergeben ihm, als einem wackern Mann,
Was uns am liebsten ist. Führt er sie treulich an;
Er siehts, es sind zwey muntre Knaben,
Und freylich wird er Mühe haben;
Allein ich will erkenntlich seyn.

Ich halte viel aufs Rechnen und aufs Schreiben:
Dieß laß er sie fein fleißig treiben,
Und präg er ihnen ja das Christenthum wohl ein.
Ich kanns ihm nicht so recht beschreiben;
Allein, er wird mich wohl verstehen.
Ich möchte sie gern klug und ehrlich sehn:
Dieß macht bey aller Welt gelitten,
Und ist vor Gott im Himmel schön;
Erfüll er also meine Bitten!

Hier geh ich ihm zwey Stübchen ein,
Und was er braucht, das soll zu seinen Diensten seyn.

Der Lehrer fand ein Herz bey seinen Bauernknaben,
 Als hundert Junker es nicht haben;
 Denn zeugt nicht manches schlechte Haus
 Oft Kinder mit den größten Gaben?
 Und bildete die Kunst den rohen Marmor aus,
 Was würden wir für große Männer haben!
 Wohl mancher, der im Krug so gern Mandate ließt,
 Trüg ihm verdient, als Staatsmann, seinen Orden;
 Wohl mancher, der bey einem Bauernzweist,
 Versehn mit Kühnheit und mit List,
 Aus Ehrgeiz gern der Führer ist,
 Wär einst ein größerer Held geworden,
 Als du, vornehmer Held, nicht bist!

Der junge Mann, geschickt im Unterrichten,
 Erfüllte reblich seine Pflichten:
 Und dieß gefiel dem Bauer sehr.
 Er hielt ihn ungemein in Ehren,
 Kam oft, den Kindern zuzuhören,
 Als obs die Pflicht der Väter wär.

Nun war ein Jahr vorbey. Herr, sprach der gute Bauer,
 Was soll für seine Mühe seyn?
 „Ich fordre dreyßig Thaler.“ Nein,
 Nein; fiel der Alte hitzig ein,
 Sein Informatordienst ist sauer.
 So kriegte ja der Großknecht, der mir pflegt,
 Beynah so viel, als der Gelehrte krieget,
 Der das besorgt, was mir am Herzen liegt.
 Die Kinder nützen ihn ja durch ihr ganzes Leben.
 Nein, lieber Herr, das geht nicht an,
 So wenig giebt kein reicher Mann.

Ich will ihm mehr, ich will ihm hundert Thaler geben,
 Und mich dazu von Herzen gern verstehen,
 Ihm jährlich diesen Lohn ansehnlich zu erhöhen.
 Gesezt, ich müßt ein Gut verpfänden;
 Auch das. Ist denn ein Bubenstück?
 Viel besser, ich verpfänds zu meiner Kinder Glüd,
 Als daß fies, reich und lasterhaft, verschwenden.

Hat dieß sich wirklich zugetragen?
 Ja, wirklich. Glaub es auf mein Wort.
 Ich wollte dir so gar den Ort,
 Wo dieser Bauer wohnt, und seinen Namen sagen;
 Allein dieß wär für ihn betrübt.
 Er würd nur Verdruß vom Edelmaune haben,
 Weil der für sein halb Duzend Knaben
 Mit vielem Stolz kaum dreyßig Gülden giebt.

Elmire und Selinde.

Mit ihren Kränzen in den Haaren,
 Erschienen einst vor Charons Rahn
 Zwo Jungfern in den besten Jahren,
 Und wollten eilends überfahren.
 Der Schiffer, sonst ein finst'rer Mann,
 Sah seine Schönen freundlich an:
 Ihr Kinder, kommt ihr gar zu Paaren?
 Was hat euch denn die Oberwelt gethan?
 Vor kurzem kam ein hübscher Jüngling an;

Du da in deinen schwarzen Haaren,
 War dieses etwa dein Galan?
 Ich mücht es bald aus deinen Augen lesen.
 Und du dort, lächelndes Gesicht,
 Nicht wahr, ihr seyd verliebt gewesen?
 Geseht mirs, eher fahr ich nicht.

Mein Herr, was thut er mit der Liebe?
 Fiel ihm Elmore hitzig ein.
 Kann man denn ohne diese Triebe
 Kein schön und glücklich Mädchen seyn?
 Was? Ich verliebt? Er irrt sich. Nein,
 Ich kann es ihm durch einen Eid versichern,
 Daß ich, bey meinem hohen Stand,
 Dank seys der Tugend und den Büchern!
 Die Liebe nicht gewünscht, noch weniger gekannt.
 Und kurz, was brauch ich mehr zu sagen,
 Da ich die Liebe stets verschmäht?
 Verschön er mich mit solchen Fragen,
 Wobon vielleicht Selinde mehr versteht.

Ich, sprach sie, wills aufrichtig sagen:
 Ich schäme mich der süßen Schwachheit nicht.
 Mein Schäfer war, wie man in unsrer Sprache spricht,
 Mein größter Wunsch, und ich sein Glück, und sein Gebicht.
 Ich gab ihm oft Gelegenheit zum Küßsen,
 Und that, als wollte michs verbriessen;
 Doch in der That verdroß michs nicht.
 Ich zürnte, wenn er zärtlich redte;
 Und hätte doch geweint, wenn er geschwiegen hätte.
 Ich schalt ihn, daß er mir von nichts als Liebe schrieb,
 Und meinen Reiz in Liebern übertrieb;

Im Herzen aber war mirs lieb.
 Ich ließ mich oft von ihm nachlässig überschleichen,
 Und floh geschwind, und ließ im Weichen
 Geschieht ihm Zeit, mich zu erreichen.
 So hab ich unschuldsvoll, bis mich der Tod ereilt,
 Ein zärtlich Herz mit ihm getheilt.

Gut, steng der Fährmann an, gleich wird sichs offenbaren,
 Wer unter euch den Kranz mit Ehren trägt.
 So bald ich meinen Kahn bewegt:
 So wird er der, die nicht mit Recht ihn trägt,
 Mit Ungestüm vom Kopfe fahren.
 Kommt, Kinder, kommt, damit wirs sehn!
 Den Augenblick riß ihn Elmire von den Haaren:
 Allein Selinde ließ ihn stehn.

Hanns Nord.

[Nach einer Nachricht, die vor einigen Jahren in den Zeitungen, von
 London aus, gemeldet worden.]

Ein Mann, der sich auf vielerley verstand,
 That durch den Druck in London kund,
 Daß er ein seltnes Kunststück wolgte,
 Und lud auf sein erbaut Gerüste,
 Den künftigen Tag, die Bürger ein;
 Rieß einen engen Krug und sich in Kupfer setzen;
 In diesen Krug, war sein Versprechen,
 Kriech ich, Hanns Nord, mit Kopf und Bein,
 Um zehn Uhr durch den Hals hinein.
 Der Preis für einen Platz soll nur acht Groschen seyn.

Nun gieng das Blatt durch alle Gassen.
 „In einen Krug? Was? rast der Mann?
 „Das soll er mir wohl bleiben lassen.
 „Mit einem Wort, es geht nicht an;
 „Der dümmste Kopf muß das verstehen:
 „Allein acht Groschen wag ich bran.
 „Komm, Bruder, komm, den Narren muß ich sehen!“
 Kurz, einer riß den andern fort.
 Dem Pöbel folgten schon Carossen um die Wette,
 Worinn der Kaufmann und der Lord
 Aus Gründen der Physik bewiesen, daß Hanns Nord
 Unmöglich Raum in einem Kruge hätte.
 Gesezt auch, wandte Lady ein,
 Gesezt, dies könnte möglich seyn:
 So wird doch stets der Kluge fragen:
 Wie kommt der Narr denn durch den Hals hinein? —
 Doch unser Kutscher schläft ganz ein,
 Fahrt zu, Johann! igt wird es neune schlagen.

Halb London saß nunmehr an dem bestimmten Ort,
 Und sah den Krug erstaunt auf dem Theater stehen.
 „Wird nicht das Werk bald vor sich gehen?“
 Man wartet, pocht und lärmt. Indessen schlich Hanns Nord
 Sich heimlich mit dem Gelbe fort.
 Wer war nunmehr der größte Thor zu nennen?
 Nord, ober eine halbe Stadt,
 Die sich, von Neugier blind, auf sein phantastisch Blatt,
 Vor seine Bühne drängen können?

Du lachst; doch weist du auch, daß du durch größere List
 So leicht, wohl leichter noch, zu hintergehen bist?

Was braucht wohl ein Hanns Nork, versehen zum Bücher-schmieren,
 Was braucht er, um dich zu verführen?
 Ein wunderbares Titelblatt,
 Das den Betrug schon bey sich hat.
 Er will die ganze Welt durch Goldtinctur curiren;
 Durch einen Schluß dich klug und glücklich demonstriren;
 Sein grünblisch Wörterbuch erspart dir das Studiren;
 Er lernt ohn Umgang dich die Kunst zu converstren;
 Er lehrt dich, ohne Müß sinnreich poetisiren;
 Dich ohne Kosten Wirthschaft führen;
 Und glücklich läßt du dich das Wunderbare rühren,
 Erstaunst und eilst, und lauffst und ließt,
 Was denn? daß du betrogen bist.

Der alte Dichter und der junge Criticus.

Ein Jüngling tritt mit einem Alten
 Sehr lebhaft über ein Gedicht.
 Der Alte hielts für schön; der Jüngling aber nicht,
 Und hatte Recht, es nicht für schön zu halten.
 Er wies dem Alten, Schritt für Schritt,
 Hier halb das Mathe, dort das Leere,
 Und dachte nicht, daß der, mit dem er tritt,
 Der Autor des Gedichtes wäre.
 Gellert I.

Wie, sprach der Alte, ganz erhist,
 Sie tadeln Ausdruck und Gedanken?
 Mein Herr, Sie sind zu jung, mit einem Mann zu zanken,
 Den Fleiß, Geschmack und Alter schilt.
 Da man Sie noch im Arm getragen,
 Hab ich der Kunst schon nachgedacht.
 Und kurz: was würden Sie wohl sagen,
 Wenn ich die Verse selbst gemacht?

Ich, sprach er, würde, weil Sie fragen,
 Ich würde ganz gelassen sagen,
 Daß man, Geschmack und Dichtkunst zu entweihn,
 Oft nichts mehr braucht, als alt und stolz zu seyn.

Alce st.

[S. *Elite de bons mots*, T. II. p. 47.]

Durch Unglück mehr, als durch Versehen,
 Verlor Alce st im Handel sein Vermögen.
 Er saß bereits der Schulden wegen.
 Kein Freund erschien, ihm beizustehn,
 So viel in London ihrer waren.
 Sein Sohn allein, noch in des Jünglings Jahren,
 Wagts, seine Freyheit zu erslehn.
 Er wagt sich zärtlich vor Valeren,
 Der dem Alce st das meiste Geld geliehn,
 Und bittet mit den treuesten Zähren,

Die schamhaft von den Wangen fliehn,
Dem Vater doch das Glück der Freyheit zu gewähren.

Nein, spricht Valer, mit meinem Willen nicht.
Soll mich ein jeder Bösewicht
Um so viel tausend Pfund betrügen?
Bezahlet mich dein Vater nicht:
So soll er nie die Freyheit wieder kriegen.

Bestürmt von Schaam, von Zärtlichkeit und Pflicht,
Wirft sich der Sohn zu seinen Füßen.
O! Gott, was hab ich hören müssen!
Schmäht meinen armen Vater nicht.
Unglücklich ist er nur; allein kein Bösewicht,
Laßt mich an seiner Statt verschließen:
Ich weiche nicht von euren Füßen,
Als bis ich diesen Wunsch erreicht!

Valer bewunderte des Jünglings edle Triebe,
Empfand die Macht des Mitleids und der Liebe,
Und ward mit einemmal erweicht.
Er hob ihn auf mit zitterndem Erbarmen.
Ich, sprach er, habe dich durch meine Streng entehrt;
Laß zur Versöhnung dich umarmen,
Dein Herz ist deiner Bitte werth.
Dem Vater soll des Sohnes wegen
Die ganze Schuld erlassen seyn;
Alein wer wird das andre Geld erlegen,
Um deinen Vater zu befreien?
Der Jüngling weint.

Hör an, ich habe viel Vermögen,
Und eine Tochter nur, die lieb ich ungemein,

Ihr Herz ist deiner werth; willst du mein Eydam seyn?
So habe sie und meinen ganzen Segen.

Die Schöne reicht die Hand dem edlen Jüngling dar;
Und o! wie glücklich ward dieß Paar!
Izt aber giengen sie, der Jüngling und die Schöne,
Aus der Gefangenschaft den Vater zu befreyn.
Erst tritt der Sohn und nun tritt sie herein.
Welch freudig Schrecken nimmt mich ein!
Ich sehe sie — doch diese Scene
Will nur gefühlt, und nicht beschrieben seyn.

Der gehoffte Ruhm.

[S. die Rede des Cicero für den Plancius.]

Voll von sich selbst und von der That,
Die er vollführt, gieng Tullius entzückt
Izt aus Sicilien, wohin ihn der Senat
Vor einem Jahr als Quästor abgeschicket;
Er gieng zurück nach Rom, und theilte zum voraus,
Im Namen Roms, sich die Belohnung aus.
Wer ist wohl iht des Volks Verlangen?
Wen, dacht er, nennt man iht, als mich?
Wen wird man jauchzender empfangen,
Als dich, o Tullius, als dich?
Das ist er, ruft man dir entgegen,
Der aus Sicilien der Theurung abgewehrt!

Der uns mit einem reichen Segen
 Von Korn ein ganzes Jahr ernährt! —
 In diesen schmeichelnden Gedanken
 Stieg bei Puteoli der Quästor an das Land,
 Wo er ganz unverhofft vornehme Römer fand,
 Die damals gleich den Brunnen tranken.

Schnell ließ er sich vor seinen Gönnern setzen,
 Und suchte schon sein Lob in ihren Mienen.
 Ist das nicht Cicero? rief einer unter ihnen,
 Ja, ja, er ist; o das ist schön!
 Wie lange haben wir schon nichts von Rom vernommen!
 Wie stehts in Rom? Wenn reisten Sie von da?
 Wie! rief er ganz erzürnt, wie könnt ich daher kommen!
 Ich komm aus der Provinz — Vielleicht aus Afrika?
 Versetzt ein andrer hurtig wieder.
 Hier zitterten dem Quästor alle Glieder.
 „Nein, aus Sicilien komm ich als Quästor wieder.“
 Ja, fuhr nunmehr ein dritter fort,
 Er kommt daher. Verlaßt Euch auf mein Wort!
 Mit diesem Ruhm schlich Tullius sich fort.

Du, der du denkst, daß alle von dir wissen,
 Von dir ißt alle reden müssen,
 Und dich im Herzen stolz erhebt;
 Von Tausenden, die dich nach deiner Meinung kennen,
 Und dich und deine Thaten nennen,
 Weis oft kaum einer, daß du lebst.

Der Freundschaftsdienst.

Noch unbekannt und ungepriesen
Lebt hier und dort ein Jonathan,
Der größte Treu dem Freund erwiesen,
Als man von Brüdern hoffen kann.

Ihn zu besingen, wähl ich einen;
Und von der Nachwelt hochgeschätzt
Leb Amarynt, und habe keinen,
Den man ihm an die Seite setzt!

Spricht einst in den noch fernen Jahren
Ein Redner von der Freunde Pflicht:
So denk er sein, und ganzen Schaaren
Loß er die Thränen ins Gesicht.

Zu ihm, dem treuesten Freund auf Erden,
Kam einst Philint, sein ander Ich.
Freund, sprach er, hilf mir glücklich werden,
Ich weis ein liebes Weib für mich.

Sie hat, was vielen Schönen fehlet,
Sie hat Verstand, und Reiz, und Gluck.
Ihr Herz, von Redlichkeit beseelt,
Gefällt und spricht in jedem Blick.

Ach Amarynt! du kannst mir dienen,
Du bist ein angesehner Mann.
Verreis und halt um Wilhelmnen
Für mich bey ihren Aeltern an.

Ich weis, daß dich Geschäfte halten;
Doch — Schweig! stiel Amarynt ihm ein.
Geschäfte kann ich stets verwalten;
Allein nicht stets dir nützlich seyn.

Ich reise gleich, um dir zu dienen.
 Er thats, eh noch der Tag verstrich.
 Er reiste, sahe Wilhelminen,
 Und nahm die Schöne selbst für sich.

Der großmüthige Räuber.

Auf offnem Weg hielt einen Wandersmann
 Ein Räuber, nah um London, an.
 Ach! sprach der arme Wandersmann,
 Ich bitt euch, laßt mir nur das Leben.
 Ich hab euch ja kein Leids gethan,
 Und wollt euch gern, was ihr verlangtet, geben;
 Doch heute hab ich nichts bey mir.
 Ich geh' ißt nach der Stadt, um da zehn Pfund zu heben;
 Und morgen bin ich wieder hier
 Und theile sie mit euch; so wahr Gott über mir!

Gut, sieng er an, du hast geschworen:
 Ich glaube dir's. Geh fort! Ich wünsche dir viel Glück.
 Im kurzen kam der Wandersmann zurück.
 Ach! sprach er mit erfreutem Blick,
 Seht, was ich Aermster fand! ihr habts doch wohl verloren,
 Zehn Pfund, und mehr noch — welch ein Glück!
 Und diese bring ich euch zurück;
 Erlaßt mir das, was ich beschworen.

Nein, hub der Mäuer an, ich habe nichts verloren.
Behaltet euer Geld, weil ihr so ehrlich seyd.

So fühlt oft selbst ein Schelm den Werth der Hebllichkeit.

Dorant.

Erschrocken kam Frontin zu seinem Freund Dorant.
„Ach, liebster Freund, ist dir denn nicht bekannt?
„Ich kann vor Zorn kein Ulied mehr rühren!
„Bedenke die verfluchte List,
„Man strebt nach dem, was dir am liebsten ist:
„Man will dir deine Frau entführen.
„In dieser Nacht noch solls geschehn.
„Unglücklicher! was willst du machen?
„Laß doch geschwind das Haus bewachen.
„Mein Blut soll dir zu Diensten stehn,
„Und ich will augenblicklich gehn,
„Den Garten und den Hof verschließen.“

Nein, schrie Dorant, willst du mich glücklich wissen:
So laß die Thüren offen stehn!

Ihr Weiber, dieses klingt nicht schön!
Ist's möglich, seyd ihr an den Plagen
Liebloser Ehen wirklich Schuld?
Ja, nach der Männer ihren Klagen,
Sind wir durch widriges Betragen
An aller Quaal der Ehen Schuld;

Doch wenn, halb nach den Hochzeittagen,
 Die Männer uns gebietriſch plagen,
 Die uns vergöttern, wenn ſie freyn,
 Wie können wir da lange zärtlich ſeyn?
 Ihr Männer, dieſes klingt nicht ſein!

Der Arme und das Glück.

Ein armer Mann, verſehn zum Graben,
 Wollt iſt ein beſſer Schickſal haben,
 Und rief das Glück um Beyſtand an.
 Das Glück erhörte ſein Verlangen.
 Er fand, indem er grub, zwo ſtarke goldne Stangen;
 Allein der ungeſchickte Mann
 Sah ſie ſir altes Meſſing an,
 Und gab ſir wenig Geld den Reichthum aus den Händen,
 Fuhr fort, und bat das Glück, doch mehr ihm zuzuwenden.

O Thor! rief ihm die Gottheit zu,
 Was quälſt du mich, dich zu beglücken?
 Wer wäre glücklicher, als du,
 Wenn du gewußt, dich in dein Glück zu ſchicken?

Du wiünſcheſt dir mit Angſt ein Glück,
 Und klagſt, daß dir noch keins erſchienen.
 Klag nicht, es kommt gewiß ein günſtger Augenblick:
 Allein bitt um Verſtand, dich ſeiner zu bedienen;
 Denn dieſes iſt das größte Glück.

Der Schwäger.

Die größte Plage kluger Ohren,
 Ein Ausbund von berebten Thoren,
 Ein unentziehlich Ungemach,
 Ein Schwäger, der zu allen Zeiten
 Mit rednerischem O! und Ach!
 Von den geringsten Kleinigkeiten,
 Von Zeitungsangelegenheiten,
 Und, was noch schlimmer war, meist von sich selber sprach;
 Und, daß es ihm ja nicht am Stoffe fehlte,
 Was er vorher erzählt, gleich noch einmal erzählte;
 Ein so berebter Herr sah einen wackern Mann,
 Der denkend schwieg, verächtlich an.
 Der Herr, zischt er dem Nachbar in die Ohren,
 Hat wohl das Neben gar verschworen;
 Ich wett, er ist ein Narr, und weiß nicht, was er will.
 Das dünkt ich nicht, zischt er ihm wieder in die Ohren,
 Ein Narr, mein Herr, schweigt niemals still.

Der ungerathne Sohn.

Ein Vater war, wie viele Väter,
 Mit einem wilden Sohn geplagt.
 Nichts Thörichtes, nichts Kühnes ward gewagt,
 Johann, sein Sohn, war allemal der Thäter.
 Der Vater, der kein Mittel sah,
 Bey Ehren in der Stadt zu bleiben,
 Schickt ihn, um ihm den Ritzel zu vertreiben,

Zwey Jahre nach Amerika;
So sauer auch die liebe Mutter sah.

Allein was halfs? Johann kam wieder,
Und wer war ärger, als Johann?
Der Vater und des Vaters Brüder,
Beschlossen endlich, Mann für Mann,
Daß, weil er nicht gehorchen wollte,
Johann der Trommel folgen sollte.
Der ausgelassne Sohn ward also ein Soldat,
Und dieß war auch der beste Rath;
Denn was nun auch die Leute sagen,
Die diesem Stand nicht günstig sind:
So ward doch mancher Mutter Kind
Von einem Herrn oft klug geschlagen,
Der, trotz der Schärpe, die er trug,
Nicht weiser war, als der, den er vernünftigt schlug.

Doch diese Zucht ward auch vergebens unternommen.
Johann blieb wild und ungestüm.
Der Hauptmann ließ den Vater kommen:
„Nehmt Euern Sohn zurück, ich ziehe nichts aus ihm.“
Der Vater muß ihn wieder nehmen.
Nun wird er wohl den Wilbfang niemals zähmen.
Doch nein, ein Mittel half geschwind,
Und eh vier Wochen noch vergiengen,
War sein Johann fromm, wie ein Kind.
Wie? ließ er ihn ins Zuchthaus bringen?
Ich dachte gar. Warum nicht lieber auf den Bau?
Er wußt ihn besser zu bezwingen,
Er gab ihm eine böse Frau.

Die beiden Schwarzen.

[E. den Spectator Vol. III. n. 215.]

Zween Schwarze lebten einst, verbannt zur Sklaverey,
Dem stolzen Spanier und ihrem Schicksal treu.
Sie waren beide jung, und bey dem Freundschaftstriebe
Empfanden sie zugleich die Stärke gleicher Liebe.
Das schönste schwarze Kind, das noch ihr Vaterland
Nie reizenber gesehen, war beider Gegenstand.
Als Sklavinn lebte sie bey einem Herrn mit ihnen;
Und jeder wünscht allein ihr Herz sich zu verdienen,
Und trug in jedem Blick ihr seins beschreiben an.

Ich lieb Euch, sprach sie oft, und einer sey mein Mann;
Allein, ich wähle nicht, um keinen zu betrüben:
Vergleicht euch, und alsdann will ich nur einen lieben.
Ein trauriger Vergleich, für beide stets zu schwer!
Denn jeder liebte sich bey diesem Blick zu sehr,
Als daß er eine Braut, die sich ihm schenken wollte,
Und die er schon gehofft, dem andern lassen sollte:
Dieß kann er nicht. Allein bey aller Zärtlichkeit,
Besatz ein jeder auch zu viel Rechtschaffenheit,
Als daß, so lang ihn nicht sein Freund selbst überredte,
Er ihn getränkt, und sie dem Freund entzogen hätte.

So blieb in langer Zeit, des Ausgangs ungewiß,
Zum Unglück jeglicher des andern Hinderniß,
Und still ertrugen sie die Quaal feindselger Triebe,
Die Quaal der Eifersucht, der Neidlichkeit und Liebe,
Und sahn sich oft, wenn sie beschämt einander sahn,
Mit Thränen, die das Haus selbst weinend machten, an;

Mit Thränen, wie sie da zweien Brüder treu vergießen,
Die sich im Unglück sehn und keine Rettung wissen.

Nach oft gefühlter Pein, und unentschiednem Streit
Der freundschaftlichen Treu und gleicher Härlichkeit,
Und als sie einst mit ihr betrübt im Grilnen sitzen,
Wird ihre Liebe Wuth. Zu schwach, sich zu beschützen,
Bewilligen sie schnell den schrecklichsten Verlust,
Und jeder stößt den Dolch in der Geliebten Brust.
Ein Sklave sah von fern die schreckensvolle Scene.
Er kam. Hier lagen sie, umarmten ihre Schöne,
Beweinten ihren Tod, sahn sich noch einmal an,
Und thaten schnell an sich, was sie an ihr gethan.

Von mancher That, die die Natur entehrte,
War oft der Grund ein edler Trieb,
Der in ein Laster sich verkehrte,
Blos, weil er ungebildet blieb.

Der fromme General.

Ein Spötter der Religion
Und auch ein großer Prinz; denn trägt nicht mancher Thron
Noch Spötter der Religion?
Sprach einst mit einem tapfern Greise
Und ihrem großen Freund, nach klüner Spötter Weise,

Von ihr in einem Ton, aus dem ein Stolzger lacht,
Der kein Gesetz erkennt, als das er selbst gemacht.

Prinz, sprach der General, Sie tranken meinen Glauben,
Und wollen mir, mir altem Mann,
Des Lebens Trost, den Trost im Tode rauben!
Was hab ich Ihnen denn gethan?
Nichts, rief der Fürst, Ihr seyd ein tapfrer Mann,
Ihr seyd mein bester Unterthan,
Bis auf den frommen Aberglauben:
Nur den verlaßt! „Nein, den verlaß ich nicht.“
Auch da nicht, wenn ichs Euch befehle?
„Nein, dieß ist wider Ihre Pflicht.
„Gott ist nur Herr von meiner Seele,
„Und alle Fürsten sind es nicht.“
Wie aber, wenn ich Herr von Eurem Leben wäre?
Dieß sind Sie, sprach der Greis; ich hab es unverzagt,
In mehr als einer Schlacht, für Sie, mein Fürst, gewagt;
Und iht wag ichs zu Gottes Ehre.

Thor! rief der Prinz, wie wenn nun keiner wäre?
Wie, wenn ich dich, daß keiner ist, belehre?
„So hätt ich Lust, ein Bösewicht zu seyn,
„Und würde, wär kein Gott, auch keinen König scheun;
„Und meiner würden in dem Heere
„Gewiß noch viele tausend seyn.
„Dieß, Prinz, dieß fließt aus Ihrer Lehre!“

Rhynsolt und Lucia.

[S. den Spectator, Vol. VII. n. 491.]

Umsonst wandt Rhynsolt alles an,
 Ein reizend Weib, getreu dem Mann,
 Ein edles Herz zur Wollust zu verführen.
 Ihm öffnete sein hoher Stand ihr Haus;
 Allein sie wich des Fürsten Liebling aus,
 Und ließ ihn die Verachtung spüren,
 Die der, wärs auch ein Prinz, verdient,
 Der sich, die Tugend zu verführen,
 Aus Niederträchtigkeit erkühnt.

Was kann das Laster nicht erzwingen,
 Wenn es die Hoheit unterstülzt!
 Sollt es der Brunst, die Rhynsolds Herz erhitzt,
 Durch Unrecht nicht, nicht durch Gewalt gelingen?
 Gerichtlich zieht er bald des Weibes Ehmann ein,
 Und eilet, ihm das Leben abzuspochen.
 Allein, was ist denn sein Verbrechen?
 Ist's mehr noch, als der Mann der schönsten Frau zu seyn,
 Die von der Pflicht nicht weicht, den Mann allein zu lieben?
 Ja, Rhynsolt zeigt, wer Dan velt sey,
 Er überführet ihn der Landsverrätherey
 Durch Briefe, die er nie geschrieben.
 Und morgen eilt sein Todestag herbey.

Sein Weib wirft sich zu Rhynsolds Füßen,
 Und klagt und fleht verzweiflungsvoll.
 Doch auch das Auge selbst, aus dem igt Thränen schießen,
 Das Ach! das ihn mitleidig machen soll;

Ein Blick, beseelt von Wehmuth und von Treue,
 Und Hände, die gerungen sehn,
 Erhitzen nur des Richters Blut aufs neue.
 Nie sah er Lucien so schön.
 Er klagt ihr sein unkeusches Feuer. —
 Verschämte Muse, sag's nicht nach,
 Was ein erhabnes Ungeheuer
 Zu einem frommen Weibe sprach!

Um sie durch ihren Mann zu rühren,
 Läßt er sie selbst in seinen Kerker führen,
 Und läßt sie da mit ihm allein.
 Sie kämpfen mit dem größten Leiden,
 Lieb und Verzweiflung spricht aus Beiden.
 „O Danvelt! soll ich dich vom Tode nicht befreien?
 „Man eilt, dich schrecklich hingerichten.
 „Bergeß ich nicht noch heute meiner Pflichten:
 „So wirst du morgen nicht mehr seyn.
 „Willst du die Schande mir verzeihn:
 „Nun so gebeut!“ — Sie zittert, mehr zu sagen,
 Und drückt ihn starr an ihre Brust.
 Er klagt, und weint in ihre Klagen:
 Ihn schreckt ein doppelter Verlust.
 „Soll ich den Tod, den peinlichsten erdulden?
 „Ach! liebstes Weib, ich bin zu schwach!
 „Befreyst du mich durch deine Schmach:
 „So sind es zwar nicht deiner Tugend Schulden;
 „Und doch — O Gott! was soll ich nun erdulden?“

Der Morgen kommt; und Lucia,
 Die Danvelts Tod vor Augen sah,
 Ergiebt sich thranend dem Barbaren.

Er stillt die Brunst und bittet ungescheut,
 Mit einer gleichen Gültigkeit
 Auch gegen ihn in Zukunft fortzufahren.
 Izt aber, fängt er lächelnd an,
 Izt kannst du deinen lieben Mann,
 Nach deinem Wunsch, aus seinem Kerker holen;
 Doch daß er mir nicht künftig schaden kann:
 So hab ich das zugleich gethan,
 Was Lieb und Klugheit mir befohlen.
 Ich weiß, du zürnst deswegen nicht.

Sie flieht, mit Schaam und mit verletzter Pflicht,
 Des Mannes Kerker aufzuschließen.
 Doch Himmel! ohne Haupt lag er zu ihren Füßen.

Sie steht erstarrt; kein Ach! erschallt,
 Man sieht auch keine Thräne rinnen.
 Des Schmerzens tödtliche Gewalt
 Heißt sie allein auf Rache sinnen.
 Sie sucht den Hof, wo Carl, ihr Fürst, regiert,
 Und hat das Glück, den Fürsten zu erreichen.
 Wenn dich, ruft sie, die Schmach der Tugend rührt:
 So laß, o Carl, dich izt mein Flehn erweichen!
 Es ist zu spät, mein Schutz zu seyn.
 Du kannst nichts thun, als mich Elende rächen.
 Denn Mhynsolt — Strafe sein Verbrechen;
 Ich schäme mich, es auszusprechen.
 Lies diese Schrift und fühle meine Pein!

Carl liest, und eine fromme Zähre
 Fließt von des Helden Angesicht,
 Der Tugend und auch ihm zur Ehre.
 Gellert I.

Ihr Fürsten, welch ein Lobgebieth!
 Carl liebt, und eine fromme Bähr
 Fließt von des Helben Angesicht.

Doch ist's genug, das Laster zu beweinen?
 Ein Tag wird angelegt; der Liebling muß erscheinen,
 Und gleich nach ihm tritt Lucia herein.
 Kennst du dieß Weib? spricht Carl. Ein plötzliches Erschrecken
 Berräth den Bösewicht; er räumt das Laster ein;
 Und ihre Schande zu bedecken,
 Will er mit ihr vermählet seyn.
 Der Fürst läßt gleich den Bischoff kommen
 Und wohnt der Trauung selber bey.
 Du, spricht er, hast sie zwar aus Furcht vor mir genommen;
 Doch dieß beweist nicht deine Eren;
 Sie zur Vergebung zu betregen,
 Verschreib ihr alle dein Vermögen.
 Er thut's. Sieh, Lucia, steng drauf der Herzog an,
 Du bist durch mich gerächt; allein aus gleichen Pflichten,
 Räch ich nunmehr auch deinen Mann.
 Und er gebot, den Liebling hinzurichten.

Der Schäfer und die Sirene*).

Ein Schäfer aus der goldnen Zeit,
 In seinem stillen Hirtenstande

*) Ich habe mich über diese und die folgenden Fabeln und Erzählungen in der Vorrede, die ich ehemals der Sammlung meiner

Ganz Ruhe, ganz Zufriedenheit,
 Trieb öfters an des Meeres Strande,
 Und was er sang, war Frölichkeit.
 Ihn rührten keine Schäferinnen.
 Gefiel ihm Daphne ja zuweilen bey dem Spiel:
 So konnte sie doch nichts gewinnen,
 Als daß sie süchtig ihm gefiel.
 Ein feltner Fall, daß ohne Schöne
 Ein junger Schäfer glücklich war!
 Doch seinem Herzen droht Gefahr.
 Welch eine reizende Sirene
 Schwimmt dort! Raum wird er sie gewahr:
 So süßt sein Herz Lieb und Gefahr.
 Er steht, und will nicht stehen bleiben,

vermischten Schriften vorgelegt, also erklärt: „Ich erfülle hier-
 „mit das Versprechen, das ich unlängst öffentlich, (in dem
 „123sten Stücke des Hamburgischen Correspondenten, vom
 „Jahre 1756.) obgleich gezwungen, gethan habe, und liefere meinen
 „Lesern den größten Theil der Fabeln und Erzählungen aus den
 „Belustigungen, verbessert, und an vielen Orten geändert.
 „Vielleicht ist diese Arbeit eine der undankbarsten, die ich jemals
 „unternommen habe; so wie sie mir eine der unangenehmsten ge-
 „wesen ist. Gesezt, es wäre mir geglückt, diese meine ersten Ver-
 „suche von den meisten Fehlern zu reinigen: so ist doch die Abwe-
 „senheit der Fehler in den Werken des Geschmacks mehr eine Noth-
 „wendigkeit als Verdienst. Man kann einer Poesie durch Ver-
 „besserungen kleine Schönheiten geben; das ist gewiß. Aber die
 „Hauptschönheit, die in der ganzen Anlage, in der ungezwungenen
 „Einrichtung, in der Farbe der Schreibart selbst besteht; wie kann
 „diese einem Werke ertheilet werden, wenn sie nicht in seiner Ge-
 „burt mit ihm erzeugt wird, wenn sie nicht, wie die Seele, mit
 „ihrem Körper zugleich da ist? Dadurch, daß man dem Ge-
 „sichte die Flecken entzieht, wird die Miene noch nicht ein-
 „nehmend.“

Erstaunt, blickt auf die Sängerin,
Will abwärts mit der Heerde treiben,
Und treibt nur mehr ans Ufer hin.

Nun irrt allein, ihr guten Heerden!
Der Schäfer hat für euch izt keine Zeit.
Er klagt durch Fieber und Geberden
Der Schönen seine Zärtlichkeit;
Verspricht ihr alle seine Heerden
Und alles Glück der goldnen Zeit.
Sie, wohl in ihrer Kunst erfahren,
Hört nichts von dem, was er verspricht,
Scherzt mit der See, putzt an den Haaren,
Als sähe sie den Schäfer nicht,
Und nöthigt ihn durch schlaue Blicke,
Den Antrag ihr noch oft zu thun.
Ich, singt sie, bin nicht mein. Neptun bestimmt mein Glück;
Und wenn ich dich nicht flüchtig nur entzücke:
So geh und bitte den Neptun.
Er bat. Nein, sprach der Gott der Meere,
Wenn ich die Bitte dir gewähre,
Gewähr ich dir dein Unglück nur.
Der Schäfer schleicht betäubt nach seiner Hütte;
Nun lacht ihm weiter keine Flur.
So oft Neptun am Strande fuhr,
So wiederholt er seine Bitte.
„Neptun! So soll das Meer die trefflichste Gestalt,
„Die mich entzückt, in seinen Schoos begraben?“
Nein, rief der Gott, du sollst sie haben;
Denn du verlangst sie mit Gewalt.

Wie hurtig schwamm nunmehr die Schöne
Dem Ufer zu! Wie schön sang sie, wie zauberisch!

Er reicht ihr seine Hand. „Komm, göttliche Sirene!“ —
 Doch welch Entsetzen! Seine Schöne,
 Sein Liebling, war halb Mensch, halb Fisch.
 Mit Zittern floh Damois vom Meere,
 Und gab nachher der Flur sehr oft die Lehre,
 Daß unser liebster Wunsch oft große Thorheit wäre.

Die Bienen.

In einem Bienenstock entspann sich einst ein Streit
 Der bürgerlichen Eitelkeit;
 Mit einem Wort, ein Streit der Ehre,
 Wer edler und unedler wäre.
 O! rief die flachlichte Parthey,
 Was braucht man lange noch zu fragen,
 Wer besser oder schlechter sey?
 Wir, die wir in den warmen Tagen
 Die Höschen in die Zellen tragen,
 Und stets mit Kunst beschäftigt sind,
 Daß unser Roß von Honig rinnt;
 Wer sieht es nicht, daß wir die Bessern sind?
 Was braucht man also noch zu fragen?

So? fielen hier die andern ein,
 Wo wird denn euer Honig seyn,
 Wofern wir nicht das Wasser künstlich tragen?
 Daß euer Stachel uns gebricht,
 Dieß schadet unserm Werthe nicht.
 Genug, daß wir das Amt getreu verwalten,

Wozu der Staat uns für geschickt gehalten.
 So niedrig unsre Pflicht euch scheint,
 So soll euch doch der Ausgang lehren,
 Daß wir mit euch zugleich vereint
 Zur ganzen Republik gehören.
 Sie trugen drauf kein Wasser mehr.
 Nun mußten die, die Honig machten,
 Fliehn, oder in der Brut verschmachten,
 Und viele Zellen wurden leer.

Der Weiser rief darauf den Rest der Unterthanen,
 Um sie zur Eintracht zu ermahnen.
 Der Unterschied in eurer Pflicht
 Erzeugt, sprach er, den Vorzug nicht.
 Nur die dem Staat am treuesten dienen,
 Dieß sind allein die bessern Bienen.

Der Held und der Reutknecht.

Ein Held, der sich durch manche Schlacht,
 Durch manch verheertes Land des Lorbeers werth gemacht,
 Floh einstens, nach verlornen Schlacht,
 Verwundet in den Wald, den Feinden zu entkommen,
 Traf einen Eremiten an,
 Und ward von diesem frommen Mann,
 Nebst seinem Reutknecht, aufgenommen;
 Doch beider Tod war nah.

Ach! steng der Reutknecht an,
 Werd ich denn auch in Himmel kommen?
 Ich habe leider nichts gethan,
 Als meines Herrn sein Vieh getreu in Acht genommen.
 Ich armer und unwürdger Mann!
 Allein mein Herr, der muß in Himmel kommen;
 Denn er, ach er hat viel gethan!
 Er hat drey Könige bekrieger,
 In sieben Schlachten stets gesieget,
 Und Sachen ausgeführt, die man kaum glauben kann.

Der Eremit sah drauf den Selben kläglich an.
 „Warum habt Ihr denn alles dieß gethan?“
 Warum? Zu meines Namens Ehren,
 Um meine Länder zu vermehren,
 Um, was ich bin, ein Held zu seyn.
 O! fiel der Eremit ihm ein,
 Deswegen mußtet Ihr so vieles Blut vergießen?
 Ich bitt Euch, laßt Euch nicht verbrießen,
 Ich sag es Euch auf mein Gewissen,
 Der Reutknecht, als ein schlechter Mann,
 Hat wirklich mehr, als Ihr, gethan.

Die Lerche und die Nachtigall.

Oft ließ, der Kunst und seinem Wirth zu Ehren,
 Sich der Canarievogel hören,
 Und freute sich, wenn durch ihr schmetternd Vief
 Die Lerche minder Kunst verrieth.

O, sprach sie, wenn ich doch ein Lieb
 Gleich seinen hohen Liebern fänge!
 Und sang, indem sie dieses sprach,
 Dem Nachbar eifersüchtig nach,
 Verliebte sich in seine fremden Gänge,
 Und quälte sich, den angebohrnen Ton
 Durch den erlernten zu verdringen,
 Und trug, nach vieler Müh, zuletzt das Glück davon,
 Canarisch fehlerhaft zu singen.

O! sprach die Nachtigall, die lang ihr zugehört,
 Wie sinnreich bist du nicht, mein Ohr und deins zu quälen!
 Dich hatte die Natur vortrefflich seyn gelehrt,
 Und sieh, nun lehrt der Zwang dich fehlen.

Elpin schreibt niedrig und schreibt schön;
 Cleanth schreibt hoch. Elpin wünscht ihm zu gleichen.
 Wie theuer kömmt es ihm zu stehn!
 Er sucht Cleanthen zu erreichen,
 Und äfft ihn nach, und muß ihm weichen,
 Und schreibt und denkt für keinen Menschen schön.

Der Knabe und die Mücken.

Mein Vater geht ins Holz, wie ich gemerket habe,
 So sagte Fritz, ein kleiner muntre Knabe,
 Und hilft, indem er dieses sprach,
 Von seinem Jugendglück gerühret,

Von seinem Phylax angeführet,
 Dem Vater schon von weitem nach.
 Raum trat er in den Busch, als ihn hier eine Mücke,
 Dort wieder eine Mücke stach.
 Er schalt, und lief ein gutes Stückerl,
 Dem bösen Schwarme zu entfliehn;
 Allein je mehr er lief, je mehr verfolgt er ihn.
 Gut, sprach er, steht nur immer still,
 Ich will es nicht umsonst bethuern,
 Ihr findet hier heut euer Grab.
 Erbittert bricht er Ruthen ab,
 Und kämpft mit seinen Ungeheuern;
 Allein sie fanden nicht ihr Grab;
 Und stachen sie zuvor aus bloßer Lust zu stechen,
 So stachen sie nunmehr, um sich zu rächen.

Verwundet im Gesicht, auf beiden Händen roth,
 Eilt Fritz dem Vater zu, und klagt ihm seine Noth.
 „O sehn Sie nur, das nenn ich stechen!
 „Ich hab's bald so, bald so versucht.
 „Ich lief, ich schlug; und doch half weder Schlag noch Flucht.“
 Fritz, hub der Vater an, du hast's nicht recht versucht.
 Geh ruhig fort, so kann ich dir versprechen,
 Sie werden weniger, als wenn du schlägst, dich stechen.
 Ein kleiner Feind, dieß lerne sein,
 Will durch Geduld ermüdet seyn.
 Und trittst du einst, gleich mir, ins große Leben ein,
 Und wirfst um dich viel kleine Feind erblicken:
 So achte nicht auf ihre Tücken.
 Verfolge deinen Weg getrost, und denke fein
 An die Geschichte mit den Mücken.

Die Wachtel und der Hänfling.

Zur Wachtel, welche der Gefahr
Des Garns mit Noth entgangen war,
Ließ sich der stolze Hänfling nieder.
Mich dauert, sprach er, dein Gefieder.
O! sage, wie es immer kam,
Daß man dir deine Freyheit nahm?

Mich, sprach sie, lockte jene Flur,
Und ich, zu lüftern von Natur,
Flog hin; und tiefer im Getreide
Hört ich den Ton der Lieb und Freude.
Ich lief! kaum naht ich mich dem Ton,
So hatte mich das Netz auch schon.

Das Netz, sprach dieser, nicht zu sehn?
Dir Flattergeist ist recht geschehn.
Man muß, will man ein Glück genießen,
Die Freyheit zu behaupten wissen.
Und wenn ich noch so lüftern wär,
Ein Netz, das fängt mich nimmermehr!

Er fliegt und ruft noch: Merk es dir!
Rutz drauf steht sie den Freund, der ihr
Den weisen Unterricht gegeben,
Auf einer Vogelruthe kleben.
Sprich, rief sie, wie es immer kam,
Daß man dir deine Freyheit nahm?

Die Freundin, sprach er, gieng mir nah,
Die ich in diesem Bauer sah.

Sie rief, und durch das Glück bewogen,
Um sie zu seyn, kam ich geflogen.
Nun weiß ich nicht, durch welche List
Mein Fuß hier angefesselt ist!

Die Ruthe, sprach sie, nicht zu sehn?
Dir Flattergeist ist recht geschehn.
Man muß, will man ein Glück genießen,
Die Freyheit zu behaupten wissen.
Nun lerne, wenn dichs nicht verbrießt,
Wie nah der Fall dem Sichern ist!

, Der Hochzeittag.

[S. den Tatler, im zweyten Bande, N. 82.]

Vom Vater seiner Braut erhielt Philet das Glück,
Mit Sylvien sich endlich zu vermählen,
Und selbst den Tag mit ihr zu wählen.
Welch ein vergnügter Augenblick
Für ein Paar sehnsuchtsvolle Seelen!
Sie sehn sich schmachtend an, und wählen.

Ihr Kinder, fuhr der Vater fort,
Wollt ihr mir altem Mann noch eine Lieb erweisen:
So fahrt, (ich bin zu schwach, sonst würd ich mit euch reisen,)
Aufs Dorf, und laßt euch an dem Ort,
Und von des Priesters Hand, der mir mein Glück im Leben,
Mein selig Eheweib gab, ganz still zusammen geben.

Philet reißt auf des Vaters Wort
Mit seiner Braut an den bestimmten Ort.

Seit gestern war er nun mit Sylvien verbunden,
Und kam ist gleich aus einem Blumenstaud
Mit ihr, und einem Kranz, von ihrer Hand gewunden,
Entzückt von Lieb und Lenz, in sein Gemach zurück,
Und jeder Kuß und jeder Blick
Vermehrte sein und seiner Schönen Glück.

In scherzender Vertraulichkeit
Und an dem Tisch, auf dem ein Paar Pistolen liegen,
Die er vom Schuß noch gestern selbst besreyt,
Steht er mit ihr allein, und, trunken vor Vergnügen,
Ergreift er eins. Nun, fängt er scherzhaft an,
Nunmehr berent die kleinen Grausamkeiten.
Wie viel habt Ihr mir deren angethan!
Bestimt Ihr Euch noch auf die Zeiten,
Da ich umsonst an Euer Fenster kam?
Da Ihr mich Aermsten — Sterbt, Madam,
Mit aller Eurer Kunst, die Herzen zu bestriden,
Mit Euern zauberischen Blicken,
Mit Euerm Paar, so festlich schön es ist!
Schieß her, spricht sie mit lächelnden Geberden,
Schieß her, wenn du so grausam bist!
Er schießt. Ach Gott! und sie fällt todt zur Erden.
Und wer beschreibt wohl seine Pein?
Doch auch im größten Schmerz noch sein,
Ruft er den Diener laut herein,
Und schließt die Thüre zu. „Wer lud mir die Pistolen?“
Ich thats, weil mirs zur Reise nöthig schien.
„Ich habe dirs doch nicht befohlen?“

Nein, Herr! Und gleich erschoss er ihn.
 Dann schrieb er diesen Brief: Ich, der vor wenig Stunden
 Sich als den Glücklichsten dir, Vater, vorgestellt,
 Bin nach dem größten Glück, das je ein Mensch empfunden,
 Ist der Unseligste der Welt.
 O! dürftest du doch niemals wissen,
 Wie elend ich und du geworden sind! —
 Getödtet von mir selbst, liegt sie vor meinen Füßen,
 Mein göttlich Weib, dein liebstes Kind;
 Mein Diener, dessen Schuld mich um ihr Leben brachte,
 Liegt schon durch gleichen Schuß gefällt;
 Ich aber, der ich mich mit Abscheu nur betrachte,
 Was sollt ich länger auf der Welt?
 Nein, deiner Tochter Tod soll gleich der meine rächen.
 Wenns möglich ist, ol so verfluch nicht ihren Mann!
 Ich bete noch fñr dich, wenn mir die Augen brechen,
 Der ich fñr mich nicht beten kann —

Man traf ihn neben ihr durchs Schwerdt getödtet an.

Die Elster und der Sperling.

Ein Sperling ließ sich auf den Stöcken
 Des Weinbergs recht vortreflich schmecken,
 Und schluckte still die besten Beeren ein.
 Die Elster saß mit scheelem Blicke,
 Und wollte von des Sperlings Glücke

Nicht bloß ein ferner Zeuge sehn.
 Sie klappte zu den vollen Trauben.
 „Wie? darf ich meinen Augen glauben?
 „O welcher Vorrath! Ja, gewiß,
 „So reif, Herr Sperling, und so süß,
 „(Denn Sie verstehn sich auf die Trauben,)
 „War, was nun auch der Winger spricht,
 „Der Wein seit vielen Jahren nicht.“
 Der Winger hört der Elster Lobgedicht,
 Und zwingt die Gäste fortzuziehen.
 O! sprach der Sperling, welch Vergnügen
 Entziehst du mir, du Schwätzerinn!
 Willst du der Frucht in Ruh genießen,
 So muß es nicht der ganze Weinberg wissen.
 Siehst du denn nicht, wie still ich bin?
 Drum schweig, und komm, den Berg noch einmal durchzustreifen.

Sie thut's, und frist mit ihm ganz still.
 „Ein einzig Wort, Herr Spaz, ich kann es nicht begreifen,
 „Warum mirs' jetzt nicht schmecken will;
 „Die Trauben sind ja reif. Doch still!
 „Der Winger läßt sich wieder hören.
 „Drum weißt du, was ich machen will?
 „Ich nehme von den blauen Beeren
 „Nur eine Traube mit, sie ruhig zu verzehren.
 „Komm mit mir unter jenen Baum.“
 Sie nimmt die Traube mit; und kaum
 Erreichte sie den sichern Baum,
 So schrie sie laut: O Sperling, welche Freude!
 Wie glücklich sind wir alle beide!
 In Wahrheit, glücklich, bis zum Reide.

So schrie sie noch, als schon ein Schwarm von Ethern kam,
Und das gepriesne Glück ihr nahm.

Du, der sein Glück der ganzen Welt entdeckt,
O Schwäger! lern ein Gut genießen,
Das, weil es wenig Aider wissen,
Uns sicherer bleibt, und süßer schmeckt!

Der Geheimnißvolle.

Mit sehr geheimnißvollen Mienen
Tritt Strephon in Crispinens Haus,
Studirt heym Eintritt bald Crispinen,
Und halb die Seinen seitwärts aus.

Man bringt den Stuhl; doch nur mit Beugen
Verbittet er die Höflichkeit.
Er steht und schweigt, und sagt durch Schweigen
Die wichtigste Begebenheit.

„Mein Herr, hat sich was zugetragen?
„O reden Sie! Wir sind allein.
„Was giebt's?“ Umsonst sind alle Fragen:
Er wiederholt sein mystisch Nein.

O lern doch, unvorsichtige Jugend!
Die laut von allen Sachen schreyt,

Vom Strephon die berühmte Tugend,
Die Tugend der Behutsamkeit!

Nachdem er den Crispin beschworen,
Das zu verschweigen, was er sagt:
So zischelt er ihn in die Ohren:
„Der König fuhr ißt auf die Jagd.“

Die Lerche.

Die Lerche, die zu Damons Freuden,
Frey im Gemach, ihr Lieb oft sang,
Und ungewohnt, den Wiederhall zu leiden,
Der aus dem nahen Zimmer drang,
Mit desto stärker Stimme sang;
Saß ißt dem Spiegel gegenüber,
Und sang, und sah ihr eignes Bild,
Und floß, mit Eifersucht erfüllt,
Von schmetternden Gesängen über;
Und bildete, zu ihrer Pein,
An ihrem eignen Widerschein
Sich einen Nebenbuhler ein.

Noch oft erhöhte sie die Stimme;
Allein umsonst war Kunst und Müß,
Stets sang der Wiederhall, wie sie.
Sie schoß darauf mit ehrsuchtsvollem Grimme
Auf ihren Nebenbuhler zu,
Den ihr der Spiegel vorgelogen,
Und starb, sich selbst zu sehr gewogen,
Fast so, Ruhmsüchtiger, wie du!
Durch Eitelkeit und durch ein Nichts betrogen.

Die beiden Wandrer.

Zween Wandrer überfiel die Nacht.
 O Belten, nimm dich ja in Acht,
 Sprach Kunz, von Schrecken eingenommen,
 Damit wir nicht vom Wege kommen.
 Dort läßt sich schon ein Irrlicht sehn.
 Nur daß wir uns nicht selber blenden,
 Und uns nach diesem Lichte wenden;
 Sonst ist es um den Weg geschehn!

Schon gut! rief Belten, eile nur.
 Doch, Bruder, wenn ich die Natur,
 Und was ein Irrlicht sagen wollte,
 Nur einmal recht verstehen sollte!
 Studirte nennen es die Dunst,
 Die aus den Sumpfen aufgestiegen.
 Ich weis nicht, ob die Leute lügen;
 Denn oft ist Lügen ihre Kunst.

Sprich, Belten, ob du thöricht bist;
 Du weißt nicht, was ein Irrlicht ist?
 O dürft ichs nur bey Nachtzeit wagen!
 Ich wollte dirs wohl anders sagen.
 Ist's wahr, daß du kein Irrlicht kennst,
 Und bist schon nah an dreyßig Jahre?
 Ein Irrlicht, daß mich Gott bewahre!
 Ein Irrlicht, das ist ein Gespenst.

Den Drachen hast du doch gesehn,
 Der, wie zu Stephens Zeit gesehn,

Bey Kleinodorf im Vorüberziehen
 Getreid und Kälber ausgespieen.
 Das, was der Drach im Großen heißt,
 Nenn ich das Irrlicht gern im Kleinen;
 Denn da sie nur bey Nacht erscheinen,
 So sind sie wohl kein guter Geist.

Nein, Kunz, nein, sag ich! Nimmermehr!
 Ein Irrwisch ist kein wüthend Heer.
 Ich, ohne, Kunz, dich dumm zu nennen,
 Muß die Gespenster besser kennen.
 Ein Kälbezähl, ein solches Thier,
 Als zu Gehosen eheessen
 Die Kälch im Edelhof besessen,
 Dieß sind Gespenster, glaube mir!

Ein Irrwisch muß was anders seyn.
 R. Wie, Belten, nennst du diesen Schein?
 B. Ich nenn ihn Irrwisch. R. Ist erhöret?
 Wer hat dich wieder das gelehret?
 Ein Irrlicht heißt's, kein Irrwisch nicht;
 So spricht man ja mein Lebetage.
 B. So spräche man? Nein, Kunz, ich sage,
 Daß alle Welt ein Irrwisch spricht.

R. Schweig, Belten, das klingt lügenhaft.
 Ich hab es auf der Wanderschaft,
 Und, Bruder, ohne viel zu schwören,
 Von Meistern Irrlicht nennen hören.

So stritten sie noch lange Zeit
 Izt um die Sach, izt um den Namen,
 Bis sie zuletzt vom Wege kamen;
 Und schimpfend schlossen sie den Streit.

So streiten unstudirte Belten
 Um Sachen, die sie nicht verstehn,
 Und endigen den Streit mit Schelten.
 Die Thoren sollten erst zu den gelehrten Belten
 Und Künzen in die Schule gehn!
 Die streiten dialectisch schön,
 Und ohne Wortkrieg, ohne Schelten,
 Um Dinge, die sie ganz verstehn,
 Und fehlen ihres Weges selten,
 Weil sie den Weg der Schulen gehn;
 Denn da läßt sich kein Irrlicht sehn.

Das Glück und die Liebe.

Einst wollten Lieb und Glück sich sichtbar überführen,
 Wer stärker sey, des Menschen Herz zu rühren;
 Und Semnon, wie die Sag erzählt,
 Ein Mann, der oft das Glück um seine Gunst geknalt,
 Ein Mann in seinen besten Jahren,
 Ward, um an ihm es zu erfahren,
 Vom Glück und von der Lieb erwählt.

Das Glück bot alles auf, was je der Mensch geschätzt.
 Was seine Sinne rührt, was je sein Herz ergetzt,

Woburch der Stolz sich hebt und zur Bewundrung eilet,
 Ward von der Hand des Glücks dem Semnon izt ertheilet.
 Er sah sich reich, und Marmor schloß ihn ein.
 Sein Zimmer schien der Freuden Thron zu seyn;
 Und täglich wuchs die Pracht der schon geschmückten Wände
 Noch durch der Künstler kluge Hände;
 Und täglich wuchs im Speisesaal
 Der Schüsseln und der Diener Zahl,
 Mit ihnen der Bewundrer Menge,
 Und der Klienten Lobgesänge.
 Bald fiel ein reiches Erb an ihn,
 An das er nicht gedacht; kaum war ihm dieß verliehn:
 So zog das Glück durch seine Künste
 Schon in den reichsten Lotterien
 Für seinen Freund die Hauptgewinnste.
 So ward ein neuer Schatz ihm täglich kund gemacht,
 Bald was sein Ruz, bald was sein Schiff gebracht;
 Und so viel Günst aus seines Glückes Händen
 Blieb alle Pracht zu wenig zu verschwenden.
 Er schlief, berauscht von Freuden, ein,
 Stund auf, den Freuden sich zu weihn.
 Sein Wink war der Verehrer Wille,
 Und jeder Tag ein Fest des Glückes und der Fülle.

Wer zweifelt, sprach das Glück, daß mir der Ruhm gebührt?
 Ist Semnon nicht unendlich sehr gerührt?

Vielleicht, versetzt darauf die Liebe,
 Nühr ich sein Herz durch stärkere Triebe;
 Er soll Serinen sehn. Ihr unschuldvoller Blick
 Besiegt vielleicht dich, mächtigs Glück!
 Er sah nunmehr die göttliche Serine.

Ihn rührt der Reiz der edlen Miene;
 Doch mehr, als ihr berebt Gesicht,
 Das Herz, das aus Serinen spricht.
 Schon scheint der Glanz von seinen Schätzen,
 Schon sein Palast, schon Freund und Wein,
 Schon die Musik ihn minder zu ergehn.
 „Wie glücklich, wär ihr Herz erst mein,
 „Wie glücklich würd ich dann nicht seyn!
 „O Liebe! lehre mich, dieß Herz mir zu verdienen,
 „Und sprich: wodurch besieg ich einst Serinen?“
 Sey, spricht sie, kein Verschwenker mehr,
 Gib Schmeichlern weiter kein Gehör.
 Schon ist er kein Verschwenker mehr,
 Schon giebt er Schmeichlern kein Gehör.
 Such deine Lust in stillern Freuden;
 Sey gütig, liebe reich und bescheiden;
 Und liebe nicht dein Glück zu sehr.
 Schon suchte Semnon stillre Freuden;
 Schon ward er liebe reich und bescheiden;
 Serine floh ihn schon nicht mehr,
 Serine gab ihm schon Gehör,
 Und ward die Seele seiner Freuden.

Die Liebe, sprach das Glück, scheint Semnon vorzuziehn;
 Allein mehr als zu bald soll er Serinen fliehn.
 So viel ich ihm geschenkt, so viel sey ihm entrissen!
 Wird ihm die Liebe wohl der Armuth Quaal verschüssen?
 Das Glück verließ ihn drauß, und Semmons Gut verschwand.
 Kein Bergwerk half ihm mehr, kein Schiff kam mehr ans Land;
 Sein Reichthum ward der List und der Gewalt zur Beute,
 Und nichts blieb ihm von dem, was sonst sein Herz erfreute,
 Nichts, als sein treues Weib; im widrigsten Geschick

Sein Beystand und auf stets sein Glück.
 Durch Fleiß entrißen sie sich der Gefahr zu darben;
 Und froh genossen sie, was sie durch Fleiß erwarben.
 Umsonst versprach das Glück, ihn doppelt zu erfreun,
 Wenn er der Lieb entjagen wollte.
 Nein, rief er, wenn ich auch ein Erösus werden sollte,
 Gienge ich doch nie dein Anerbieten ein.
 Die Liebe läßt mich weiser seyn,
 Als daß ich dich mir wieder wünschen wollte.
 Serine, komm! Mein Herz bleibt dein;
 Viel besser, ohne Glück, als ohne Liebe seyn.
 „Ja, Semnon, ja, mein Herz ist dein;
 „Viel besser, ohne Glück, als ohne Liebe seyn.“

Der Affe.

Raum hatte noch des Schneiders Hand
 Ein buntes comisches Gewand
 Dem muntern Affen umgehangen:
 So gab sein Rock ihm das Verlangen,
 Sich in dem Spiegel zu besehn.
 In Wahrheit, sprach er, ich bin schön!
 So viel ich mir geschmeichelt habe,
 So kann dem jungen Herrn der Rock nicht besser sehn.
 Kommi, rief er, kleiner Edelknabe!
 Wir müssen uns zugleich im Spiegel sehn.
 Er kam. Der Aff erschraak, verzerrte das Gesicht,
 Stieß an den Hut, und rückte die Perücke;
 Und doch glich er dem Junker nicht!

Der Spiegel warf, was er empfing, zurücke,
 Ein närrisch haarichtes Gesicht
 In einer struppichten Perücke.
 Der Junker lacht. Pfuy, hub der Aff erbittert an,
 Pfuy, Spiegel, wie du lügst! Was hab ich dir gethan?
 Der Spiegel läuft darauf von seinem Hanchen an,
 Und zeigt igt keinen Affen weiter.
 Das dacht ich, rief er sehr erfreut,
 Die Schuld liegt nicht an meiner Häßlichkeit;
 Nein, junger Herr, der Spiegel war nicht heiter!

Schon eilte Junker Fritz mit der Begebenheit,
 Sie dem Magister zu erzählen;
 Und diesem konnt es gar nicht fehlen,
 Mit einer nützlichen Moral,
 (Er war gelehrt,) sie zu beseelen.
 Nun, sprach er, setzen Sie einmal
 Die Wahrheit an des Spiegels Stelle.
 Sie zeigt der Thoren Häßlichkeit;
 Der Thor, der sich vor ihrem Lichte scheut,
 Verhüllt sie drauß in Dunkelheit,
 Und schmeichelt sich, sie sey nicht helle.

Die Wittwe.

Ein Märchen.

Dorindens junger Ehegatte,
 Den sie so lieb, wie sich, und wohl noch lieber hatte —
 Noch lieber? wirft der Spötter ein
 Und lachet höhnißch; doch er lache!

Durch eine Spötereſy hört eine wahre Sache
 Drum noch nicht auf, gewiß zu ſeyn.
 Genug, der Tod entriß Dorinden
 Sehr früh den treuſten, beſten Mann;
 Und ich kann keine Worte finden,
 So leicht man im Affect ſie ſonſt auch finden kann,
 Um alles das recht lebhaft auszudrücken,
 Was ſie, die junge Frau, gefühlt,
 Die ihn vor wenig Augenblicken
 Geſund, ikt aber todt in ihren Armen hielt,
 Und ihn aus ihrem Arm auch todt nicht laſſen wollte.
 Der Prieſter kam, der ſie beſänftigen ſollte;
 Die ganze Freunſchaft kam; doch nichts bewegte ſie.
 Je mehr man tröſtete, je mehr Dorinde ſchrie.
 Man mußte mit Gewalt ſie von dem Todten bringen.
 Ein unaufhörlich Händeringen
 War alles, was ſie that; und ein entſetzlich Ach!
 War alles, was ſie troſtlos ſprach.
 Dieß trieb ſie länger noch als vier und zwanzig Stunden.

Indeffen hatte ſich der Nachbar eingefunden,
 Ein Mann, geſchickt in Holz zu haun.
 Er ſah Dorindens Schmerz; und theils auf ihr Begehren,
 Theils als ein Freund den Seligen zu ehren,
 Und ſeinem Untergang im Tode vorzubaun,
 Entſchloß er ſich, in Holz ihn auszuhaun.

Es glückt des Künſtlers weiſen Händen,
 Das Werk in kurzem zu vollenden;
 Und Stephan ſtund in Lebensgröße da.
 Ein Meiſterſtück pflegt bald bekannt zu werden;
 Das Volk lief zu und ſchrie, ſobalds den Stephan ſah:

Ach Himmel, ach! das ist er. Ja!
 Seht nur die lächelnden Geberden!
 Seht nur den aufgeworfnen Mund!
 Nein, Ähulichers kann nichts gefunden werden;
 So sah ich ihn noch jüngst, als er Gebatter stund.

Man brachte den geschnitten Satten,
 Der noch allein der Wittwe Trost verlieh,
 Ins zweyte Stock, wo er und sie
 Ein ganzes Jahr vergnügt geschlafen hatten.
 Hier schloß sie sich mit ihm in ihre Kammer ein,
 Und suchte Ruh in Schmerz und Pein,
 Und hielt's für ihre Pflicht, mit ganzen Strömen Zähren,
 Um seiner ewig werth zu seyn,
 Ihn noch im Tode zu verehren.
 Wer kann wohl mehr von einer Frau begehren?

So saß Dorinde viele Wochen,
 Und hatte, wie mein Währmann sagt,
 Kein lebendes Geschöpf seit dieser Zeit gesprochen,
 Als ihren Hund und ihre Magd.
 Und heute wars nach so viel hangen Wochen
 Das erstemal, daß sie aus ihrem Fenster sah;
 Und in dem Augenblick war auch ein Fremder da.
 Schnell kam die Magd mit schlaun Mienen:
 „Madam, es fragt ein Herr nach Ihnen,
 „Ein schöner Herr, fast wie der selge Mann;
 „Er hat etwas bey Ihnen auszurichten,
 „Das er mir nicht vertrauen kann.“
 Du kannst, sprach sie, nur was erdichten,
 Ich gehe nicht von meinem lieben Mann.
 Und kurz, du darfst ihm nur berichten,

Ich wäre krank vor vielem Gram;
Denn ach! kein Wunder wärs —

„Dieß geht nicht an, Madam,
„Er hat Sie schon, indem er angekommen,
„An Ihrem Fenster wahrgenommen.
„Sie müssen mit herunter kommen;
„Der fremde Herr ruht eher nicht.
„Er hat was wichtigs anzubringen.
„Ich dünkte doch, Madam, Sie gingen!“

Die junge Wittwe steht bestürzt,
Umarmt mit einem schnellen Feuer
Das Bild, mit dem sie sich zeither die Zeit verkürzt,
Und nimmt den Fremden an. Wer wird es seyn? Ein Freyer?
Vielleicht giebt uns die Magd Bericht?
Sie horcht schon an der Thür; allein sie kann nichts hören,
Als den betäubten Ton, mit dem Dorinde spricht.
Der Nachmittag verstreicht. Der Fremde geht noch nicht.
Sollt er denn gar ihr Gast zu seyn begehren?

Dorinde kommt und zwar allein.
Sie wird sich wohl einmal am Bilde legen wollen.
Magd, fängt sie an, sprich, was wir machen sollen?
Der Herr will mit Gewalt mein Gast den Abend seyn.
Du mußt geschwind die Kanne Schmerlen sieden.
„Ja, ja, Madam, ich bins zufrieden.“
Dorinde geht zurück. Die Magd durchsucht das Haus,
Zum Sieden hartes Holz zu finden.
Sie findet keins, und ruft Dorinden
In aller Angst geschwind heraus.
„Madam, ach lassen Sie sichs klagen!

„Es ist kein hartes Fischholz da;
 „Soll ich das Bild herunter tragen,
 „Es ist hart Holz, und es zerbrechen?“
 Das Bild? Nein, nein — doch — thue nur. Ja. —
 Was brauchst du mich denn erst zu fragen?
 „Alein das Bild ist schwer, ich kanns allein nicht tragen:
 „Zum Fenster gieng es wohl heraus.“
 Nun gut, so darfst du ja das Holz nicht erst zerbrechen.
 Der Herr zieht künftig in mein Haus;
 Da darfst du so nicht länger klagen.

Das Fenster öffnet sich; und Stephan fliegt heraus.

Der junge Krebs und die Seemuschel.

Der Muschel, die am seichtsten Strande
 Ihr Haus bald von einander bog,
 Bald wieder fest zusammen zog,
 Sah einst, mit Reid und Unverstande,
 Ein junger Krebs aus seiner Höhle zu.
 O Muschel, wie beglückt bist du!
 O! daß wir Krebse nur so elend wohnen müssen!
 Bald stößt der Nachbar mich aus meiner Wohnung aus,
 Und bald der Sturm. Du hast dein eigen steinern Haus,
 Kannst, wenn du willst, es öffnen und verschließen.
 Vergönne mir nur einen Augenblick,
 Ich weis, du gönnst mir dieses Glück,
 In deinem Schlosse Platz zu nehmen.
 Ich, sprach sie, sollte mich zwar schämen,

In mein nicht aufgepugtes Hans,
 Denn in der That siehst ißt nicht reinlich aus,
 Bornehme Herren einzunehmen.
 Doch dienet es zu Ihrer Ruh,
 Auf kurze Zeit zu mir sich zu versügen:
 So dien ich Ihnen mit Vergnügen;
 Wir haben Platz. Er kommt. Sie schließt ihr Schloß fest zu.
 Nach auf, schreyt er, denn ich ersticke.
 Bald, spricht sie, will ich dich befreyn;
 Sieh erst der Mißgunst Thorheit ein,
 Und lerne hier, mit deinem Glücke,
 Wenn dir's gefällt, zufrieden seyn.

Das Kind mit der Scheere.

Kind, hab die Mutter an, eins mußt du mir versprechen,
 Die Messer und die Gabeln stechen;
 Drum rühre keins von beiden an.
 „Allein die Scheere, sollst ich glauben,
 „Die könnten Sie mir wohl erlauben?“
 Nichts weniger; was dich verletzen kann,
 Sieh niemals als dein Spielwerk an.

Das Kind gehorcht; doch ein geheimer Trieb
 Und das Verbot verschönerten die Scheere.
 Ja, spricht es zu sich selbst, wenn es die Gabel wäre,
 Die hab ich lange nicht so lieb,
 So ließ ich sie mit Freuden liegen.
 Allein die Scheer ist mein Vergnügen,

Sie hat ein gar zu schönes Band.
 Gesezt, ich rißte mich ein wenig in die Hand,
 So hätte dieß nicht viel zu sagen.
 So klein ich bin, so hab ich ja Verstand,
 Und also werd ichs immer wagen,
 So bald die Mutter nur die Augen weggewandt.
 Doch nein, weil Kinder folgen müssen,
 So wär es ja nicht recht gethan.
 Nein, nein, ich sehe dich bloß an;
 O schöne Scheere, laß dich küssen!
 Ich rühre ja kein Messer an,
 So werd ich doch — Schon griff es nach der Scheere.
 Ja, wenn ich unvorsichtig wäre,
 Da freylich schnitte mich die Scheere;
 Allein ich bin ja schon mit ihr bekannt.
 So sprach, und schnitt sich in die Hand.
 Die Mutter kam. O welche harte Lehre!
 Ach, hub das Kind fußfällig an,
 Es kränkt mich sehr, daß ichs gethan.
 Ich bitte Sie, zerbrechen Sie die Scheere,
 Damit ich sie nicht mehr begehre,
 Und ohne Zwang gehorchen kann.

Oft sind wir Menschen dieses Kind.
 Versehn mit billigen Gesezen,
 Die göttlich und uns heilsam sind,
 Scheut sich das Herz, sie alle zu verlegen.
 Wir unterlassen, wie das Kind,
 Die Dinge, die wir wenig schätzen,
 Um die zu thun, die uns am liebsten sind.
 Die Neue kommt. Wir sehn, wie sehr wir fehlen;

Dann denken wir, dann beten wir als Kind.
 Was heißt in vieler tausend Seelen:
 Bewahre mich, o Gott, vor dieser Missethat!
 Was heißt es? Wehre mir das Wählen,
 Damit mein Herz den Zwang nicht nöthig hat.

Die Affen und die Bären.

Die Affen haten einst die Bären,
 Sie möchten gnädigst sich bemüh'n,
 Und ihnen doch die Kunst erklären,
 In der die Nation der Bären
 Die ganze Welt des Walds zu übertreffen schien;
 Die Kunst, in der sie noch so unerfahren wären,
 Die Zungen groß und stark zu ziehn.

Vielleicht, hub von den Affenmüthern
 Die weiseste bedächtig an,
 Vielleicht, ich sag es voller Zittern,
 Wächst unsre Jugend bloß darum so flech heran,
 Weil wir sie gar zu wenig stillern.
 Vielleicht ist auch der Mangel der Gebuld,
 Sie sanft zu wiegen und zu tragen;
 Vielleicht auch unsre Milch an ihren Fiebern schuld.
 Vielleicht schwächt auch das Obst den Magen.
 Vielleicht ist selbst die Luft, die unsre Kinder trifft,
 (Wer kann sie vor der Luft bewahren?)
 Ein Gift in ihren ersten Jahren;
 Und dann auf Lebenszeit ein Gift.

Vielleicht ist, ohne daß wirs denken,
 Auch die Bewegung ihre Best.
 Sie können sich durch Springen und durch Schwenken
 Oft etwas in der Brust verrenken,
 Wie sich sehr leicht begreifen läßt;
 Denn unsre Nerven sind nicht fest.
 Hier fängt sie zärtlich an zu weinen,
 Nimmt eins von ihren lieben Kleinen,
 Das sie so lang und herzlich an sich drückt,
 Bis ihr geliebtes Kind erstickt.

Du, sprach die Bärrin, kannst noch fragen,
 Warum ihr so bestraft mit kranken Kindern seyd?
 Nicht liegts an Luft und Milch, und nicht an Obst und Magen.
 Ihr tödtet sie durch eure Weichlichkeit,
 Durch eure Liebe vor der Zeit.
 Gebt Acht auf unsern jungen Haufen;
 Wir nehmen sie, sobald sie laufen,
 Mit uns, in Hiß und Frost, durch Fluren und durch Walb,
 So werden sie gesund und alt.

Was macht viel Kinder siech? Vielleicht Natur und Zeit?
 Nein, mehr der Aeltern Weichlichkeit.
 O Reichher, soll dein Kind gesund in Städten blühen:
 So zieh es in der Stadt, wie es die Dörfer ziehen!

Der Leichtsinn.

Der Leichtsinn, wie die Fabel sagt,
 Die Fabel aus den goldnen Jahren,
 Ward von den Menschen einst verjagt,
 Weil alle seiner milde waren.
 Er floh zum Jovis, und bat um Aufenthalt.
 Raum sah Mercur die lustige Gestalt,
 So fühlst er schon die Pflicht, dem Flüchtling beizuspringen.
 „So will dich alle Welt verdringen?
 „Du dauerst mich. Komm, hilf auf meine Schwingen!
 „Ich hoffe dich gut anzubringen.
 „Komm, Paphos sey dein Aufenthalt!“
 Schnell bracht er ihn zur Venus kleinem Knaben.
 Hier, Gott Eupibo, steng er an,
 Schickt Ihnen Jovis den angenehmsten Mann,
 Der schärfer, als Sie, sehen kann;
 Sie sollen ihn zu Ihrem Führer haben.
 Der Leichtsinn trat sein Amt mit Eifer an,
 Das Amt, der Liebe vorzutragen,
 Und soll, wie die gedachte Fabel spricht,
 Von dieser Zeit an, seine Pflicht
 Sehr selten unterlassen haben.

Der reiche Geizhals.

Ein reicher Greis, vom Tode nicht mehr fern,
 Und ungeschickt, mehr Schätze zu erwerben,
 Ward krank, und wollte doch nicht sterben;
 Denn welcher Geizhals stirbt wohl gern?

Er wollte nach dem Doctor schiden;
 Zum Glücke fiel ihm noch der harte Thaler ein,
 Den er genöthigt wär, ihm in die Hand zu drücken,
 Und also ließ ers lieber seyn.

Doch mit dem Tob ist gleichwohl nicht zu scherzen,
 Der Alte fühlte neue Schmerzen,
 Und rief den Priester in sein Haus,
 Und bat sich zu verschiednen malen,
 Denn dafür durst er nichts bezahlen,
 Trost auf dem Krankenlager aus.
 Der Priester wollt ihn iht verlassen.
 Ach! bet Er, sprach der Greis, Gott wirb's zu Herzen fassen,
 Und komm ich von dem Lager auf:
 So geh ich ihm die Hand darauf,
 Ich will mich dankbar finden lassen.

Ich weis nicht, bat er für den Alten,
 Und wann er bat, bat er mit Recht?
 Genug, das menschliche Geschlecht
 Sollt einen Geizhals mehr behalten;
 Es besserte sich mit dem Alten.

Der Priester wird geruft. Ich weis wohl, sprach der Greis,
 Was ich Ihm einst gerebt, wenn Ers gleich nicht mehr weis.
 Hier seh Er selbst, was ich und meine Frau ersparten;
 Ich zeig Ihm nur die seltenen Arten.
 Steht Ihm das große Goldstück an?
 Da sind sie noch von größerm Werthe;
 Doch weil sie Gott mir wunderbar bescheerte,
 So hab ich ein Gelübde gethan,

Gellert I.

Nicht eins von allen auszugeben,
Und sollt ich hundert Jahre leben.

Will Er nunmehr die Silbermünzen sehn?
Ja, lieber Herr, auch die sind schön.
Hier hab ich, glaub Er mirs, mehr harte Thaler liegen,
Als ich und Er zusammen wiegen;
Allein sie mögen immer liegen;
Sie sollen alle für mein Haus.
Doch laß Er uns noch weiter gehen.
Hier steht Er die Zweydrittel stehen;
Da les Er eins für seine Kinder aus,
Und bitt Er Gott um Segen für mein Haus!

Das Testament.

Sohn, steng der Vater an, indem er sterben wollte,
Wie ruhig schlief ich iht nicht ein,
Wenn ich nach meinem Tod dich glücklich wissen sollte!
Du bist es werth; und wirst es seyn.
Hier hast du meinen letzten Willen.
So bald du mich ins Grab gebracht,
So brich ihn auf, und such ihn zu erfüllen;
So ist dein Glück gewiß gemacht.
Versprich mir dieß, so will ich freudig sterben.

Der Vater starb; und kurz darauf
Brach auch der Sohn das Testament schon auf,

Und las: Mein Sohn, du wirst von mir sehr wenig erben,
 Als etwan ein gut Buch und meinen Lebenslauf,
 Den setz ich dir zu deiner Nachricht auf.
 Mein Wunsch war meine Pflicht. Bey tausend Hindernissen
 Bess' ich stets mich auf ein gut Gewissen.
 Verstrich ein Tag, so fieng ich zu mir an:
 Der Tag ist hin; hast du was Nützliches gethan?
 Und bist du weiser, als am Morgen?
 Dieß, lieber Sohn, dieß waren meine Sorgen.
 So fand ich denn, von Zeit zu Zeit,
 Zu meinem täglichen Geschäfte
 Mehr Eifer, und zugleich mehr Kräfte,
 Und in der Pflicht stets mehr Zufriedenheit.
 So lernt ich, mich mit Wenigem begnügen,
 Und steckte meinem Wunsch ein Ziel.
 Hast du genug, dacht ich, so hast du viel;
 Und hast du nicht genug, so wirds die Vorsicht füllen.
 Was folgt dir, wenn du heute stirbst?
 Die Würden, die dir Menschen gaben?
 Der Reichthum? Nein! Das Glück, der Welt genügt zu haben;
 Drum sey vergnügt, wenn du dir dieß erwirbst.
 So dacht ich, liebster Sohn! so sucht ich auch zu leben.
 Und dieses Glück kannst du, mit Gott, dir selber geben.
 Vergiß es nicht: Das wahre Glück allein
 Ist, ein rechtschaffner Mann zu seyn.

Crispin und Crispine.

Daß oft die Weiber bis ins Grab
 Sich mit den Männern schlecht vertragen,
 Sind leider schon sehr alte Klagen,
 Die man uns oft zu lesen gab.
 Doch daß die Männer bis ins Grab
 So manche gute Gattinn plagen,
 Sind dieß nicht auch gerechte Klagen?
 Doch welcher Sänger singt sie ab?
 Daß oft die Frau zum Zeitvertreibe
 Dem Manne zänkisch widerspricht,
 Darüber klagt manch Spottgebidt.
 Doch daß der Mann mit seinem Weibe
 Oft als mit einer Sklavinn spricht;
 Wie selten straft dieß ein Gedicht!
 Daß Weiber nicht zu folgen wissen,
 Darüber seufzt und klagt der Mann.
 Doch sollte man daraus nicht schließen,
 Daß Männer nicht zu herrschen wissen,
 Weil ihre Frau so schwer gehorchen kann?
 Daß Weiber gern dem Staate sich ergeben,
 Und leben, um gepugt zu leben,
 Darüber sorgt der Mann sich grau.
 Doch daß die Männer sich dem Kaltstinn gern ergeben,
 Nur sich, nicht ihren Weibern leben,
 Wie sehr besetzt dieß manche Frau!
 Daß bey dem Reiz der äußerlichen Gaben
 Die Weiber oft der Seele Reiz nicht haben,
 Dieß ist vielleicht nicht selten wahr.
 Doch daß die Männer oft nur Geld und Schönheit ehren,
 Der Frau, Verstand zu haben, wehren,

Sie durch ihr Beyispiel Thorheit lehren,
 Und über Thorheit sich beschweren,
 Klingt in der That sehr wunderbar;
 Und dennoch ist's nicht selten wahr.

Drum, Männer, lest ihr, wie Crispine
 So herzlich den Crispin gehaßt:
 So legts nicht gleich mit einer Männermiene
 Der armen Frau allein zur Last.
 Und seybt ihr selbst unglückliche Crispine,
 So denkt, wenn euch Crispine haßt:
 Ob ichs vielleicht wohl gar verdiene?
 Und bessert euch. Vielleicht thuts auch Crispine.

Crispine starb, und binnen wenig Tagen
 Starb auch Crispin, ihr Mann, schon nach,
 Und zwar vor lauter Schmerz und Ach!
 Wenn wir das Leichencarmen fragen.
 Doch viele wollten lieber sagen,
 Der Zorn hätt ihn dahin gerafft;
 Allein der Zorn ist nicht der Männer Leidenschaft.

Genug er starb, und ward, weil ers so haben wollte,
 Daß sein Gebein bey der verwesen sollte,
 Die ihn gewartet und gepflegt,
 Zu seiner Frau ins Grab gelegt.
 So lag denn Mann und Weib in einer Gruft vereinet;
 Und niemand hätte das vermeynet,
 Was nach der Zeit, mehr als zu oft, geschehn.
 Die Frau ließ sich bey ihrem Grabe
 Des Nachts im Sterbekleide sehn.

Der Kister, und des Kisters Knabe,
Keins wollte mehr zum Morgenlauten gehn;
Denn allemal ließ sich Crispine sehn,
Und wies ganz ängstlich nach dem Grabe.

Der Kister wagts den neunten Tag,
Und ruft die sämmtlichen Crispinen,
Macht dreymal erst das Kreuz, und sagt, wer ihm erschienen,
Und forschet und überlegt mit ihnen,
Was doch die Ruh der Selgen stören mag.
„Hat sie vielleicht im Tode was befohlen?“
Nichts, sieng die Freundschaft an, nichts als den Leichenstein.
Das, ruft der Kister, wird es seyn.

Man läßt geschwind den schönsten Grabstein holen;
Der Steinmetz haut zwey Herzen in den Stein,
Und diese Schrift vom Kister ein:
„Hier ruht ein zärtlich Paar, voll gleicher Lieb und Treue;
„Der Tod, der sie getrennt, vereinte beid aufs neue.“

Nun wird die Frau doch ruhig seyn?
Nichts weniger. War sie zuvor erschienen,
Erschien sie nur noch mehr, und mit noch bängern Mienen,
Und lief dem guten Kister nach,
Und öffnete den Mund, als ob sie sprechen wollte;
Allein ein unvernünftig Ach!
Dieß war es alles, was sie sprach.
Wer wußte nun, was das bedeuten sollte?

Man öffnete das Grab. Es war kein Sarg versehrt,
Und wie man sie gelegt, so lagen sie noch heute;
Zur rechten er, und sie zur linken Seite.

Nein, schrie der Rükster, umgekehrt!
Ihr, Todtengräber, seyd nicht werth —

Der Sarg ward umgesetzt; allein die Folge lehrte,
Daß nicht der Rang des Weibes Ruhe störte.
Mit dencht, dieß ist der Schönen Fehler nicht.
Und ist ers ja, wie mancher Spötter spricht:
So ist ers doch im Grabe nicht.

Crispine ließ nicht nach, dem Rükster zu erscheinen.
Sie weinte so, wie Schatten weinen,
Wies immer auf ihr Grab, und machte mit der Hand
Ein Zeichen, das zuletzt der Rükster doch verstand.
Er ließ noch diese Nacht den Todtengräber kommen.
Der Mann ward aus der Gruft genommen,
Und weit davon besonders eingescharrt.
Und noch in Weider Gegenwart
Verschwand die Frau mit heitern Mienen,
Und ist seitdem nicht mehr erschienen.

Der Jüngling und der Greis.

Wie sang ichs an, um mich empor zu schwingen?
Fragt einst ein Jüngling einen Greis.
Der Mittel, sieng er an, um es recht hoch zu bringen,
Sind zwey bis drey, so viel ich weis.
Seyd tapfer! Mancher ist gestiegen,
Weil er entschlossen in Gefahr,

Ein Feind von Ruh und von Vergnügen,
Und durstig nach der Ehre war.
Seyb weise, Sohn! Den Niedrigsten auf Erden
Ist oft durch Witz und durch Verstand geglückt,
Am Hofe groß, groß in der Stadt zu werden:
In beiden macht man sich durch Zeit und Fleiß geschickt.
Dieß sind die Mittel großer Seelen.
„Doch sie sind schwer. Ich wills Ihm nicht verhehlen,
„Ich habe leichtere gehofft.“
Gut, sprach der Greis, wollt ihr ein leichtres wählen:
So seyb ein Narr; auch Narren steigen oft.

Beurtheilungen
einiger Fabeln
aus den Belustigungen.

Beurtheilungen

einiger Fabeln aus den Belustigungen.

Damit diejenigen Leser, die meine Fabeln in den Belustigungen immer noch für gut halten, prüfen können, ob ich Recht habe, wenn ich nicht ihrer Meynung bin: so will ich drey derselben, die noch gar nicht die schlechtesten sind, wählen, und sie beurtheilen. Ich hoffe, zu gleicher Zeit Anfängern in der Poesie einen Dienst zu thun, und sie an meinem Exempel zu lehren, wie sie ihre eignen, oder ihrer Freunde Versuche beurtheilen, und sich nicht so fort mit den Gedanken schmeicheln sollen, daß sie für die Welt schreiben können, weil sie schreiben können.

Die erste Fabel, die ich wählen will, um die Fehler, die darinne begangen sind, um das Nützige, Undeutliche, Weitläufige, und Gereimte zu zeigen, soll die Lerche seyn, weil ich dieses Stück zu der Zeit, da ich es verfertigt, mit einer besondern Autorliebe betrachtet habe.

Die Lerche*).

Bey manches Morgens hellem Schimmer
Sang Damons Lerche froh bemüht,
Mit Schmettertern durch das ganze Zimmer,
Dem lieben Wirth ein Morgenlied,
Und ruhte nicht, bis daß ihr Klang
Das ganze Haus erfüllt durchdrang.

Einst lehnt ihr Damon zum Vergnügen
Das Thürrösch nicht bey'm Filttern an,

*) (Belustigungen 1741, S. 557.)

So, daß sie aus dem Bauer fliegen
 Und in der Stube flattern kann.
 Sie fliegt; und sang sie vormal's sehr,
 So sang sie ißt noch drey'mal mehr.

Auch Vögeln ist die Freyheit lieber,
 Als Kerker, welche Gold umzieht.
 Sie sieht so, daß sie gegenüber
 In Damons großen Spiegel sieht.
 Sie sieht sich selbst, und meynt dabey,
 Daß dieses Bild die Schwester sey.

Sie stuzt und regt die kleinen Schwingen,
 Bald will sie fort, bald bleibt sie hier;
 Dann fängt sie schmetternd an zu singen.
 Drauf öffnet Damou bald die Thür.
 Da bringt der Schall im Augenblick
 Aus dem gewölbten Saal zurück.

Sie läßt sich zwey Minuten stören;
 Die Ehrsucht martert ihren Geist.
 Sie meynt die Schwester selbst zu hören,
 Die ihr der falsche Spiegel weist.
 Drauf läßt sie sich mit sich allein
 Betrogen in den Wettstreit ein.

Sie singt aus ehrsuchtsvollem Grimme;
 Sie zieht, sie trillert, mengt und paart
 Der hellen Kehle starke Stimme
 Auf hundert und auf tausend Art.
 Umsonst ist ihre ganze Müß;
 Stets singt das Echo so, wie sie.

Noch läßt sie sich nicht kraftlos finden,
 Sie singt, und will zu ihrer Pein
 Eh sterben, als nicht überwinden,
 Eh fliegen, als am Leben seyn.

Sie singt, allein zu ihrer Schmach:
Das Echo wacht, und thut es nach.

Drauf schießt sie bey dem letzten Zuge,
Die so bethörte Sängerin,
Mit aufgebrachtem schnellen Fluge
Nach der verhassten Freundinn hin,
Und stößt sich in der Raserey
Am Spiegel Kopf und Hirn entzwey.

Hier trägt sie Damon aus der Stube.
O! spricht er, da er nachgedacht,
O! kämen die in eine Grube,
Die Ehr und Schatten umgebracht:
So würdest du wohl manchem Helb,
Und manchem Weisen begesellt.

Zuerst will ich die Handlung ausziehen. Eine Lerche singt oft ihrem lieben Wirth, dem Damon, früh ihr Morgenlied. Einst macht er ihr bey dem Filttern aus Gefälligkeit den Bauer nicht wieder zu, damit sie herausfliegen kann; und nun singt sie noch stärker, setzt sich gegen den Spiegel über, und sieht ihr eigenes Bild für einen Nebenbuhler an. Sie singt. Damon öffnet darauf die Thüre, und das Echo bringt aus dem gewölbten Saale in die Stube. Die Lerche glaubt also ihren Nebenbuhler im Spiegel zu hören, und läßt sich mit ihm in einen Wettstreit ein, bis sie endlich, da sie ihn nicht überwinden kann, in der Hitze nach dem Spiegel fliegt, und sich den Kopf zerstößt.

Die Moral. Wenn alle diejenigen, die der Ehrgeiz und ein Schatten umgebracht, sagt Damon, in eine Grube kämen, so müßtest du bey manchem Helben und Weisen liegen.

Die Handlung, an und für sich betrachtet, scheint das Ausziehende zu haben, in so weit sie selten, unerwartet, und doch

wahrscheinlich, und endlich ein sinnliches Bild des menschlichen Ehrgeizes ist; betrachtet mit der Moral, scheint sie gewisse Züge oder Theile zu haben, davon man die Deutung nicht wohl einsehen kann. Die Lerche sieht sich selbst im Spiegel, und hält sich für eine fremde Lerche. Recht gut! Sie hört das Echo ihrer Stimme, und hält es für die Stimme ihres Nebenbuhlers. Auch gut! Die Lerche kann Beides in der Fabel thun, weil sie es außer der Fabel zu thun scheint. Ich setze nunmehr einen ehrgeizigen Menschen an die Stelle der Lerche. Er sey ein Autor, ein Held, ein Staatsmann. Er glaubt, durch die Einbildung betrogen, daß er Nebenbuhler habe; diese zu übertreffen, strengt er seinen Ehrgeiz so lange an, bis er darunter erliegt. Ist alles richtig in dieser Vergleichung? Glaubst der Ehrgeizige nur Nebenbuhler zu haben, oder hat er sie nicht wirklich? Er hat sie; und wie der Thor immer noch einen größern Thoren findet, der seinen Werth bewundert: so findet der Ehrsuchtige immer einen noch Ehrsuchtigern, der mit kleinern oder größern Kräften ihn zu übertreffen sucht. Also harmonirt die Fabel nicht genug mit der Moral; oder sie scheint ein Körper zu seyn, der seiner Seele, der Moral, nicht genug angemessen ist. Was ist das Echo, das die Lerche für ihre eigne Stimme hält, in Ansehung des Ehrgeizigen? Das weiß ich igt eben so wenig, als ich es damals mag gewußt haben, da ich die Fabel entworfen. Wir wollen nunmehr die Stellungen der Handlung, oder die einzelnen Theile betrachten, aus denen sie zusammengesetzt ist. Ist alles, was vorgeht, so beschaffen, daß der Erfolg ohne dasselbe nicht wohl hätte geschehen können, oder daß die Erdichtung weniger anziehend geworden wäre? Es ist offenbar, daß theils müßige Theile vorhanden, theils die nothwendigen mit Zierrathen beschweret sind, welche sie nicht heben, sondern nur belästigen.

Warum muß die Lerche erst im Bauer seyn? Warum muß ihr Damon zum Vergnügen die Thüre offen lassen? Das erste

beswegen, damit sie Dämon heraus lassen kann; und das andre deswegen, damit sie in dem Zimmer frey sitzen, und sich im Spiegel sehen kann. War das nöthig in Ansehung des Erfolgs? Nein, sie durfte nur gleich frey im Zimmer seyn, und dem Spiegel gegen über sitzen. Dieses ist also der Punkt, wo die Handlung hätte anfangen sollen, damit sie die Kürze, die nöthige Tugend der Erzählung, erhielte. Folglich sind beinahe die drey ersten Strophen müssig. Die andern Theile sind zwar nothwendig, aber mit verschiedenen kleinen Umständen beladen, welche das Stild nur erweitern, ohne es zu verschönern. Hieher gehört insbesondere die siebente Strophe.

Aus diesen Critiken lassen sich die übrigen von der Art zu erzählen größten Theils schließen. Sie ist weitseuffig, und eben deswegen matt. Sie will sich durch eingeschaltete Beschreibungen beleben; aber diese Beschreibungen sind zu leer, und ermüden. Sie enthalten nichts, als das ewige Gefänge der Lerche, das eben nicht schön beschrieben ist.

In der Schreibart selbst fehlt das Leichte, Freywillige und Muntre. Braucht man noch zu fragen, warum die Fabel nichts taugt, wenn auch ihr Innhalt noch so gut wäre? Ist es nicht Fehler genug, ängstlich, und gezwungen zu erzählen? Sie ist, wie viele andre aus den Belustigungen, in dem Versmaasse der Ode erzählt. Ich will gern zugeben, daß diese Versart zuweisen von dem Innhalte, zumal von einem ernsthaften, ober dem man das Ansehen des Ernstes geben will, verlangt werden kann; und wir haben gute Exempel von dieser Art. Allein in den meisten Fällen verträgt sich der Zwang der Strophen, der sich immer gleichen Zeilen, der bestimmten Ruhepunkte in den Strophen, nicht mit den Tugenden der Erzählung. Man darf, um sich davon zu überzeugen, nur einen Versuch mit einer guten Fabel, die in freyen Versen erzählt ist, machen, und sie in das Versmaass der Ode übertragen; wie bald wird man sehen, daß

die besten Stellen verloren gehen; daß dieser Gedanke in einer längern Zeile gesagt seyn will; daß er oft, wenn er nur ein Wort verliert, nicht mehr so natürlich, oder scherzhaft klingt; daß selbst die Länge und Kürze der Zeilen bald den Nachdruck, bald die Anmuth im Erzählen besördert! Und wo ist in der Strophe der Platz zu den Nebenbetrachtungen, zu einer kleinen, im Vorbeygehen angebrachten Spötterey, zu gewissen Wiederholungen und andern kleinen Schönheiten der Erzählung?

Ich will den Beweis von den Fehlern der Schreibart nunmehr im Kleinen geben.

Erste Strophe. Bey manches Morgens; sehr hart und rauh. Hellem Schimmer; hell, ein überflüssiges Beywort. „Die Lerche sang bey manches Morgens hellem Schimmer froh bemüht dem lieben Wirth ein Morgenlied.“ Was heißt froh bemüht? Mit einer Mühe, die ihr zum Vergnügen ward? Es ist gezwungen, undeutlich, und dem Reime zum Besten gesagt. Eben dieses gilt auch von dem Schimmer des Morgens, der seine Existenz hier dem Zimmer zu danken hat. Das Morgenlied scheint mir hier auch nicht schön zu seyn, ob es gleich gewiß ist, daß die Lerchen des Morgens am stärksten singen; man denkt dabey an das Abenblich. „Und ruhte nicht, bis daß ihr Klang das ganze Haus erfüllt durchbrang.“ Klang; unnatürlich. Es sollte Gesang heißen. Was bedeutet hier erfüllt? Heißt es der Klang, der das ganze Haus erfüllt hatte, oder mit dem das ganze Haus war erfüllt worden? Seyt man das Participium in dem einen oder in dem andern Falle, nach dem Sprachgebrauche, so wie es hier steht? Niemals. Also ist es undeutlich, oder wider die Grammatik; und sollte erfüllend heißen, wenn ja ein Participium gebraucht werden mußte. Und wenn es beides nicht wäre: so ist es doch überflüssig, weil in dem Worte durchdringen das Erfüllen schon enthalten ist.

Zweite Strophe. „Einst lehnt ihr Damon zum Ber-

„gnügen das Thürlchen nicht beim Flütern an.“ Anlehnen ist nicht der rechte Ausdruck, oder es sollte heißen: er lehnte es nicht wieder an; besser: er ließ die Thüre offen. Aber so hätte der folgende Reim, kann, nicht bestehen können. „So, daß sie aus dem Bauer fliegen und in der Stube flattern kann.“ Das so, daß, ist sehr demonstrirt, ist zu gezwungen, oder doch prosaisch. Wenn sie aus dem Bauer fliegt, so weiß ich schon, daß sie in der Stube flattern kann; und wenn sie das Letzte thut, muß das Erste geschehen seyn. Ein Umstand ist überflüssig. In der Stube flattern, sagt man auch nicht, sondern lieber herumflattern. Flattern soll hier ein lachender Ausdruck seyn, thut aber keine gute Wirkung. „Und sang sie vormals sehr: „sa sang sie iht noch dreyimal mehr.“ Mehr, harmonirt mit dem sehr nicht, sondern mit dem Reime. Es sollte heißen: noch dreyimal stärker. Die ganze Strophe ist prosaisch und gebehnt.

Dritte Strophe. „Auch Vögeln ist die Freyheit lieber, „als Kerker, welche Gold umzieht.“ Diese Sentenz steht nicht an ihrem Orte. Kerker paßt zur Freyheit nicht gut. Es sollte Sklaverey heißen. Sie sitzt so, daß; prosaisch. Damons großer Spiegel. Wozu Damons? Kann der Spiegel jemanden anders gehören? Es wäre besser, der Spiegel hätte gar kein Beywort. „Sie sieht sich selbst, und meynt da- „bey, daß dieses Bild die Schwester sey.“ Meynt dabey; gezwungen und gereimt. Dieses Bild; was für ein Bild? Es ist ja noch keines da gewesen, auf welches dieses gehen könnte. Also ihr eignes Bild, oder das sie iht sieht. Die Schwester. Warum Schwester? War es eine Sie? und war die singende Lerche auch eine Sie? Ueberhaupt ist der Familienname Schwester hier nichts artiges, denke ich.

Vierte Strophe. „Sie stuzt und regt, vermuthlich bewegt, die kleinen Schwingen.“ Klein, ist hier ein sehr über-

Küßiges Beywort. Bald will sie fort; Wohin? Bald bleibt sie hier. Es sollte wohl heißen: Bald will sie auf-fliegen, bald hält sie sich wieder zurück. Drauf öffnet Damon bald; bald ist geflücht. Die Thür, statt der Thüre, da die folgende Zeile sich mit keinem Vocale anfängt, wie hart! „Da“, bringt der Schall im Augenblick aus dem gewölbten Saal zu-„rück.“ Da, ist hier prosaisch. Im Augenblick, scheint ge-reimt zu seyn. Aus dem gewölbten Saal; ist dieser Saal ein Vor-saal? Vermuthlich. Und warum öffnet Damon die Thüre zum Saale? Die Lerche hätte ja davon fliegen können?

Fünfte Strophe. „Sie läßt sich zwey Minuten hören.“ Aber warum nicht mehr, nicht weniger Minuten? Ist zu arith-metisch bestimmt. „Die Ehrsucht martert ihren Geist.“ Der Geist der Lerche, vielleicht auch das Martern ist sehr poetisch und gezwungen. „Sie meynt die Schwester selbst zu hören.“ Die Schwester; weg damit! Selbst ist überflüssig und nur des Versmaasses wegen da. „Die ihr der falsche Spiegel weist.“ Der falsche Spiegel, weil er die Einbildung der Lerche betrog, kann poetisch richtig seyn; allein ein falscher Spiegel heißt auch so viel, als ein Spiegel, der den Gegenstand nicht getreu dar-stellt. „Drauf läßt sie sich mit sich allein betrogen in den Wett-„streit ein.“ Drauf ist kurz vorher da gewesen. Betrogen; dieses Participium steht hier an keinem guten Orte, und verur-sacht eine Dunkelheit. In den Wettstreit; nicht den, sondern einen; ist wider die Sprache.

Sechste Strophe. „Sie singt aus ehrsuchtsvollem Grim-me.“ Grimm scheint zu viel für das Singen einer Lerche zu seyn. Vor Grimm nach dem Spiegel fliegen, dieses würde man eher sagen. „Sie zieht, sie trillert, mengt und paart der hel-„len Kehle starke Stimme auf hundert und auf tausend Art.“ Diese drey Verse betriügen auf den ersten Anblick, und scheinen harmonisch zu seyn. Sie zieht und trillert; gehen diese

Worte auch auf die Stimme? Sie zieht und triffert die Stimme; das kann wohl nicht seyn. Aber sie stehen doch so, und also sind es *ambigue dicta*. Sie mengt die Stimme der Kehle, und paart sie. Wie kann ich eine Stimme mengen? Töne möchten wohl gemengt werden können; und doch wollen mir die gemengten und gepaarten Töne auf hundert und tausend Art gar nicht gefallen. Man sagt auf hunderttausend oder tausenderley Art im gemeinen Leben; und wenn dieses richtig ist, so ist es doch ganz prosaisch. Der Poet muß sich von der Prosa zu entfernen wissen, auch da, wenn er den niedrigsten Styl redet.

Le stile le moins noble a pourtant sa noblesse.

Siebente Strophe. Noch läßt sie sich nicht kraftlos finden; ist gezwungen gesagt. Es soll heißen: Dennoch fährt sie herzhast fort. Sie singt und will zu ihrer Pein eh sterben, als nicht überwinden, eh siegen, als am Leben seyn. Sehr heroisch von der Lerche. Aber worauf geht das zu ihrer Pein? Auf das Sterben? Sie will also zu ihrer Pein sterben? Sehr fremd geredt. Dem einzelnen Worte, siegen, sollte nicht die Lebensart entgegen gesetzt stehen, am Leben seyn, sondern leben. Es ist natürlicher und verhältnißmäßiger. Wer sieht nicht, daß die Reime Pein und seyn wider das Natürliche dieser Stelle sich empört haben? Aber der Reim ist der Sklave, und der Poet der Herr.

La rime est une esclave, et ne doit qu'obéir.

„Sie singt; allein zu ihrer Schmach.“ Schmach ist nicht das richtige Wort; Schande, Verdruß, Schimpf, oder so etwas. „Das Echo wacht;“ wacht ist unnatürlich. „Und thut es nach;“ thut, ist platt; warum nicht, spricht, singt u. d. gl.?

Achte Strophe. „Drauf schießt sie bey dem letztenzuge, die so bethörte Sängerin, mit aufgebrachtem schnellen Fluge nach der verhassten Freundin hin.“ Drauf, schon wieder!

Bey dem letzten Zuge; was ist das für ein Zug? Der Zug
 des Athems; oder steht Zug statt Ton? Und was heißt der letzte
 Zug? Soll es heißen: indem sie den letzten Ton singt, schießt
 sie nach dem Spiegel? Wer wird so erzählen? Die bethörte
 Sängerinn; bethört ist kein gewähltes Wort. Mit schnellem
 Fluge kann man sagen, aber wohl nicht ohne Gewaltthat mit
 aufgebrachtem schnellem Fluge. Die verhaßte Freundin,
 ist langweilig, und wie das hin nicht nothwendig; und woher
 war sie eine Freundin von ihr? Sie sah sie ja ist zum ersten-
 male. Das Ozymoron, verhaßte Freundin, ist also hier
 ein Spielwerk. „Und stößt sich in der Kaseren am Spiegel Kopf
 und Hirn entzwey.“ In der Kaseren; wer wird dieß von der
 Perche sagen? Sie ist ja kein Tieger. In der Hitze stößt sie
 sich also am Spiegel Kopf und Hirn entzwey. Erstlich Kopf;
 es muß nothwendig den Kopf heißen. Alsdann Hirn für
 Gehirn ist unerträglich. Und warum muß sich die arme Perche
 den Kopf, und auch das Gehirn entzwey stoßen? Ich dünkte, das
 erste wäre genug gewesen? Das Gehirn ist unnöthig, und er-
 weckt einen ekelhaften Begriff. Endlich sagt man nicht, sich das
 Gehirn entzwey stoßen.

Neunte Strophe. „Hier trägt sie Damon aus der
 „Stube.“ Wozu wird das Leichenbegängniß erwähnt? Um
 auf die Grube einen Reim zu haben? Warum trug sie Da-
 mon aus der Stube? Warum warf er sie nicht zum Fenster
 hinaus? Mißlicher Umstand! O spricht er, da er nachge-
 dacht. Er muß also erst nachdenken, ehe er seinen Sittenspruch
 findet? Wäre es nicht natürlicher, er fiele ihm gleich ein? O!
 kämen die in eine Grube. Das doppelte O! scheint mir
 zu wichtig für diesen Fall zu seyn. Aber wem sagt er diese Be-
 trachtung? Sich selber, oder sind Leute um ihn? Sollte Da-
 mon so figürlich mit sich selbst reden? das ist nicht wahrschein-
 lich. Genug er sagt: „O kämen die in eine Grube, die Ihr

„und Schatten umgebracht, so würdest du wohl manchem Selbst, und manchem Weissen beygefellt.“ Was bedeutet Schatten: Den eigentlichen Schatten in Ansehung der Lersche, und den figürlichen in Ansehung des Selbst und Weissen; ist also zweydeutig. Manchem Selbst ist wider die Grammatik; manchem Selbst. Beygefellt, lieber zugesellt; wiewohl auch dieses Wort noch nicht das bequemste ist. Die ganze Betrachtung ist zwar die Hauptmoral; aber durch eine gute Wendung wollte man sie doch nur im Vorbeygehen anbringen; und dafür sollte sie natürlicher und nicht so spitzfindig gesagt seyn.

Dieses sind also die Fehler in Absicht auf die Kürze, die Deutlichkeit der Erzählung, und die nöthige Wahl der Sprache. Und wo sind denn nun die Eigenschaften der dritten Tugend der Erzählung, nämlich der Anmuth?

Ich hätte noch viel mehr sagen können, wenn ich strenger hätte critisiren wollen. Indessen wird dieses hinlänglich seyn, den Geschmack und die Beurtheilungskraft der Anfänger zu schärfen, und diejenigen Leser, welche meine Fabeln in den Belustigungen immer noch für gut, und mich für eigensinnig gehalten haben, weil ich sie nicht habe herausgeben wollen, zu belehren, daß sie zu sichtlich, und darum zu günstig von diesen Arbeiten geurtheilet. Dieses gilt auch von den folgenden beiden Fabeln. Sie können mit ihren Anmerkungen ein Beweis seyn, daß ich sie, aus Hochachtung für das Publicum und den Geschmack, nicht habe sammeln wollen. Sie waren mir zu der Zeit, da ich sie schrieb, leicht zu vergeben; und es ist ein weit größerer Fehler, daß ich sie damals habe drucken lassen, als daß ich sie nicht besser gemacht habe.

Der Schäfer und die Sirene.*)

Ein Schäfer aus der goldnen Zeit,
Ein Thyrsis im Arkaderlande,
Trieb öfters nach des Meeres Strande,
In ruhiger Gelassenheit.
Sein treuer Hund war sein Gehülfe,
Ein kirres Lamm war seine Lust,
Und, außer einem Rohr von Schilfe,
Ihm weiter kaum ein Glück bewußt.

Er kannte weder List noch Feind,
Und schlief verguldet auf seiner Matte;
Er wünschte nichts, als was er hatte,
Und war sich selber Glück und Freund.
Ihn rührten keine Schäferinnen;
Gefiel ihm eine bey dem Spiel:
So konnte sie nichts mehr gewinnen,
Als daß sie ihm einmal gefiel.

Doch seiner Ruhe droht Gefahr!
Das Meer zeigt ihm die beste Schöne;
Er wird die nackte Sirene
Mit nie gefühlter Lust gewahr.
Er steht, und will nicht stehen bleiben;
Er sieht, verliert den freyen Sinn,
Will abwärts mit der Heerde treiben,
Und treibt nur mehr ans Ufer hin.

Zwo blauer Augen Blick und Zug,
Die schmachkend voller Wollust brannten,
Sich nach dem Angriff zaghaft wandten,
Als hätten sie nicht Muth genug;

*) (Belustigungen 1741, S. 82.)

Halb stolze, halb verschämte Mienen,
 In denen Ernst, Gefahr und Lust
 Einander zu begegnen schienen,
 Durchdrangen unsers Schäfers Brust.

Vom runden Kinne bis zur Hand,
 Von weißen Hüften bis zur Stirne,
 Entzückt ihn diese Wasserbirne,
 An der er tausend Anmuth fand.
 Nie wird sie reizend gnug beschrieben;
 Der beste Riß bleibt ein Versuch.
 Kurz: Sie zu sehn und nicht zu lieben,
 War, wie man sagt, ein Widerspruch.

Der gute Schäfer steht zerstreut,
 Vergißt sich selbst und seine Heerden,
 Und klagt mit ängstlichen Geberden
 Der Schönen seine Zärtlichkeit.
 Dich, rief das Kind, kann ich erhitzen?
 Ich soll an deiner Seite ruhn?
 Ja, Freund, du sollst mein Herz bestizen,
 Erbittle mich nur vom Neptun.

Der Schäfer ruft zum Gott der See:
 Ein Opfer von zwei feisten Ziegen
 Soll dich, Neptun, sogleich vergnügen,
 Wofern ich nicht vergebens fleh.
 Dir, spricht Neptun, mein Kind zu geben!
 O spare Seufzer, Wunsch und Harm!
 Ich gäbe dir und deinem Leben
 Ein ewig Unglück in den Arm.

Der arme Thyrsis seufzt und weint,
 Und klagt mit manchem bangen Schalle
 Sein Leid dem nahen Widerhalle,
 Bis wiederum Neptun erscheint.

Gut, spricht Neptun, du gleichst den Knaben;
 Dich blendet eine Scheingestalt.
 Gut, gut, du sollst dein Unglück haben;
 Denn du verlangst es mit Gewalt.

Die Nacht befördert Thyrsis Ruh;
 Neptunus giebt ihm die Sirene.
 Der Schäfer trägt die nasse Schöne
 Entzückt nach seiner Hütte zu.
 Er weis sein Glück kaum genug zu schätzen,
 Sein mattes Herz wird wieder frisch.
 Der Tag erscheint. O welch Entsetzen!
 Sirene war halb Mensch, halb Fisch.

O Fabel! meynst du nicht die Welt,
 Die früher liebt und eher brennet,
 Als sie das Kind zur Hälfte kennet,
 Das Aug und Wahn für göttlich hält?
 Man liebt der Schönen Mund und Stirne,
 Bis der verborgne Fisch uns schreckt,
 Ihr eitles Herz, ihr leer Gehirne
 Die Fehler unsrer Wahl entdeckt.

Auch diese Erzählung hat viel Mißßiges, viel Mattes, und einen gewissen Firniß, der das Auge blendet. Ein Arabischer Schäfer steht eine Sirene auf der See, verliebt sich in sie, hält bey dem Neptun um sie an, und bekommt sie. Dieß sind die Haupttheile der Erzählung, welche die Deutlichkeit bezieht, und die Kürze billiget. Die Theile sollen nun ausgebildet und verschönert werden, damit sie, gleich als auf dem Gemälde, genug ins Auge fallen, jedes nach seinem Bedürfnisse, nach der Wahrscheinlichkeit; aber auch nach der Hauptsache. Der Schäfer, die erste Person der Handlung, was will man von ihm wissen? Wie ruhig und zufrieden er mit seinem Stande war? Nein,

man will ein Zuschauer von der Begebenheit seyn, wie er die Sirene erblickte, und sich in sie verliebte. Wäre also die Beschreibung von seiner schäferischen Zufriedenheit auch noch so schön: so würde sie doch eben deswegen wieder nicht gut seyn, weil sie hier nicht nöthig war, von der Sache, die vorgieng, nicht befohlen wurde, und die Aufmerksamkeit zu lange auf sich zog.

Que jamais du sujet, le discours s'écartant,

N'aille chercher trop loin quelque mot éclatant.*)

Die zweyte Hauptperson ist die Sirene. Was will man von dieser wissen? Wie schön sie war? Ja; aber unter der Bedingung, daß die Beschreibung unsre Erwartung übertreffen, daß sie nicht alltäglich seyn, daß sie nicht durch ihre Länge einschläfern muß. Die eingeschaltete Beschreibung der Sirene ist nicht neu; sie ist lang und starr. Ihr Verhalten bey der Liebeserklärung des Schäfers ist das Merkwürdigste, was man wissen will, und worauf man, wenn man von so einer Handlung ein Zuschauer wäre, am meisten Acht haben würde. Dieses Verhalten würde sich durch ihre Mienen und Geberden, durch ihre kleinen Listn, daß sie thäte, als merkte sie den Schäfer nicht, daß sie sich auf der See mit einer gewissen angenommenen Sorglosigkeit etwas zu thun machte, daß sie bald ihre Flossen zurückschlüge, bald im Schwimmen ihrer Schönheit eine neue Anmuth gäbe, und endlich dadurch offenbaren, daß sie mit ihm so redte, daß er hoffen und fürchten mußte, um ihn desto gewisser zu fesseln. Dieses Gemälde, weil es Handlung enthielte, würde einnehmender seyn, als die tobt Beschreibung ihrer Augen, ihrer Stirne, ihrer weißen Schultern; würde aus der Materie selbst entsprossen seyn, und nichts als Wahl und Feinheit erfordern. Auf diese Weise hätten die beiden Hauptgegenstände der Erzählung schön gezeigt werden können; und so hätte zugleich die Erzählung anstatt der ernsthaften Miene, die ihr nicht läßt, die

*) Boileau A. P. Ch. I. v. 180.

lachende und ununtere, die sie verlangt, bekommen können. Der Theil der Handlung, da der Schäfer den Neptun bittet, und wieder bittet, ist in der Fabel mit kleinen Umständen beschweret, die nicht einnehmen. Man will wissen, ob der Schäfer die Sirene bekommen wird; aber man will es bald wissen. Wie es uns in der Natur als Zuschauern würde beschwerlich gewesen seyn, wenn der Schäfer und Neptun ein langes Gespräch mit einander gehalten, und unsrer Neugier Gewalt angethan hätten: so wird es auch in der Nachahmung beschwerlich. Und das heißt eben Geschmack, stets das Gehörige, das Beste zu wählen, nicht zu viel, nicht zu wenig, und doch das zu sagen, was das Vorzüglichste war. Ich will es zugeben, daß die Erzählung hin und wieder einige feine Züge hat. Aber wie wenig ist das, wenn die Hauptschönheit fehlt?

C'est peu qu'en un ouvrage, où les fautes fourmillent,
Des traits d'esprit semés de tems en tems petillent.
Il faut que chaque chose y soit mise en son lieu;
Que le début, la fin, repondent au milieu;
Que d'un art délicat les pièces assorties
N'y forment qu'un seul tout de diverses parties.*)

Dieses gilt von jedem Werke des Geschmacks, und von der kleinen Fabel so wohl, als von der größern; ja von der kleinen um desto mehr, je geschwinde der Fehler an einem kleinen Werke in die Augen fällt. Den Fehler, daß der Schäfer nicht eher als am Morgen sieht, wer seine Sirene war, will ich nicht tadeln, da er schon lange von andern ist getadelt worden.**)

*) Ebenas. B. 175. **) Der Engländer Denis (*S. Select Fables* by Mr. Charles Denis. London 1754. auf der 203. S.) hat eben diesen Fehler begangen. Er sagt von dem Schäfer:

And now possess of all her charms,
He thinks himself the happiest man in life;
But oh! at morn he found within his arms
A monster for a wife.

Die Erzählung leidet mehr als eine Moral, nachdem sie gewendet wird. Man kann sagen: Eine Schöne, die vor der Hochzeit eine Göttinn war, ist nach derselben oft ein schönes Ungeheuer. Man kann sagen: Wir treffen die Wahl bey unsrer Liebe sehr übereilet; wir sehen auf den äußerlichen Reiz, und untersuchen nicht, ob unter ihm nicht ein böses Herz verborgen liege. Man kann die Moral von einer andern Seite nehmen und sagen: Wenn uns die Götter stets unsre Wünsche gewährten, so gewährten sie uns nicht selten unser Unglück. Oder: unsre liebsten Wünsche sind oft die größten Thorheiten. Diejenige Deutung wird die beste seyn, die am natürlichsten aus der Erzählung fließt, und die zugleich ihres innern Werthes wegen die andern übertrifft. Es ist wahr, der Liebhaber führt oft in seiner Braut, übereilt durch seine Wahl, betrogen durch die Augen und Einbildung, ein verkleidetes schönes Unthier nach Hause. Aber so wahr es seyn mag, so würde ich doch diese Bedeutung der Fabel nicht wählen; entweder weil es zu wahr ist, oder weil es eben so wahr ist, daß sich die Liebhaberinnen oft nicht weniger betrügen. Es scheint mir also eine Art der Ungerechtigkeit in dieser Klage enthalten zu seyn. Die Deutung, daß nach der Hochzeit aus der angenehmen Braut bald eine kleine Furie wird, scheint mir mit der Erzählung nicht genau übereinzustimmen, wenn man dem Schäfer nicht ein förmliches Beplager andichten will. Es würde folglich nach meinem Geschmacke die letzte Moral die vorzüglichste seyn, nämlich daß unsre feurigsten Wünsche im Grunde oft Thorheiten sind.

Ich komme nunmehr zu den Anmerkungen über den Ausdruck und Ton der Erzählung. Sie ist wieder in dem Versmaasse der Ode abgefaßt, und um wohlklingende Strophen zu machen, habe ich das Freye und Natürliche im Erzählen vernachlässiget.

Erste Strophe. „Ein Schäfer aus der göldnen Zeit, ein

„Thyrsis im Arladerlande:“ die zweyte Zeile ist müßig, und das ein Thyrsis, das dialogisch schön seyn soll, eben nicht schön. Würde man gern in Prosa erzählen: Ein Schäfer, ein Thyrsis in Arlabien, trieb öfters — Siebt es außer Arlabien auch Thyrsis? Oder dichten wir unsre Schäfer, wenn wir welche schaffen, nicht in dieses Land hinein, oder aus ihm heraus? Will man sagen: es kann ja wohl in Arlabien viele Thyrsis geben; nun so heißt ein Thyrsis, der Bedeutung nach, nichts mehr als ein Schäfer, und dieß steht in der ersten Zeile. Im Arladerlande; nicht gut gesagt, so wie man nicht sagen würde, im Sicilerlande. Kurz, man erinnert sich bey dem Arladerlande an das alte Lied: Der tapfre Fürst im Bayerlande. „In ruhiger Gelassenheit.“ Dieser Vers ist sehr nachgeschleppt; er sollte in den Gedanken hineingehoben seyn, und also vor dem Meeresstrande stehen. Gelassenheit ist zu wenig; Zufriedenheit sollte das Wort sein. Durch das Wort ruhig wächst die Idee der Gelassenheit, oder ihr Nachdruck nicht. Ueberhaupt ist Gelassenheit nicht das rechte Wort. „Sein treuer Hund war „sein Gehülfe u. s. w.“ Diese vier Zeilen, und die nächstfolgenden viere aus der andern Strophe sind ein Zierrath, der nicht zur Sache gehört. Der Schäfer mochte das seyn und haben oder nicht, was in dieser Beschreibung steht: so konnte er sich doch allemal in die Sirene verlieben. Endlich setzt man voraus, daß ein arlabischer Schäfer ein zufriednes Geschöpf ist; man muß es daher nicht weitläufig erweisen, sondern nur im Vorbeygehen erwähnen, wenn es nicht die Absicht der Materie besonders befehlt. Es mag also diese Beschreibung, einzeln betrachtet, noch so gut seyn: so ist sie es hier doch deswegen nicht, weil sie nicht das Bedürfniß des Stücks, sondern des Poeten ist, der seine Geschicklichkeit im Beschreiben ohne Ruf hat wollen sehen lassen; das heißt Quintilian lasciviam ingenii, wenn er den Ovid von dieser Seite her tadelt. Was überflüssig ist, ist allemal verwerflich,

wenn es auch noch so schön wäre; und diese Beschreibung ist unfreilich überflüssig, und zu lang.

— Recideret omne quod ultra

Perfectum traheretur —

sagt Horaz *) von Lucil, wenn er wieder aufstehen und seine Gedichte verbessern sollte. Endlich verräth das Rohr vom Schilf den Reim zu sehr. „Er kannte weder List noch Feind.“ Das versteht sich. In Arabien betrügt und verfolgt man sich nicht. „Er schlief vergnügt auf seiner Matte;“ ist wenig gesagt. „Er wünschte nichts, als was er hatte.“ Diese Beschreibung würde genug zu dem Charakter des Schöpfers gewesen seyn, wenn sie richtiger gesagt wäre. „Und war sich selber Glück und Freund.“ Was soll Freund hier heißen? Er liebte sich selbst am meisten? Nein, und also dieses: er brauchte und suchte keine Freunde. Das ist wider die Natur, und also auch wider die Natur der Schöpfer. Thyrsis wäre ein Anachoret, und kein Schöpfer gewesen, wenn dieser Umstand wahr seyn könnte.

Dritte Strophe. „Doch seiner Ruhe broht Gefahr! „Das Meer zeigt ihm die beste Schöne.“ Das Beywort beste ist matt. „Er wird die nackte Sirene mit niegefühltter Lust „gewahr.“ Mit niegefühltter Lust; worauf bezieht sich diese Lust? Ueberhaupt auf alle seine Lust, die er je empfunden? Oder soll er sonst schon die Sirene gesehen, und nie so viel bey ihrem Anblicke empfunden haben? Es ist also zweydeutig; *redarguet ambigue dicta*. Er verliert den freyen Sinn, anstatt seine Freyheit, ist gezwungen und unrichtig.

Die vierte und fünfte Strophe enthalten wiederum ein gebehnte Beschreibung der Sirene. „Zwo blauer Augen Blick „und Zug, die schmachteud voller Wollust brannten, sich nach

*) L. I. Sat. 10. und Boileau A. P. Ch. I. v. 61.

Tout ce qu'on dit de trop est fade et rebutant:

L'esprit rassasié le rejette à l'instant.

„dem Angriffe jaghaft wandten, als hätten sie nicht Muth genug.“
 Zwo blauer Augen; nicht zwo, sondern zwey. Sagt man:
 Doris hat zwey schöne blaue Augen? Kann sie derselben wohl
 mehr oder weniger haben? Ein Paar blaue Augen; ja, das
 spricht man. Der Blick und Zug dieser blauen Augen durch-
 drangen die Brust des Schäfers. Was ist der Zug der Au-
 gen? Soll es das Anziehen heißen, so ist es erbärmlich gesagt.
 Und wie kann das Anziehen der Augen die Brust durchbringen?
 Ich mag wohl nicht viel dabey gedacht haben; sonst würde mehr
 Klarheit in dem Ausdrücke seyn.

Ce que l'on conçoit bien, s'énonce clairement,

Et les mots, pour le dire, arrivent aisément. *)

Diese Augen brannten voller Wollust; gut. Sie brannten schmach-
 tend voller Wollust. Geht schmachkend auf voller Wollust,
 oder bezieht es sich aufs Brennen? — „Sich nach dem An-
 griffe jaghaft wandten, als hätten sie nicht Muth genug.“ Erst
 sind die Augen Flammen, nun werden sie so gleich Streiter.
 „Halbstolze, halbverschämte Mienen, in denen Ernst, Gefahr
 „und Lust einander zu begegnen schienen.“ Welches Gemälde
 der Mienen! Halb stolz, halb verschämt, dieß läßt sich denken,
 und also auch malen. In diesen Mienen ist über den Stolz und
 die Verschämtheit erstlich Ernst. Was heißt Ernst hier? Eine
 ernsthafte Miene? Diese ist schon im Stolge. Oder heißt Ernst,
 weil Gefahr darauf folgt, gar so viel als Muth? Oder ist es
 dem Scherze entgegen gesetzt, und heißt also: es war den Mie-
 nen ein Ernst, den Schäfer zu rühren? Das weiß ich nicht,
 und mag es auch nicht wissen. In diesen Mienen begegnen also
 erst der Ernst, und dann die Gefahr, und auch die Lust ein-
 ander. Was ist Lust? Heißt es Freude, Vergnügen, Reiz, oder
 Wollust? Vermuthlich das Letzte? Und wie begegnen denn nun

*) Bolleau A. P. Ch. I. v. 453.

diese personificirten Begriffe einander? Brust, anstatt Herz, ist sehr hoch bey dieser Gelegenheit, und durchbringen ist eben nicht schön. Ihre Blicke, ihre Mienen durchbringen meine Brust. Hört man keinen Zwang bey diesem Ausbruche? „Diese Wasserbirne,“ ein garstiges Wort, des Reims wegen herbezogen, „entzündt ihn vom runden Kinn bis zur Hand, von „weißen Hüften bis zur Stirne.“ Nicht viel Idee, und sehr viel Worte. So verliert sich unter der Menge von Blättern eine unreife Frucht. Warum fängt die Beschreibung vom Kinn an zu visiren, bis auf die Hand? Man sagt vom Haupte bis zum Fuße, und vom Fuße bis zum Haupte, weil dieses die äußersten Theile sind, die einander entgegen stehen; aber das Kinn und die Hand sind es nicht. Das Kinn, in so weit es bloß rund ist, ist eben noch nicht schön; ich kann eben so wohl der runde Arm sagen. Da das Kinn ein Beywort hat, warum es den Schäfer entzündt: so sollte die Hand ebenfalls ein Beywort, oder eine kleine Erhöhung haben. „Von weißen Hüften bis zur Stirne.“ Erstlich fehlt der Artikel den, von den weißen Hüften, der nach den Sprachgesetzen hier durchaus nicht fehlen kann. Ferner ist das Beywort weiß wieder kein ausdrückendes eigenthümliches Beywort. Sind nur die Hüften weiß? Nicht auch die Hand und die Stirne? Endlich sollte die Stirne ebenfalls ein Beywort haben, wie die Hüften eins hatten. Die Hüften und die Stirne stehen auch in keinem Verhältnisse, und das Wort Hüften ist wider den willkührlichen Wohlstand. „An der er tausend „Anmuth fand.“ Nachdem schon die Wirkung, das Entzücken, vorhergegangen, kommt endlich die Ursache hintennach geschlichen, daß er tausend Anmuth an der Schönen fand. Ueberdieses ist das finden, und das tausend sehr prosaisch. „Nie „wird sie reizend gnug beschrieben.“ Das sieht man aus der Beschreibung selber. „Der beste Riß bleibt ein Versuch.“ Riß für Abriß, Abbildung, nicht gut. Versuch; es sollte hier un-

freitig heißen, unvollkommenes Gemälde, Schattenwerk, u. d. gl. Beide Verse stehn der folgenden wegen da: „Kurz, sie zu sehn „und nicht zu lieben, war, wie man sagt, ein Widerspruch.“ Kann ich sagen: Ich sah das Frauenzimmer, sie war außerordentlich schön, und es war ein Widerspruch, sie zu sehen und nicht zu lieben? Oder würde man nicht sprechen: und es war mir unmöglich, sie zu sehen und nicht zu lieben? Im Präsenti kann der Ausdruck richtig seyn: sie zu sehen und nicht zu lieben, widerspricht sich; und doch würde ich nicht sagen, ist ein Widerspruch, lieber, etwas widersprechendes.

Sechste Strophe. „Der gute Schäfer steht zerstreut, ver- „gibt sich selbst und seine Heerden.“ Erst die Heerden, und dann sich. Wenn ich mich vergesse, so ist es nichts neues, daß ich das vergesse, was um mich herum ist. „Und klagt mit ängst- „lichen Geberden der Schönen seine Zärtlichkeit.“ Ängstlich ist zu hoch getrieben; und ängstliche Geberden rühren auch nicht sehr. Warum nicht lieber schüchterne, furchtsame Geberden: Diese sind der geschwinden Liebe eigen. „Dich, rief das „Kind, kann ich erhitzen?“ Was für ein Kind? Die Sirene? Die Schöne also, oder das schöne Kind; und nicht das Kind allein. Kann ich erhitzen, ist sehr romanenmäßig, eben so wohl als das, an deiner Seite ruhn. Der Schäfer hat ja noch nicht gesagt, daß sie an seiner Seite ruhen soll; warum ist sie so voreilig? Sollte eine Sirene nicht schlauer antworten? Ich dachte es.

Siebente Strophe. „Der Schäfer ruft zum Gott der „See: Ein Opfer von zwö feisten Ziegen.“ Warum feist und nicht fett? und warum ein Opfer von Ziegen? Opfern etwan die Schäfer dem Neptun eingeführtermassen Ziegen, oder werden ihm nicht vielmehr Stiere und Pferde geopfert? Und warum zwö? „Soll dich, Neptun, so gleich vergnügen.“ Das so gleich ist sehr pünktlich, contractmäßig, und verräth eine große

Meinung von seinem Opfer; und das vergnügen ist sehr gezwungen, und wegen der Ziegen aufgesucht. „Wosern ich nicht „vergebens fleh;“ klingt zu drohend. „Dir, spricht Neptun, mein „Kind zu geben?“ Neptun redet hier wie ein guter ehrlicher Bürger. Ist die Sirene seine Tochter? „O spare Seufzer, „Wunsch und Harm!“ In dieser Zeile drückt sich Neptun poetischer aus. Er redet in der Figur, die man Gradation oder Cumulation nennt; aber sie ist ihm nicht recht gegülkt. Spare deine Seufzer und deine Wünsche, hätte er sagen können; aber spare deinen Harm, dieß hat er des Reims wegen gesagt, sonst würde er das unbiologische Wort nicht gebraucht haben. „Ich gäbe dir und deinem Leben ein ewig Unglück in den „Arm.“ Daß er ihm das Unglück in den Arm gäbe, wäre schon genug; aber seinem Leben in den Arm, da hat Neptun gar nichts gesagt.

„Der arme Thyrsis seufzt und weint.“ Thränen möchte Thyrsis wohl vergießen, nur nicht weinen. „Und klagt mit „manchem bangen Schalle sein Leid dem nahen Wiederhülle, bis „wiederum Neptun erscheint.“ Mit manchem bangen Schalle, ist gereimt und hart. Dem nahen Wiederhülle; wo war der Wiederhülle? auf der See, oder auf der Flur? „Bis wie- „derum Neptun erscheint.“ Wenn ich auch die Versetzung des wiederum nicht tadeln will, so ist es doch wenigstens kein Wort für die Poesie. In wie langer Zeit ist Neptun nicht wiederum erschienen? Hat der Schäfer stets dem Wiederhülle sein Leid indessen geklagt? Die Antwort des Neptuns ist den Versen nach gut, dem Inhalte nach sehr philosophisch und docirend.

„Die Nacht befördert Thyrsis Ruh.“ Ist Ruhe hier der Schlaf, weil die Nacht die Ursache davon ist, oder heißt es Vergnügen, Glück? „Neptunus giebt ihm die Sirene.“ Auf was Weise? „Der Schäfer trägt die nasse Schöne entzückt nach „seiner Hütte zu,“ und merkt es also nicht, daß sie halb Fisch

ist? nicht eher, als bis der Tag erscheint? „Sein mattes Herz wird wieder frisch.“ Gezwungen, und mehr noch als gezwungen!

„O Fabel! meynst du nicht die Welt, die früher liebt und „eher brennet.“ Welt, es geht ja nicht auf die ganze Welt, sondern nur auf die Mannspersonen. Das brennet ist kein schönes Wort, und sagt ohnedem nichts mehr, als das liebet. „Als sie das Kind zur Hälfte kennet, das Aug und Wahn für „göttlich hält.“ Das Kind anstatt Schöne; unnatürlich. Zur Hälfte kennet; ist unedel ausgebrüht. Aug ohne Artikel, und statt die Augen, ist hart. „Man liebt der Schönen „Mund und Stirne.“ Hier sind die Theile für das Ganze, für das Gesicht gesetzt; aber mit eben dem Rechte könnte man auch sagen, die Augen und Wangen. Der Mund und die Stirne sind nicht die vornehmsten Theile; und wenn sie noch so schön wären, und das Gesicht wäre mit einer ungestalteten Nase bedeckt, so würde es wohl nicht gefallen. Indessen will ich dadurch nicht leugnen, daß man sich in einzelne Theile, in ein Paar schöne Augen, in einen schönen Mund verlieben kann; allein daß die Stirne hier dem Reime Gehirne zu Liebe da steht, dieß ist offenbar.

Ich will es genug seyn lassen. Glaubt man, daß ich zu strenge gewesen bin, so antworte ich, daß man gegen das Mitleidmäßige nie zu strenge seyn kann. Nur alsdann verdienen wenige und kleine Fehler Nachsicht, wenn sie durch große Schönheiten vergütet werden.

Der Sperling und die Taube. *)

Ein Vogel unverschämter Zucht,
Der lieber stiehlt, als Arbeit sucht,
Ein Sperling half den frommen Tauben
Oft ihre Kost vom Schläge rauben.
Früh, wenn beym ersten Sonnenschein
Der Hauswirth sang und Futter freute,
Fand er sich an des Schläges Seite
Mehr frech als scheu zum Frühstück ein.

Die Tauben sagten erst kein Wort;
Dann scheuchten sie den Frembling fort;
Doch kam das schelmische Gefieder,
Wo heute nicht, gleich morgen wieder.
Drauf nahm sich aus dem Taubenchor
Die älteste von den stillen Thieren,
Des Unrechts ihn zu überführen,
Mehr reblich, als gekünstelt vor.

Sie war des ganzen Schläges Preis,
An Hals und Brust wie Schnee so weiß;
Im blauen Schwanz und blauen Flügeln
Sahen sich ihr Mann oft zu bespiegeln.
Sie trug die Brust gewölbt und frey,
Die schönsten Latzchen an den Füßen;
Sie konnte auch alt noch zärtlich küssen,
War schön, und doch dem Manne treu.

Noch größere Dinge zierten sie.
Sie hatte mit geschickter Müh
Wohl zwanzig Kinder aufgezogen,
Die ihr zum Ruhm im Schläge flogen.

*) (Belustigungen 1742, I. S. 100.)

• Sie nahm sie zeitig mit ins Feth,
 Sie ließ sie nie zu Schaden fliegen.
 Die Körner, die in Furchen liegen,
 Die, lehrte sie, sind euch bestellt.

Von dieser wird das Werk gewagt.
 Der Sperling kommt, noch eh es tagt.
 Nicht ungestüm und auch nicht blöde
 Setzt sie den' fremden Gast zur Rede.
 Bist du, so fragt sie, tugendhaft?
 Mit deiner Nahrung unzufrieden,
 Nimmst du, was mir und den beschieden?
 Dieß ist der Bösen Eigenschaft!

Der Sperling ward so gleich geführt;
 Nur bin ich noch nicht überführt,
 Ob mehr ihr Ansehn, oder Sagen,
 Zu diesem Siege beygetragen.
 Die Ueberzeugung war geschahn;
 Ihm fällt das Korn aus seinem Munde.
 O, spricht er, gleich von dieser Stunde
 Sollst du mich nun verändert sehn!

Er hält sein Wort auch ohne Schwur,
 Und zwingt die listerne Natur;
 Und ob er öfters flütern sahe,
 Kam er doch nie dem Schläge nahe.
 Die Gärten stillten seine Lust;
 Denn junge Schoten auszureißen,
 Die besten Kirsch'n anzubeißen,
 Hat nie ein Spaz so gut gewußt.

Einst frist er in der schönsten Ruh,
 Da steht ihm unsre Taube zu,
 Und spricht: Wie klug weißt du im Sitzen
 Der Fremden Frucht bequem zu nützen?

Der Sperling hüpfte sogleich empor:
 Nun, schreyt er, kannst du mich noch hassen?
 Hab ich mein Laster nicht gelassen?
 Bin ich nicht frömmere, als zuvor?

Du frömmere? rief die Taube nach,
 Du bist noch eben deine Schmach,
 Du bist, wie sonst, der geile Fresser,
 Und scheinst dir nur vergebens besser.
 Dir wohnt dein böser Trieb noch bey;
 Du stillst ihn nur mit andern Dingen,
 Und suchst dir schmeichelnd bezubringen,
 Daß deine Brust gebessert sey.

Wah, Plato, trifft dein Ausspruch ein:
 Die Tugend scheint ein Tausch zu seyn;
 Ein Laster wird ikt ausgetrieben,
 Ein andres fängt man an zu lieben.
 Der Weichling flieht den geilen Scherz,
 Wird karg, und nennt sich fromm und klüger.
 Wer ist der listigste Betrüger?
 Ist nicht des Menschen eignes Herz?

Die ganze Anlage. Ein Sperling frisst oft den Tauben das Futter weg. Eine der Tauben wagt es, ihm seine Unbilligkeit vorzustellen. Er verspricht Besserung. Sie sieht ihn darauf auf einem Kirschbaume sitzen; und er fragt, ob er nicht sein Wort gehalten hätte, und frömmere geworden wäre? Sie antwortet ihm: Nein, denn du hast noch die vorige Neigung, und stillst sie nur mit andern Dingen. Die Moral: Unsere Tugend ist die meistens ein Tausch. Man verläßt ein Laster, und wählt dafür ein andres. Welcher Betrug!

Gesetzt, diese Erfindung wäre richtig und sinnbildlich genug: so würde sie doch nicht gefallen. Das Anziehende fehlt ihr. Al-

ein das Richtige und Allegorische scheint ihr auch zu fehlen. Was soll z. E. der Sperling fressen, wenn er auf den Bäumen und auf dem Felde gar keine Frucht berauben soll? Und wenn er dieses thun darf, so ist seine Handlung kein Bild einer unerlaubten menschlichen Handlung. Ich sage: „Der Weichling flieht „den geilen Scherz, wird karg, und nennt sich fromm und klü- „ger.“ Dieses Exempel hat keinen Gegenstand an dem Sperlinge. Der Sperling hat seine Neigung mit keiner andern vertauscht. Er ist immer noch genäschig. Er stillt seine Neigung der Lederey nur durch andre Dinge. Aber dieß alles bey Seite gesetzt; ist die Ausführung, die Art zu erzählen gut? Nichts weniger. Die Erzählung hat wiederum viel Müßiges und Langweiliges; z. E. die Beschreibung der Taube in zwei Strophen. Es ist ferner zu weit bey der Erzählung ausgeholt. Ein Fehler, den viele meiner Fabeln in den Belustigungen haben! Anders zu reden, die Fabel ist nicht kurz genug, weil Umstände eingeschaltet sind, ohne welche man das Folgende hätte verstehen können. Sollten diese Umstände ja nothwendig scheinen, so mußten sie munter und lebhaft gesagt werden; und alsdann hätte man sie des Muntern wegen ungern entbehret. Dieß habe ich nicht gethan. Es ist trockner Ernst. Alles, was in den ersten vier Strophen und in der Hälfte der fünften steht, sollte, wenn der Anfang der Erzählung aus dem Gesichtspunkte der Absicht bestimmt wird, so eingerichtet sehn: Ein Sperling fraß oft den Tauben das Futter mit weg. Eine von den Tauben redte ihn deswegen also an. Ich weiß auch nicht, warum der Redner eben eine Taube, und kein Tauber ist. Der letzte scheint mehr Recht dazu zu haben.

Die Sprache der Erzählung. Sie ist zu trocken und schwerfällig. Sie ist nicht munter, nicht naif. Fehlers genug! Sie ist gezwungen, oft von dem Reime, oft von dem Sylbenmaasse, selten von der Sache erzeugt.

Erste Strophe. „Ein Vogel unverschämter Zucht.“ Eine gezwungene Beschreibung! Was heißt Zucht? Heißt es von einem unverschämten Geschlechte, oder soll Zucht Sitten bedeuten? „Der lieber stiehlt, als Arbeit sucht;“ sollte heißen, als arbeitet. Stehlen gefällt mir auch nicht. „Ein Sperling half den „frommen Tauben oft ihre Kost vom Schläge rauben.“ Half rauben, anstatt, er raubte, ist der liebe Reim. Half rauben, heißt, er raubte mit andern. Wo steht etwas davon? Soll der Leser mehr Sperlinge oder andre Vögel in Gedanken hinzufügen? „Früh, wenn beym ersten Sonnenschein der Hauswirth „sang und Futter streute, fand er sich an des Schläges Seite „mehr frech als scheu zum Frühstück ein.“ Beym ersten Sonnenschein; nicht gut gesagt, zu prosaisch; ferner nicht nöthig, außer weil der Reim ein den Sonnenschein verlangte. Der Hauswirth sang; dieser kleine Umstand hätte, da er nichts zur Sache beiträgt, wenigstens nicht so vorherlaufen, sondern lieber durch singend angegeben werden sollen. Futter streute; fütterte, wäre natürlicher, aber so hätte ich nicht Seite darauf reimen können. Mehr frech als scheu. Welcher Gegensatz! Welches Gebrechselte! Warum nicht lieber dreist, unverschämt? Er fand sich zum Frühstück ein. Das sich einfinden und das Frühstück, welches die Sprache munter machen soll, steht zu sehr gegen den Ernst der vorübergehenden Rede ab. Das heißt, auf eine dunkle Farbe gleich eine sehr helle erscheinen lassen, ohne daß sie sich verlaufen.

Die ganze zweite Strophe ist nicht nöthig. Und wenn der Umstand nöthig wäre, müßte er kürzer zusammen gezogen seyn. Frembling ist nicht das rechte Wort. Der Sperling ist der Taube kein Frembling. Schelmische Gefieder. Was ist hier Gefieder? Wo heute nicht, gleich morgen; langweilig. Das Taubenchor ist sehr poetisch. Im Scherze gieng es an. „Die älteste von den stillen Thieren.“ Wer wird die

Tauben durch stille Thiere beschreiben? So kann ich die Hühner, die Schafe und alles ebenfalls stille Thiere nennen. lieber nichts gesagt, als die Idee von den Tauben beschwerlich gemacht. Aber ich mußte auf überführen reimen. „Mehr redlich als „geklünstelt vor.“ Wozu das? Den Vers voll zu machen. Soll das geklünstelt eine Satyre auf die schlechten Redner seyn? Wer konnte sie hier erwarten? Wie sind redlich und geklünstelt einander entgegen gesetzt? Natürlich gieng nicht in den Vers. Wie kann ich mir geklünstelt etwas vornehmen? Das weis ich nicht. Geklünstelt etwas thun, das geht an, und die ganze Fabel ist ein Beweis davon.

Nun kommt die langweilige Beschreibung der Taube. Gesetzt, sie wäre überhaupt gut: so ist sie doch an diesem Orte zu lang. Der Leser wird aufgehalten und ermüdet. Dieß ist nicht die Absicht der Beschreibungen. Wer schmückt kleine Theile so aus, daß sie das Auge von den größern und wichtigern Theilen abziehen? War der Schmuck hier nöthig? Die Taube mochte schön seyn oder nicht; sie konnte sagen, was sie sagt. Ihr stiltlicher Lobspruch in der folgenden Strophe scheint sich mehr mit der Absicht zu vertragen. Einer Taube, die einen so guten bürgerlichen Charakter hat, läßt es am natürlichsten, dem Sperlinge eine Strafpredigt zu halten. Aber warum straft sie ihn? Darum, daß er ihr das Futter vom Schlege wegfraß. Braucht man, dieses zu thun, einen moralisch guten Charakter? Endlich, ist die Beschreibung schön? Sie kann es nicht seyn, wenn sie zu lang und außer ihrem Orte ist. Wir wollen sie nach ihren einzelnen Zügen durchgehen, und nach den Farben. „An Hals „und Brust wie Schnee so weiß.“ Sie hatte also einen weißen Hals. „Im blauen Schwanz und blauen Flügeln schien sich „ihr Mann oft zu bespiegeln.“ Sie hatte blaue Flügel und einen solchen Schwanz, in dem sich ihr Mann (warum Mann?) oft zu bespiegeln schien. Warum nur schien? That ers nicht

wirklich, wenn die Sache anders angeht? Oder mußte ich den Infinitivum spiegeln zu Flügeln haben? „Sie trug die Brust „gewölbt und frey.“ Die Brust frey tragen, geht an. Gewölbt tragen, geht dieß auch an? Vielleicht bey den Tauben. „Die schönsten Latzchen an den Füßen.“ Sie trug also Latzchen, und zwar an den Füßen. Ist trug das rechte Wort? Sagt man: die Taube hat Latzchen an den Füßen, oder sie trägt? Man fällt beynahe durch das Wort tragen auf Bärlatzchen oder Filzschuhe. „Sie konnt auch alt noch zärtlich küssen, war „schön, und doch dem Manne treu.“ Ist treu zu seyn eine große Tugend für Alte? Wozu also dieser doppelte Umstand? Soll es Satyre seyn? Oder ist es nur Ueppigkeit des Witzes, da man einen Einfall nicht zurück halten kann, weil er uns gefällt, ohne zu fragen, ob ihn die Sache gern verträgt? „Noch „größre Dinge zierten sie.“ Die Dinge schieden sich weder auf das Vorhergehende, noch auf das Nachfolgende. Sind das Dinge, daß sie einen weißen Hals und blaue Flügel hatte? Sind das Dinge, daß sie ihre Kinder mit ins Feld nahm, und sie nicht zu Schaden fliegen ließ? Mit geschickter Müß; ist gezwungen. Wohl; ist hier matt, prosaisch. Zwanzig Kinder; nicht schön. „Die Körner, die in Furchen liegen, die, lehrte sie, sind euch bestellt.“ Das lehrte sie, ist hart, gezwungen. Sind euch bestellt, anstatt, sind für euch, ist Reim, ist Undeutsch. In Furchen; nein! in den Furchen. Nicht ungestüm und auch nicht blöde. Wieder ein frostiger Gegensatz des Verses und Reimes wegen! „Bist „du, so fragt sie, tugendhaft?“ Die ganze Rede ist schlecht. Ich hätte besser gethan, ich hätte keine so schöne Taube auftreten lassen. Tugendhaft ist zu menschlich, zu philosophisch. „Was mir und den beschieden,“ nämlich, ist, das hier nicht fehlen kann. Und wer sind die den: Vermuthlich die Umstehenden, also denen, diesen; Undeutsch, wider die Grammatik! Du

nimmst, was mir und den beschieden ist; hätte es trockner gesagt werden können? Ist es nicht schon wieder der Reim? Dieß ist der Bösen Eigenschaft. Herzlich matt, trocken, gereimt!

„Der Sperling ward so gleich gerührt.“ Darüber kann man sich mit Rechte wundern. Doch die Sperlinge sehen vielleicht nicht auf die Beredsamkeit, sondern auf die Sachen. „Nur bin ich noch nicht überführt, ob mehr ihr Ansehn oder Sagen zu diesem Siege beygetragen.“ Es scheint, als hätte ichs gefühlt, daß die Rede der Taube nichts taugt. Aber ich hätte doch den schläfrigen Vers, Nur bin ich noch nicht überführt, auch fühlen sollen, um ihn wegzulassen. „Ob mehr ihr Ansehn oder Sagen.“ Das Sagen anstatt ihrer Rede, ist hier eine Freiheit, die der Reim entschuldigt. „Zu diesem Siege beygetragen.“ Beygetragen ist nebst dem ob mehr durchaus matt, prosaisch; und Sieg schickt sich hierher nicht. Die Ueberzeugung war geschehn. Da schon der Sieg erwähnt worden, so ist dieses sehr kraftlos. „Gleich von dieser Stunde.“ Das gleich ist nicht schön. Nun in der folgenden Zeile, ist ein leeres Wort. „Er hält sein Wort auch ohne Schwur.“ Ohne Schwur; wieder der Reim! „Und ob er öfters füttern sahe.“ Das ob er, anstatt, ob er gleich, ist unrichtig und matt. „Kam er doch nie dem Schläge nahe;“ nahe, es sollte wohl nah, oder zu nah heißen. „Einst frist er in der schönsten Ruh;“ schönste Ruh, schlecht gesagt. Großer Verdacht, daß es der Reim sagt, und nicht der Autor. „Da steht ihm unsre Taube zu.“ Schläfrig verbunden! „Wie klug weißt du im Sitzen.“ Im Sitzen, merkwürdiger Umstand! Endlich warum nicht sitzend? „Der Fremden Frucht bequem zu nützen.“ Harter, unnatürlicher Ausdruck: Die Frucht der Fremden bequem nützen: und das von einem Sperlinge gesagt? Wäre es nicht besser: wie gut läßt du dir die fremden

